ALFRED DÖBLIN

LORAS COLLEGE LIBRARY
STAC
833.91D654K, Ei.v.
Eine Deutsche revolution
c1
3 0051 00400 1340

NOVEMBER 1918

ERSTER BAND

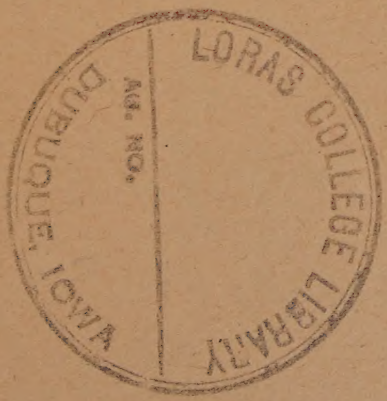
VERRATENES VOLK

VERLAG KARL ALBER
MÜNCHEN

LORAS COLLEGE LIBRARY
ACC. NO.
DUBUQUE, IOWA

DÖBLIN · NOVEMBER 1918

WITHDRAWN FROM
LORAS COLLEGE LIBRARY



ПОЛИТЕХНИЧЕСКАЯ ПЕЧАТЬ
ХИЛОКУМИ ЦКОР

ALFRED DÖBLIN

NOVEMBER 1918

EINE DEUTSCHE REVOLUTION

ERZÄHLWERK

VORSPIEL UND ERSTER BAND

VERRATENES VOLK

LORAS COLLEGE LIBRARY
100947
AC. NO.
DUBUQUE, IOWA

1948

IM VERLAG KARL ALBER MÜNCHEN

Geschrieben 1937—1941 in Paris und Los Angeles (Kalifornien)
„Vorspiel" aus „Bürger und Soldaten 1918"
Band I: „Verratenes Volk"
Band II: „Heimkehr der Fronttruppen"
Band III: „Karl und Rosa"

Published under Military Government Information Control
License No. US-E-165 (Johannes Harling)
Erste Auflage. 1. bis 5. Tausend. Alle Rechte vorbehalten.
Einband Wilhelm Heinold. Gesamtherstellung R. Oldenbourg, Graphische Betriebe G.m.b.H., München.

VORSPIEL

Wie eine lose Tür vom Orkan hin und her geworfen

Dies war geschehen.

Wie eine lose Tür vom Orkan hin und her geworfen und aus den Angeln gebrochen wird, so wurde die deutsche Armee 1918 vom Feind gerüttelt, geschwenkt und schließlich aus ihren Stollen und Festungen gehoben.

Der deutsche General, Erich Ludendorff, ein Dreiundfünfzigjähriger aus der Provinz Posen, wußte, daß er in diesem Jahr die letzte Chance hatte. Er holte im Frühling zu dem Schlage aus, der den Krieg nach vierundvierzig Monaten entscheiden sollte.

Anderthalb Millionen Mann und mehr als sechstausend Geschütze versammelte er in Nordfrankreich um sich auf engstem Raum. Fünfzig Divisionen marschierten ungesehen konzentriert auf Cambrai und St. Quentin. Drei Monate brauchte er zur Vorbereitung. Bei Sturm und Regenwetter, am 20. März um zwölf Uhr, ließ er seine Armeen los auf das Stichwort St. Michael. Mars sollte die Parole für den zweiten Stoß sein, und mit St. Georg wollte er dem Feind den tödlichen Hieb versetzen. Als man drei Tage gekämpft hatte, war die fünfte englische Armee des Generals Gough fast vernichtet, die dritte im Norden nur noch Schlacke. Freilich die siebzehnte deutsche Armee kam bei Arras nicht weiter und blieb im Grabengewirr stecken. Eine fünfzehn Kilometer breite Lücke bei Montdidier klaffte zwischen französischem und englischem Heer. Schon stritt man an manchen Stellen auf freiem Felde. Das war der 25. März. Am 26. begannen die alliierten Reserven auf Amiens zu strömen. Am 27. und 28. füllte sich die Lücke wie der Blutschorf auf einer Wunde. Und am 29. stand die Feindesfront starr wie vorher. Das Wort Mars fiel nicht.

Der deutsche General wußte, was auf dem Spiel stand. Schon erschüttert wiederholte er den Angriff im Mai, im Juli. Am

18. Juli erfolgte der erste feindliche Gegenstoß, der die deutsche Kriegsmaschine zum Stillstand brachte.

Das Heer des Generals Ludendorff wurde vom 18. Juli ab einer grausam überlegten Abnützung unterworfen, von einem Gegner, der an Stärke wuchs. Der 8. August wurde der schwarze Tag des deutschen Generals, seine zweite Armee ließ sich bei Peronne östlich von Amiens überrumpeln, sieben Divisionen wurden vernichtet, ganze Sektoren ergaben sich kampflos den fremden Tanks. Am 21. März verfügte der Deutsche noch über achtzig frische Reservedivisionen, am 13. August standen hinter seiner Front nur noch fünfundzwanzig, davon viele schon abgenutzt. Er wurde über die Aisne und die Somme geworfen. Paris, das begehrte Paris, in das er schon die schweren Kaliber seiner Fernkanonen hatte fallen lassen, kam ihm aus den Augen. Paris, die Blüte des Abendlandes, war außer Gefahr. Die Gefahr begann für die Deutschen selber. Denn was sich jetzt um die Stadt und vor ihr sammelte, war Stahl, Feuer und unermeßlich wachsender Wille.

Der deutsche General hatte schon tausend Kanonen und Millionen Granaten liegen lassen. Seine Front verlängerte sich. Am 10. September warfen die Engländer die Deutschen in die Hindenburglinie. Welch Morden begann um Cambrai! Cambrai zum zweitenmal in diesem Krieg im Zentrum qualvoller Mühen und heroischer Anstrengung. Es war eine kleine harmlose Stadt an einem Flüßchen, das sich durch das wellige Land ruhig nach Norden schlängelte, hin zur rauschenden Schelde. Hier gingen friedliche Provinzler umeinander, hatten ihre Cafés, Restaurants, ihre Familien, die Kirche, eine Spitzenindustrie gedieh nicht schlecht, man produzierte Zucker und Bier. Und wenn der Name der Stadt sonst fiel, so nannte man einen der feinsten und verführerischsten Geister Frankreichs. Fénélon, der hier vor Jahrhunderten saß und als Erzieher, Bändiger und Besänftiger wilder Menschen wirkte, wie des jungen Herzogs von Bourgogne. „Eure Siege und Eroberungen, Majestät", schrieb er seinem König, „erfreuen nicht mehr. Man ist voll Bitterkeit und Kummer, die bis zur Verzweiflung gehen. Man glaubt, das Leid des Volkes geht Euch nichts an. Ihr stellt Euern Ruhm und Eure Hoheit über alles." Er hinterließ ahnungsvolle Totengespräche.

Um seinen stillen Wohnsitz entbrannte die Schlacht. Dreißig

Tage, während dreißig Sonnenauf- und untergängen, mordete und verwüstete man. Die Tommies griffen westlich der Stadt an. Am 24. und 26. fielen ihnen die uneinnehmbaren Befestigungen um Selency nördlich von St. Quentin zu. Amerikaner kamen zu Hilfe, rissen die Linien im Norden und Süden der Stadt an sich. Erderschütternder Kanonendonner, Springen der Minen, Granatenhagel, die Tage, die Nächte ohne Ende. Arleux, die beiden Sanchy, Beaucamp, die Vorstädte von Cambrai sanken, die Amerikaner hatten sie, dazu dreihundert Kanonen. Und aus der lebenden Feindesmauer rissen sie zweiundzwanzigtausend Gefangene.

Währenddessen legten andere amerikanische Armeen den furchtbaren St. Mihielbogen an der Maas in einem achtundvierzigstündigen Kampf ohne Pause nieder. Hier hinterließ der weidwunde Gegner zweihundert Kanonen und zwanzigtausend Gefangene.

Der deutsche General bewahrte das Gesicht. Er ließ sich kalt vernehmen: „Wir haben einen Ausfall aus einer belagerten Festung gemacht. Der Ausfall ist mißglückt. Die Festung steht unverändert."

Der feindliche General war Ferdinand Foch, ein gottesfürchtiger Mann aus Tarbes in den Pyrenäen, nicht weit von dem wunderklingenden Lourdes. Im Wirrwarr der Schlacht bei Morhange, Sommer 1914, zeichnete er sich aus, bei der Armee Castelnau kommandierte er jenes zwanzigste Korps, das dem siegesgewissen Kaiser den Eintritt in die Stadt Nancy verwehrte, die Paradeuniform für den triumphalen Einzug war schon bestellt, aber das Geschick korrigiert menschliche Berechnungen. Zur Schlacht an der Marne holte ihn Joffre Ende August aus Lothringen, man sang bald das Hohelied der Maunoury, French und Francher d'Esperey, die den tollkühnen Kluck zurückwarfen, der Flankenstoß wäre ihnen ohne Foch im französischen Zentrum nicht geglückt. Er war nahe den Siebzig. Einer schweren Wartezeit unterzog man ihn, in Versailles, als Generalstabschef ohne Armee. Erst an jenem 26. März, als die deutsche Entscheidungsschlacht geglückt schien, rief man ihn nach Doullens, wo der englische General Haigh und der französische Pétain sich nicht einigen konnten. Man übergab Foch den Oberbefehl. Der fromme Franzose war nicht gewillt, das kalte Wort des Preußen: „Die Festung steht unverändert", gelten zu lassen. Er hämmerte und stieß

gegen die Festungsmauern, die der Fremde in seinem Land errichtet hatte. Denn diese Mauern waren ein wenig Eisen und Beton, die man zertrümmern, aber besonders Menschen, die man einfangen, töten, lähmen und ermüden konnte.

Er lockte mit britischen Armeen, welche General Debeney und Humbert unterstützten, nach und nach vierzig deutsche Divisionen heraus, dabei fünfzehn Reserve, unterzog sie mit der Zähigkeit seines Alters einem gnadenlosen Dezimierungsprozeß.

Der Monat verfloß. Der Oktober konnte nur zur Reife bringen, was der September gesät hatte. Am 3., 4., 5. Oktober griff das alliierte Heer von neuem an. Es war um diese Zeit mit dem deutschen General und seinen Soldaten schon so weit, daß sich der englische General Sir Haigh im Sommetal österreichischen Einheiten gegenübersah. Hinter seinen Linien hatte der deutsche Feldherr nur noch vierzig Divisionen, davon zwei Drittel schon eingesetzt. Man berannte Cambrai von Süden und Norden. Man überschritt die Hindenburg- und Siegfriedlinie, die sich bei Catelet vereinten. Man schlug sich von Festung zu Festung, jeder Fuß Boden, furchtbar gesichert, wurde mit äußerster Energie verteidigt. Aber den Deutschen blieb es nicht erspart, über die Oise zu weichen.

Der Krieg von 1866 hatte zwei Wochen gedauert, der von 1870—71 sieben Monate, dieser ging nun ins fünfte Jahr. Immer wieder hatten irgendwelche Wunder den einen oder den andern blutenden Gegner am Leben erhalten und verhindert, daß sein Puls ganz schwach ging und der schwarze Schwindel sich über sein Gehirn legte. Jetzt aber breitete sich ein finsterer, die Todesnähe anzeigender Ernst bei den Deutschen aus. Es war der 29. September, wo der deutsche General seiner kaiserlichen Regierung die Gefahr anzeigte. Am 2. Oktober verließ ihn seine Kraft. Seine Nerven gaben nach. Er verlangte Waffenstillstand, Waffenstillstand, Waffenstillstand. Keine Stunde sei zu verlieren.

Aber der Feind war da, der alte fromme General aus Tarbes. Und über das atlantische Meer kamen in breiten Zügen, stark eskortiert und von keinem der einst so gefürchteten U-Boote gestört, die Transportschiffe des neuen Erdteils und brachten Menschen, starke, unbekümmerte, auf die Schlachtfelder, wo sie — Deutschen, Franzosen und Engländern gleichmäßig zum Staunen

— ihrem Artilleriefeuer voraus, aufrecht in unermeßlichen Scharen in das deutsche Maschinengewehrfeuer liefen. Sie waren so viel, daß sie die feindlichen Stellungen schließlich doch deckten. Ähnlich zwitschernden Zugvögeln auf den großen Wanderflügen, ähnlich Fischschwärmen zur Laichzeit, kleinen schuppenglänzenden flinken Tieren, von denen keines einen Namen hat und die die Boote der Fischer umwerfen, so kamen die Männer, von denen ihr Dichter Walt Whitman gesungen und prophezeit hatte:

„Komm, ich will den Kontinent unzertrennlich machen. Ich will die herrlichste Rasse schaffen, auf die je die Sonne schien. Ich will göttlich magnetische Länder schaffen, mit der Liebe von Kameraden, mit der lebenslangen Liebe von Kameraden.

Ich will Kameradschaft pflanzen, dicht wie Bäume entlang den Strömen Amerikas, und entlang den Küsten der großen Seen und über alle Steppen hin. Ich will unentzweibare Städte schaffen, die die Arme einander um den Nacken schlingen, durch die Liebe von Kameraden, durch die männliche Liebe von Kameraden.

Für dich dies von mir, o Demokratie, dir zu dienen, ma femme, für dich, für dich schmettere ich diese Lieder."

Der Deutsche wich. Der Chemin des dames wurde frei. Nun war es Mitte Oktober. General Erich Ludendorff hatte sich wieder aufgerafft. Ein Krieg hat Wechselfälle. Kämpft man nicht auf Durchbruch, kämpft man auf Verteidigung. Kämpft man nicht in Frankreich, kämpft man an der deutschen Grenze, vielleicht in Deutschland. Ein Krieg hat Wechselfälle. Die Rückzugslinie, die er vorbereitet hatte, entlang der Serre und Aisne, wurde ihm versperrt. Er griff auf die Linie Herson, Mézières, Metz. Der deutsche General hatte schon so wenig Truppen, daß er Divisionen aus dem Oberelsaß und Belgien rief und sie nach den Argonnen warf, andere von Lens nach Flandern. Er riß hier eine Bresche in seine Front, um da eine zu stopfen.

Der Jubel in dem befreiten französischen Land: „Die Boches. Ah, sie fliehen. Die Stunde naht, zu sühnen und Genugtuung zu geben."

Am 16. Oktober rücken die Belgier unter ihrem König von Dixmuiden auf Ypern vor. Die belgische Nordseeküste liegt unter dem Feuer der englischen Schiffskanonen. Der deutsche General ist wieder ganz hart. Es gibt noch das große Verteidigungs-

system Lille, Maubeuge, Sedan, Montmedy, Thionville, Metz. Man hat eine kleinere Front. Ein Krieg hat Wechselfälle. Sein Ostflügel zwischen Aisne und Maas steht.

Wieviel Kanonen, wieviel Mitrailleusen sind den Franzosen in die Hände gefallen bis zu diesem Datum, dem 21. Oktober, seit jenem verhängnisvollen 15. Juli? Viertausendfünfhundert Kanonen, fünfundzwanzigtausend Maschinengewehre. Die Engländer rühmen sich, im August, September allein hundertdreiundzwanzigtausend Deutsche gefangengenommen und vierzehnhundert Kanonen erbeutet zu haben.

Es wäre trotz allem kein Grund zu verzagen, denkt der General, wenn der Kaiser wollte, das Heer wollte, die Heimat wollte. Aber es ist etwas mit ihnen. Er weiß es seit dem 8. August. Seine Armee ist zu Tode erschöpft. Die Heimat zittert. Der Kaiser ist unruhig. Ein Volk besteht aus Menschen. Solange ein Wille hart über ihnen liegt, ducken sie sich und halten still. Wenn sie Schmerz fühlen, verbeißen sie ihn. Läßt der Wille nach, so atmen sie heftig, stoßen einander und murren. Die Heimat murrt. Es geht rückwärts, immer rückwärts. Neue strategische Möglichkeiten interessieren keinen nach fünfzig Monaten Krieg.

Und nun überschreitet unter der einheitlichen Führung des alten Ferdinand Foch die Armee Debeney die Oise, die Armee Mangin dringt über die Serre, Gouraud marschiert auf dem rechten Ufer der Aisne, der Engländer vernichtet seinen Widersacher am Rand des Mormalwaldes. Von Osten und Westen ist das Zentrum der Siegfried- und Hindenburglinie, St. Gobin, überflügelt. Es ist der 26. Oktober.

Da wird der deutsche General zu seinem Kaiser auf das Schloß Bellevue nach Berlin berufen. Der General weiß, was das bedeutet. Aber er weiß es nicht in vollem Umfang. Ein mittelgroßer weißhaariger Mann in Generalsuniform steht ihm im Audienzzimmer gegenüber, mit dem Rücken gegen den Schreibtisch, das wohlbekannte Gesicht des Kaisers, ein gereizter, schwer getroffener Mensch, der sich nur mühsam bezwingt, seine Wut nicht an ihm auszulassen, einer, dessen Worte Haß und Rachsucht verbergen. Der General wird kalt und ohne Dank verabschiedet.

Das Letzte geschah im Anfang November. Da setzten die Briten mit ihrer ersten, dritten und vierten Armee zum Stoß auf die

noch ausharrenden Truppen des Kaisers ein. Fünfundzwanzig deutsche Divisionen hielten vor ihnen stand, zwischen Sambre und Schelde, zusammengeschmolzen, erschöpft, von überjungen und überalten Mannschaften ergänzt. Die Briten zerrissen die feindliche Linie auf dreißig Meilen. Im pruschenden Novemberregen drangen sie vor, die Deutschen mußten zurück, ganze Batterien ließen sie im Stich. Den Wald von Mormal durchzogen die Briten und setzten sich in der Linie Burzy—Berlan westlich Fresnes—Resin fest. Die Front zwischen Bar und der Maas wurde gleichzeitig von französischen und amerikanischen Einheiten berannt.

Über die Linien mit den stolzen Namen Siegfried, Hunding, Brunhilde warf sich der Rückzug. Verlassen kämpfte das verlorene Heer in der Hermannstellung, es wehrte sich in der Champagne, an der Maas. An der Schelde, vor Antwerpen führten sie Nachhutkämpfe. Die erste, dritte und fünfte Armee setzte sich in der Champagne und an der Maas bis zum 11. November zur Wehr, die zweite, siebzehnte und achtzehnte Armee schlug sich in der Hermannstellung, bis sie zusammenschmolz. Als man sich aus den Maasstellungen zurückzog, waren an den Kämpfen fast alle Armeen, Reste, Trümmer der Armeen beteiligt, die erste, zweite, dritte, vierte, sechste, siebte, siebzehnte, achtzehnte. Ganze Bataillone und Kompanien wurden ausgerottet. Mit frischen, unaufhörlich zuströmenden Menschenkräften schlugen die Alliierten auf sie ein, mit einem unermeßlichen Reichtum an Kanonen, Tanks und Flugzeugen. Das liegengebliebene Material der Deutschen konnten sie wenden und auf die Fliehenden richten. Die eigenen Gelbkreuzgasgeschosse vergifteten die Deutschen.

Blut strömte, Klagen von Soldaten und Zivil erfüllten die trübe Novemberluft.

Starr hielt das Geschick das Steuer.

Am 7. November in der Nacht bat die deutsche Heeresleitung in einem Funktelegramm an den Befehlshaber der alliierten Truppen um sofortigen Waffenstillstand. Sie erhielt zur Antwort: Die deutschen Bevollmächtigten sollten sich bei den französischen Vorposten auf der Straße Chimay—Fourmies—La Capelle—Guise einfinden.

Sie überschritten um zehn Uhr abends die alliierten Linien bei Haudroye.

Es sollte aber am 13. November die Schlacht bei Metz beginnen, acht frische USA.-Divisionen standen schon dazu für den Angriff nördlich der Festung bereit, mit drei französischen. Südlich Metz sollte General Castelnau auf Saarlouis und Saarbrücken zustoßen, unterstützt von sechs USA.-Divisionen.

Der Feldherr der Alliierten ließ seine Oberkommandierenden wissen: „Die Feindseligkeiten sind an der ganzen Front am 11. November, elf Uhr französische Zeit, einzustellen. Die alliierten Truppen dürfen, bis neuer Befehl eintrifft, die an diesem Tage und zu dieser Stunde erreichten Linien nicht überschreiten."

Und als die Unterhändler mit dem unterschriebenen Dokument am nächsten Tage wieder die feindlichen Linien überschritten, sahen sie, daß drüben Revolution war, daß es keinen Kaiser und keine wirkliche Regierung mehr in Deutschland gab.

Das war geschehen.

Am Vormittag des Montag, dieses 11. November, trat in London ein wohlbeleibter Herr mit flatternden weißen Haaren aus dem Haus Downing Street 10. Er winkte auf den Treppenstufen mit beiden Armen und rief den Leuten, die da auf dem Damm und der andern Seite standen, und den Schutzleuten erregt etwas zu, was sie nicht verstanden. Man drängte sich um ihn, weil er so heftig winkte. Bald war die Straße von Menschen voll. Der Mann sagte immer dasselbe: „Heute morgen um elf ist der Krieg zu Ende." Sie stürzten auf ihn, schüttelten ihm die Hand, klopften ihm auf die Schulter. Es war der Minister Lloyd George. Er wußte nicht, wie er wieder ins Haus kam. Man hatte ihn befreien müssen. Drin stand er nachher zwischen seinen beiden Sekretären und lachte und lachte.

Am Nachmittag tönte seine kräftige Stimme im Unterhaus und verkündete das Ereignis: „Der grausigste und fürchterlichste Krieg, der je die Menschheit zerfleischte, hat heute geendet. Ich hoffe, daß an diesem ereignisvollen Morgen der letzte aller Kriege zu seinem Ende kam (langer, langer Beifall). Unsere Herzen sind

übervoll von Dankbarkeit. Ich beantrage sofortige Vertagung des Hauses, um in der Kirche unsern Dank für die Befreiung aus großer Gefahr darzubringen."

Es war die graue Parlamentskirche, in die sie feierlich zogen, unter dem Läuten aller Glocken.

Die Glocken mußten lange läuten, bis sich in dem schwarzen Gewölk das Gesicht des Ewigen zeigte, der die Wolken auseinanderschob und auf sie herunterblickte. Er sagte, und sie vernahmen ihn während ihres Gesanges: „Ich habe mich nicht gezeigt, solange ihr Krieg führtet. Daß die Menschen von mir abgefallen sind, weiß ich schon lange. Ich hätte euch erschaffen und dann zum Nordpol tragen müssen, ins Eis, damit ihr euch nicht regt. Euer Geschrei und Glockenläuten macht auf mich nicht den mindesten Eindruck. Aber weil ihr Dankbarkeit fühlt, höre ich euch an. Ihr fühlt, wie dies wohl tut. Ich traue euch nicht. Ich traue euch nicht." Er schrie nochmal: „Ich traue euch nicht!"

So grollte der Ewige in dem schwarzen Gewölk über der Parlamentskirche.

Er sprach dasselbe über andern Hauptstädten. Sie hörten ihn und waren von einem feierlichen Schauer durchflossen.

Darum fielen sich an dem Tag in den Städten viele Leute, die sich nicht kannten, auf der Straße um den Hals, weinten und erkannten sich als Menschen.

Der Tod des Fliegers

Im elsässischen Lazarett, nahe dem Flugplatz, in einem Einzelzimmer der chirurgischen Station lag ein Flieger. An der Kopftafel stand lateinisch: Bauchschuß. Er dämmerte aus weiten Augen.

Die große Krankenschwester in Weiß, die den klappernden Verbandwagen neben sein Bett ans Fenster schob, beugte sich über ihn: „Es geht heute besser, Herr Leutnant?" Er suchte zu lächeln, und sie erschrak. Er hatte tiefe Falten um den Mund, die Nase war dünn, ein graubläulicher Hauch über dem Gesicht. Er sprach langsam und verwaschen: „Danke — schön, Schwester." Er bewegte den Kopf hin und her, seine Finger spielten. „Wollen Sie trinken, Herr Leutnant? Sie haben Durst? Ich bringe etwas." Ach Gott.

Sie lief in den Hauptsaal, die Stationsschwester trug Temperaturen auf Kurven ein. Sie flüsterten miteinander. Die Stationsschwester kalt: „Ja, sehen Sie zu, wo Sie einen Doktor herbekommen" — sie zuckte die Achsel, schrieb ruhig weiter. Dann ließ sie die Hand mit der Füllfeder auf der Kurve liegen und blickte der jüngeren voll ins Gesicht: „Wozu wollen Sie eigentlich einen Doktor bei dem? Sie fahren lustig mit Ihrem Wagen in das Zimmer. Er hat doch schon heut nacht den Kuratus gehabt." Die Verbandschwester machte Augen. Die ältere: „Wo ist übrigens der Wagen?" — „Noch da, in seinem Zimmer." — „Ich bin hier bald durch, noch drei Betten. Wir fangen dann drüben bei dem Empyem an, der hat's sehr nötig, die Nachbarn beschweren sich, riecht."

Die Große entfernte sich rasch, die Ältere studierte wieder mit gerunzelter Stirn ein Thermometer: „Sie haben doch schon wieder nicht 'runtergeschlagen, Kunz."

Im Einzelzimmer war es ein Tag wie jeder. Seitdem das Zimmer da war und seine Fenster öffnete, wurde es morgens grau, hell und heller. Das Sonnenlicht fiel um elf herein, wenn die Bäume auf der anderen Seite des Hofs ihren Schatten kürzer werden ließen. Dann wich die Sonne, die Herrlichkeit dauerte noch eine Stunde, während die Menschen in dem Zimmer atmeten und litten, es wurde dunkel, finster, die Nacht war da. Jetzt lag einer im Bett und war im Vergehen. Der Verbandwagen stand da, als die Schwester auf Spitzen wieder eintrat. Der Verbandwagen am Fenster neben dem Bett sah freundlich, friedlich und hoffnungsvoll aus mit seinen weißgedeckten Glasplatten. In seinen Becken und Schalen lagen sterilisierte blanke Messer, Pinzetten, Scheren, Gefäßklemmen, Nähzeug. Die hohen Glasbüchsen waren mit Tupfern vollgestopft. Unten lagen offen Gipsscheren und Binden. So wartete der liebe Verbandwagen am Fenster, und sein Metall blinkte. Er war auf weißen Beinen, auf kleinen roten Gummirollen hereingelaufen. Die große hellblonde Schwester stellte sich vor den Wagen am Bett, um ihn zu verdecken. Die Schwester war genötigt hier zu stehen, sie floh nicht, der Tod rief sie an.

Dem jungen Menschen war nicht viel geschehen. Er war als Beobachter zu einer Erkundung aufgeflogen, das Maschinengewehr

eines feindlichen Fliegers spielte in der Nähe, von den Kugeln nahm eine, während sie über hundert Kilometer flogen, ihren Weg in seinen Leib. Sie hätte eine Sekunde vorher, als er sich noch nicht zurechtgesetzt hatte, den leeren Platz getroffen. Nun schwirrte das runde Blei durch den Gurt, die Jacke, die Hose des jungen Menschen und fand keinen Widerstand, und auch an der weichen Haut, die noch nie eine Liebende berührt hatte, fand sie keinen Widerstand. Glatt senkte sie sich ein, als wäre dies ihr Platz. Sie wuchs aus der Welt in diesen weichen Leib hinein wie eine Wurzel aus einer Pflanze in die lockere Erde. Sie traf auf ihrem Weg das spiegelglatte Bauchfell und machte einen kleinen Riß hinein. Die langen dünnen Därme bewegten sich, sie zogen sich nicht zusammen, als die Kugel kam, es ging zu schnell, sie nahm ihren Weg durch sie und prüfte im Vorübergehen den dünnen Speisebrei, der sich da fand vom Frühstück, die Kugel nahm nichts weg. Sie durchquerte den Darm. Da wogte gewaltig ein großes Gefäß, in ihm ruckte und schlug das Blut, das vom Herzen kam, die Kugel nippte daran, sie pflanzte sich in den Knochen dahinter ein, ein Wirbel, in ihm blieb sie stecken.

Sie war inzwischen mit dem Mann, in dem sie saß, und mit dem Flugzeug viele Meter von dem kleinen Geschütz entfernt, aus dem sie gespritzt war. Man band den Mann, als er ankam, aus den Riemen los und tat an ihm vieles, was er nicht merkte. Man holte die Kugel aus ihrem Versteck, die Risse konnte man finden und schließen. Der kleine, immer zum Scherz geneigte Operateur blickte auf, als er die Kugel zwischen zwei Fingern rollte, seine Hände steckten in hellbraunen Gummihandschuhen: „Also wer kriegt sie heute?" Zwei assistierende Schwestern riefen hintereinander: ich. Der Doktor, während er schon in der Tiefe des Leibes weiterarbeitete — die Kugel hatte er in ein Eiterbecken fallen lassen —, brummte: „Also wird wieder gelost." Die eine seufzte: „Oh, ich verliere immer." Der Operateur ließ sich den Stirnspiegel zurechtrücken, er murmelte hinter seiner Mullbinde: „Sie sind nicht die einzige, die verliert. Der Krieg verloren, wir verloren, der Mann hier verloren, also spülen, Bauchfell waschen, Kochsalzinfusion, vielleicht schlägt er sich durch."

Die große blonde Schwester im Einzelzimmer hielt sich, die

Hände rückwärts, am Verbandwagen fest. Sie hatte schon genug sterben sehen, im Osten, in Rumänien und im Westen. Aber jetzt noch immer, wo alles schon vorbei war, noch immer. Sie überwand sich, faßte eine zuckende feuchte Hand auf der Bettdecke und hielt sie. Zum Schutz, falls einer plötzlich hereinkäme, drückte sie einen Finger auf den Puls — aber sie hatte hier nicht Puls zu zählen —, mit beiden Händen hielt sie die eine des Kranken, der unentwegt angespannt zum Fenster hinaussah. Sie wußte nicht, was sie trieb, die Hand so lange zu fassen und ein ungestümes Gefühl in ihre Hände zu legen. Was kann ich tun, dachte sie, bangte sie, sie wollte ihm von ihrem Atem mitgeben. Der Krieg ist ja aus, es ist ja alles vorbei. Er blickte jetzt die Decke hinauf. Sie ließ seine Hände los, das Gefühl überwältigte sie. Du wirst nicht sterben, ich halte dich, du sollst nicht, wie heißt du, sie las auf der Tafel: Richard, komm Richard, halt fest, preßte seine Hand, der Kranke nahm sie wahr, sein Blick flog zu ihr.

In diesem Augenblick öffnete sich mit einem Ruck die Tür, ein großer rotbäckiger junger Mann im gestreiften Leinenanzug des Lazaretts stürmte herein, die rechte Schulter dick gepolstert unter der Jacke, er schmetterte sofort in den Raum: „Richard, das Neueste, sie sind da, die Matrosen. Alles, was Beine hat, rennt." Die Schwester hatte sich im Moment zu ihm umgedreht, die Hand des Kranken in ihrer, als zählte sie Puls. Der Besucher war am Bettgestell, einen starren Blick auf den Kranken, dessen weite Augen unverändert an der Schwester hingen. Er ließ das Eisengestell los, faßte sich an den Mund, sagte: „Oh, oh." Die Schwester: „Schütteln Sie bitte nicht am Bett." Er rannte hinaus. Auch sie ging, auf den Spitzen, den Verbandwagen vor sich.

Der Kranke dämmerte allein. Die feinen Pflänzchen, die die Bleikugel aus der Luft und von der Jacke in seinen Leib getragen hat, durchwucherten seinen Leib. Sie überzogen alle Därme mit einem trüben Hauch und machten ihren Glanz blind. Graue Flokken sanken in die Nischen zwischen den Därmen, die sich noch zusammenzogen, hoben und senkten. In die Adern des Mannes waren die Pilze gewandert und hatten sich fröhlich von dem warmen Strom des Blutes forttreiben lassen, wie fühlten sie sich selig in dem süßen Saft, das war etwas anderes als das Leben

an der kalten Luft und auf dem Tuch. Wie ein Orchester, das auf den Wink seines Kapellmeisters wartet, setzten sie sich rauschend in Bewegung. Und nun war der Mensch ein hohles gewaltiges Gewölbe geworden, durch das ihre Musik scholl. Er lag da, schlaff, schwitzend.

An den Wänden des Gewölbes kriechen Schlingpflanzen, sie hängen in den Raum hinein, es ist ein Urwald, und dies sind die Tropen, und da klettern Affen, Untiere mit schrumpfigen Hälsen, sie steigen aus dem Morast, Kolibris schwirren mit gewundenen Schnäbeln, die Blumen halten ihm ihre grellen Blüten hin und schnellen schmale rote Zungen heraus. Nun spielt eine Orgel, und von den Tonleitern steigen ernste Männer herunter im Talar. Lange Schleppen ziehen sie hinter sich her, sie predigen und ermahnen, es ist ein langes schwarzes Lied.

Das graue Tageslicht draußen hellt sich auf. Die Stunden rücken vor. Ein Tag hat sich in Bewegung gesetzt, der 10. November, Sonntag. Kleine Sonnenstrahlen schleichen über das Bett.

Schwestern kommen, stützen den Kopf des Fliegers, halten Wein vor seinen Mund. Sein Gesicht — wessen Gesicht — wird länger und länger. Seine Lippen fallen auseinander. Er öffnet den Mund nicht. Sie rufen. Sie rufen ihn an.

Aber der Urwald hat ihn verschlungen.

Die beiden Freunde

Das Nebenzimmer, das dem Oberleutnant Becker und dem jungen Maus gehörte, dem rotbäckigen, der in das Zimmer des Fliegers gedrungen war.

Maus öffnete, als er zurückkam, langsam die Tür und schloß sie langsam. Von seinem Liegestuhl her, am Fenster, sah ihm Becker zu. Er wartete, bis Maus an den kleinen Tisch geschlichen war, der quer vor ihren beiden Betten stand. Als Maus noch immer nichts sagte, drehte Becker brüsk den Kopf zum Fenster und fragte geschäftsmäßig: „Was gibt es Neues?" Maus, den verstörten Blick auf den Tisch: „Mit Richard ist es aus." Becker: „So?" und fixierte wieder die kahlen Äste draußen. Dann sagte er zu Maus: „Setz dich." Der ließ sich automatisch auf den

Stuhl am Tisch nieder. „Du sitzt auf Zeitungen", bemerkte Becker. Maus, den Kopf aufgestützt, antwortete nicht. „Du sitzt auf Zeitungen, Maus", wiederholte Becker.

Trompetentöne drangen vom Garten herein, tiefer, langsam, einer probierte sein Instrument.

Leise sprach Maus: „Nun geht es auch mit Richard zu Ende." — „Ich höre, mein Sohn", antwortete Becker kühl, „der Krieg ist eine gefährliche Sache." Maus: „Wir hatten gestern mittag noch Karten gespielt. Ich habe noch seinetwegen in der Stadt Karten gekauft." — „So ist es", bemerkte Becker.

Als aber Maus wieder zum Fenster sah, waren die Augen Beckers zornig auf ihn gerichtet. Beckers feines, pergamentweißes, ganz schmales, fleischloses Gesicht verzerrte sich. Aber er sprach nicht.

Becker sagte sehr ruhig: „Was ist mit dieser Revolte?" — „Ich will mir den Mantel anziehen. Ich erkundige mich auf der inneren Station." — „Tu das."

An der Tür sah Maus seinen Freund mit gerunzelter Stirn unbeweglich liegen. Ihm fiel ein, Becker war lange entsetzlich krank gewesen, er hätte ihm nicht vom Tod sprechen sollen. Mit unsicherer Stimme rief Maus ins Zimmer zurück: „Ich bin bald wieder da."

Mittwoch, der 13. November. Zu Becker und Maus kam ein Sanitätsunteroffizier und teilte mit, daß das Lazarett, soweit es noch bestände, morgen Donnerstag gegen Abend vom Bahnhof des Flugplatzes aufbrechen würde. Es stünde ihnen frei, sich dem allgemeinen Transport anzuschließen. Als Maus suchend seine Blicke auf den Freund richtete, hatte der schon den Mund zur Antwort geöffnet: sie würden sich dem allgemeinen Transport anschließen. Was den Unteroffizier sichtlich erfreute, er sagte vertraulich: die Anwesenheit einiger Offiziere würde hoffentlich mäßigend auf Radaumacher wirken. Dazu zuckte Becker die Achseln und meinte, als der Unteroffizier die Tür hinter sich geschlossen hatte, ein Auge kneifend: „Viel Vertrauen zu ihrer Revolution scheinen die Herrschaften nicht zu haben."

Er drehte den Kopf zum Fenster: „Früher, im Frieden, saß man auf seiner Bude und wartete auf Post, auf irgendwas, es war

unheimlich still. Jetzt fallen einem die Neuigkeiten auf den Kopf. Und was sagt Schwester Hilde sonst? Will sie unsern Korridor nicht mehr beehren?" — „Es ist wegen Richard. Alles hin. Der ist tot, ich hab' meine Schulter, du dein Kreuz, und was hier herumliegt und herumkriecht." — „Und in der Erde liegt."

Becker hatte sich verändert. Er saß höher auf. Er hatte, ohne den Kopf zu bewegen, den Blick auf die Decke gerichtet, seine Kaumuskeln zuckten: Nein. Wahrhaftig nicht zu denken. Völlig undenkbar. Ich lehne ab, es zu denken. Das alles ist. Es ist bloß.

Der jüngere rotbäckige klagte wie ein störrisches geschlagenes Kind. „Und jetzt das noch, Revolution. Ich möchte nicht leben. Ich möchte ein Messer nehmen und Amok laufen. Wenn der Kerl doch aufhörte zu blasen."

„Er übt, er läßt sich nicht stören, Trompetenblasen ist das einzige, was er aus dem Krieg nach Hause mitbringt."

„Hör auf", knurrte Maus.

Becker: „Der Mann ist mir ein Vergnügen. Früher, bei jedem Verbandwechsel, dachte ich, die Welt geht unter, und ich komme nicht mehr lebend aus der Prozedur, noch ein Knochensplitter, noch ein Knochensplitter. Aber dann bläst er, vorher, währenddessen. Ich weiß, er wird auch nachher blasen, und das bringt mich über den Abgrund."

Beckers Zähne klapperten, er machte eine matte Bewegung.

Maus streichelte seinen Arm: „Becker, ich hole dir eine Flasche Wein, wir begießen den Abmarsch."

Aber nach einer Minute, wie er draußen war, erschien Schwester Hilde im Zimmer und fand Becker allein. Er lag mit leerem Gesicht da: „Leutnant Maus ist im Augenblick verschwunden." — „Guten Morgen, Herr Oberleutnant. Ich schließe das Fenster."

Er sammelte sich: „Sagen Sie mir etwas, Schwester Hilde." — „Was?" — „Sie gehn auch weg? Das Lazarett löst sich auf?" Sie ließ den Kopf hängen. Ihr Gesicht war verschlossen, sie sagte: „Ich geh' zu meinem Vater. Vater ist bald siebzig. Und Sie?" „Es geht nach Berlin, seien Sie munter."

„Was heißt das, Oberleutnant Becker?" — „Daß ich all diesen Wahrheiten, Niederlage, Revolution, von wo sie auch kommen, ein kategorisches Dementi entgegensetze. Ich lehne sie ab."

Sie betrachtete ihn aufmerksam. „Sie blicken auf meine Kurve,

Schwester Hilde. 36,8 das ist nichts. Ich mache Gebrauch von dem Recht, von dem Schiller gesprochen hat: Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht. Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden, wenn unerträglich wird die Last, greift er hinauf getrosten Mutes in den Himmel und holt herunter seine ewigen Rechte, die droben hangen, unveräußerlich und unzerbrechlich, wie die Sterne selbst. Der alte Urstand der Natur kehrt wieder."

Maus trat ein, er hatte um den Knöchel der linken Hand einen Strick gewickelt, daran hingen wie Glockenklöppel zwei verschieden geformte Flaschen. Sie trat zu ihm: „Ich wollte mich verabschieden." — „Sie bleibt, Maus." — „Natürlich", sagte der, legte seine Flaschen auf den Boden und faßte ihren Arm. Sie: „Was wollen Sie mit mir?" Maus drückte sie auf den Stuhl, sie saß, breitete die Arme auf dem Tisch aus, legte den Kopf hin.

Eine halbe Stunde blieben sie zusammen. Auf Beckers Wunsch kam der sentimentale Trompetenbläser herein, trank aber nicht mit, denn er gestand, er hätte schon fünf Flaschen in seinem Besitz und tränke nur nachmittags. Außerdem hätte man für den Abtransport im Lazarettzug soviel Wein als Vorrat eingepackt, daß er wenigstens heute noch einen nüchternen Tag verleben wolle. Sie sprachen nicht viel. Becker trank mehr als die beiden andern. Er war ungewöhnlich erregt. Er meinte aus seinem Stuhl heraus: „Trübsinn! Trübsinn! Ihr laßt euch bluffen! Ihr seht den Tatsachen ins Auge. Ich sehe eine Zeit kommen, wo die Menschen nur den sogenannten Tatsachen ins Auge sehen und von sonst nichts wissen. Sogar die Liebenden werden sich ihres Realismus rühmen. Eine schöne Welt! Ich schwöre zum Regenbogen! Was heute ist, ist morgen nicht, hokus, pokus, fidibus."

Er war wirklich leicht angeheitert: „Ich kräftige mich für die Reise nach Deutschland. Man soll sie nicht antreten, ohne sich gesichert zu haben. Mein inneres Auge erhellt sich, so daß es sich der Tatsachen erwehren kann. Ich werde sie in ihr angeborenes Nichts zurückstoßen."

Und er verlangte etwas, was Maus entsetzte — aber er war davon nicht abzubringen —, daß Maus im Garten unter seinem Fenster ein Autodafé veranstalte mit den Zeitungen, die auf dem Tisch lagen. Das ginge nicht, wand sich Maus, man könne hier kein Feuer machen. So weit sei die Revolution noch nicht

vorgeschritten. Becker wurde heftig, Hilde aber warf, plötzlich verändert, zustimmend, mit einem wilden Ausdruck und stumm, die Blätter aus dem Fenster. Das Feuer mußte unter Beckers Fenster angezündet werden. Den zulaufenden Wärtern und Kranken erklärte Maus unten verlegen, es sei Korrespondenz und so weiter, die man nicht in die Hände der Feinde fallen lassen wolle.

Streng, die Fäuste geballt, sah Becker den Qualm an seinem Fenster hochsteigen.

Den linken Arm erhoben, offenbar ohne Schmerzen, predigte er gegen das Fenster hin:

„Es finden sich in alten Büchern Mitteilungen, daß vor langen Jahren auf dem Boden dieser Gegenden Europas sich ein Krieg abspielte, der eine Anzahl Jahre, einige sagen vier, dauerte. Es dauerte lange, bis diese Berichte als eine Legende erkannt wurden. Der Schein wurde besiegt. Die Wahrheit triumphierte. Es war eine Versuchung. Man bestand sie."

Zuletzt rannte Hilde vom Hof herauf — während Maus unten noch heimlich einige Zeitungen rettete —, und konnte nicht anders und mußte zum Abschied innig, lange und des ganzen Krieges eingedenk, mit Herz und Seele den Sieger umarmen.

Am Spätnachmittag, in der ersten Dunkelheit, lief in der allgemeinen Verwirrung die Schwester Hilde den Korridor entlang und schlüpfte noch einmal zu Becker. Sie umarmte ihn, sie küßten sich wieder und wieder, sie wollte ihn nicht loslassen, er wimmerte: „Warum kann ich nicht mehr bei dir sein, ich kann nicht aufstehen, ich bin ein Nichts." Er schluchzte an ihrem Gesicht. Er flehte: „Bleib doch."

Sie öffnete ihre Bluse und drückte ihre Brüste an sein Gesicht. Er vergrub sich drin. Die letzten Küsse.

Eine Stunde später verfolgte sie im Wirrwarr des Ganges Maus, als sie, schon den Mantel unter dem Arm, das Lazarett verlassen wollte. Er drängte sie in das leere Einzelzimmer, wo Richard, der Flieger, am Sonntag gestorben war. Sie wollte heraus, sie flüsterte: „Es ist Richards Zimmer, mach die Tür auf." — „Du hast ihn geliebt." Sie: „Was geht es dich an. Ja." — „Zum Abschied, sag mir die Wahrheit, weil ich dich liebe." — „Was wollt ihr von mir. Es ist die Wahrheit." — „Und so läßt du mich weg."

Sie antwortete nicht. Er kämpfte mit ihr. Er drängte sie gegen das Eisenbett. Sie setzte sich zur Wehr, sie stieß ihn und zischte: „Was fällt dir ein!"

Sie fielen auf die Sprungfedern. Sie warf sich, zerkratzte seinen Kopf, seinen Hals, seine Ohren, sie riß an seinen Haaren und suchte sich ihm zu entwinden. Er kämpfte mit dem rechten Arm, aber mit einem geschmeidigen starken Körper. Sie versagte plötzlich und wurde matt. Er, Gesicht an Gesicht mit ihr, fühlte Tränen über ihre heißen Backen fließen. Sie streckte sich und weinte, ohne einen Laut von sich zu geben. Er küßte sie innig und inniger und gab ihr Koseworte. Sie antwortete nicht und ließ ihn gewähren. Ihr konvulsivisches Zittern hörte auf, als sie in seiner Umarmung lag und eine grausige Wonne ihr das Bewußtsein nahm.

Als sie zwischen den vielen, die im Dunkeln mit Sack und Pack durch das Gittertor ein und ausgingen, in ihrem langen dunklen Regenmantel das Lazarett verließ und schräg über den Damm in das Wäldchen trat, setzte sie sich auf den ersten liegenden Stamm, im Finstern. Es war grade nah genug der Chaussee, um sich an einer Laterne zu orientieren. Sie saß und saß. Auch das noch. Auch das noch. Ein Zittern in den Gliedern. Bis sie die Kälte aufscheuchte.

Auf der Chaussee, vor der Biegung, drehte sie sich nach dem erhellten Komplex des Lazaretts um. Das Leben schoß wieder in sie. Sie stand aufrecht, freudig.

So ging sie weiter nach der Stadt, kräftig, stolz.

Von Tod und Liebe

Sie fuhren. Die Lichter in den Wagen erloschen. Der Mond schien draußen, man streckte sich auf den Bänken aus. Die Kälte drang ein.

In ihrem Einzelabteil lag Becker gegenüber Maus auf der Bank.

— „Bist du wach, Maus?"

— „Ja."

— „Paß auf, Maus. Der Krieg ist bald zu Ende."

— „Der Krieg ist schon zu Ende."

„Schlaf nicht ein, dann merkst du, dann merkst du, der Krieg ist zu Ende. Halt dich wach, Maus. Daß wir den Augenblick erleben konnten, wo dieser Krieg zu Ende ist. Du siehst es noch nicht, Maus. Denk jetzt nicht an deine Schulter, ich denk' nicht an mein Kreuz. Denk nicht zurück. Heb deinen Kopf an. Wenn du kannst, leg dich auf den Bauch. Du siehst besser."

Maus lag auf der Seite. Den Kopf hob er an. Sie fuhren durch den Forst. Das Großmütterchen, die uralte Lokowitwe, zog. Der Forst öffnete sich manchmal, sie sahen in die weiten Buchten den Mondschein einfließen. Ab und zu flogen Funken vorbei. Die Wagen rollten und rollten.

Nichts mehr vom Städtchen.

Die Wagen rollten.

„Wir fahren schon lange", flüsterte Maus. Eine neue Landschaft dehnte sich draußen, ein Auf und Ab des Bodens, Hügel, Täler.

„Hab keine Sorge, Maus; wir werden noch lange so fahren. Noch lange, lange. O daß wir das erleben konnten. Daß das noch einmal kommt zu uns. Jetzt ist alles vorbei, jetzt, jetzt verschwindet auch das." Er stammelte, Maus verstand ihn nicht. Maus sagte verwundert: „Was du sprichst, Becker."

Der lag auf dem Leib, den Kopf an der Scheibe, das Gesicht gespannt; er flüsterte: „Es ist der Friede, das Leben. Das Leben. Ich grüße dich, lieblicher Friede. Du bist da. Sei lange da. Sei immer da. Verlaß mich nun nicht mehr, lieber Friede. Wir kommen aus dem Krieg — ein langer, grausig schwerer Krieg. Wir haben getan, was wir konnten. Jung sind wir hineingegangen. So kommen wir wieder, lahm, verstümmelt. Und durstig, hungrig nach dir, fiebrig. Der Krieg war die Weckeruhr, sie schnarrte neben uns, wir dachten immer, wir sind ja schon da, hör doch auf, sie hörte nicht auf, aber jetzt ist es ganz still. Wir fahren, wir kommen, Friede, wir sind da. Ah, dich noch einmal zu sehen, noch einmal alles versuchen, wir haben nicht mehr geglaubt, daß es uns erfüllt werde."

Becker lag auf dem Bauch, er hob den Kopf noch höher an der Scheibe: „Wir haben Hunderttausende verloren, liebe, gute und junge, sie liegen draußen im Boden, haben noch das Krachen in den Ohren. Lieber Friede, sei gnädig zu uns, die zurückkehren."

Staunend hörte ihn Maus: „Was sprichst du, Becker?"

Die Wagen rollten, rollten. Zwischen weißem Mondlicht und tiefen Schatten glitt der Zug.

„Wir müssen ungeheuer gesündigt haben, daß uns dies geschehen ist, und daß wir so zurückkehren, geschlagen."

Er streckte sich auf der Bank aus, zog die Decke über sich, er ließ nicht nach. O Friede, Leben. Du bleibst unser Gesicht. Unser Gesicht, o unser Gesicht.

Enthüll dich uns. Enthüll uns. Da sind wir, da kommen wir. Tu gnädig an uns.

Sie lagen, der eine auf dem Bauch, der andere auf der Seite, und träumten. Das Beben des Waggons teilte sich ihnen mit. Sie nahmen es willenlos an.

Becker schlief.

Aus einer Wiesenfläche, oder war es ein Wasserspiegel, erhob sich eine Gestalt und sprach zu ihm: „Ihr geht weg?"

„Wir fahren nach Hause."

„Warum fahrt ihr nach Hause? Tag aus, Tag ein dröhnen eure Züge."

„Wir sind besiegt. Wir müssen das Land räumen. Komm näher. Ich versteh' dich schlecht."

„Bleibt! Bleibt! Warum wollt ihr gehen?"

„Ich verlasse ungern das Land, wo ich so lange lag."

„Ach, bleibe hier. Ich habe es nicht mit Kriegern zu tun. Wir sind friedlich. Blicke dich um. Du bist fromm und gut. Bleibe."

„Wer bist du? Wer spricht zu mir?"

„Du siehst mich."

„Deinen Namen."

„Ich bin ein alter Mann, der sein Land segnet. Johannes Tauler heiße ich."

„Johannes Tauler! Du!"

„Ich habe hier gelebt. In alten Zeiten. O du lieber Christ, hör mich an."

„Ich bin ein schlechter Christ."

„Du bist einer. Du hast den Grad, der den Menschen in die hohe Wahrheit Gottes führt. Du kannst dich zu den Wunderwerken Gottes wenden und bedenken, welche unaussprechlichen Gaben er uns mitgeteilt hat und welche aus ihm fließen.

„Du meinst es?"

„Ja, guter Mensch. Warum folge ich dir aus dem Dunklen, wie eine Mutter, die ihr Kind rufen hört? Du hast gejubelt und frohlockt vom Frieden, vom süßen Gesicht des Friedens, und er ist eine der unzähligen Wohltaten, die uns und aller Kreatur mitgeteilt sind."

Becker, im Schlaf, murmelte: „Wie kann ich bleiben."

„Um noch mehr zu wissen, bleibe. Gott reizt dich und lockt dich zu sich. Er will seine Liebe in dich senken."

„Komm näher. Sei deutlicher."

„Hebe dich zu mir, damit ich in deine Augen sehen kann. Ach, dein trüber Blick."

„Ich war lange krank."

„So sprich neu zu deiner Krankheit. Sage: Gott grüße dich, o du bitterste Bitterkeit. Du sollst meine liebe Schwester sein. Du bist voller Gnaden."

„Ich will es."

„Noch tust du es nicht. Du bist hart und stolz, ein großes Gemüt, ein hoher Berg. Schließ nicht die Augen, mein Kind. Um Geduld und gnädigen Ausgang sollst du bitten. Im stillen sanften Sausen kommt der Herr."

Die Wagen rollten, Becker lag.

„Du bestehst im eignen Wohlgefallen, mein Kind. Da führt kein Weg hinaus. Wende dich. Sprich nach: o bitterste Bitterkeit, du sollst meine liebe Schwester sein."

Er murmelte es, murmelte es nochmal. Er hörte die Stimme.

„O guter Christ. Deine elende verlassene Seele, in welcher Drangsal steckt sie. Nicht einmal klagen kann sie recht. Komm. Verlaß mich nicht. Vergiß meines Landes nicht. Ich werde dir eines Tages ein Zeichen schicken, ein hilfreiches."

Becker öffnete die Lippen und hob sich fragend.

Aber da vernahm er nichts mehr und schlief weiter.

Als es im Zug wieder Abend wurde, der Abend des Freitag, und ein Sanitäter außen an den Coupés entlangkletterte und in den Einzelabteilen nach Wünschen fragte, ließ Maus das Fenster herunter und sagte: „Schön, daß Sie kommen; wenn Sie Glüh-

wein fassen können, stark gezuckert und ein Stück Zitrone dazu, machen Sie uns glücklich." — „Ich möchte mich heute nicht so früh hinlegen wie gestern", sagte er zu Becker, in einer Ecke unter Kissen und Decken vergraben, „man träumt schwer im Zug. Und man hat Gedanken, mit denen man doch nicht fertig wird."

Der Sanitäter brachte es wirklich zustande, den gefährlichen Weg am Zug entlang mit einem Körbchen zu machen, er reichte Arrak, Zucker, Zitrone, Gläser und Löffel herein. Gläser und Löffel waren überflüssig, sie hatten sie schon. Und zum erstenmal steckte Maus auf der Bank den Spirituskocher an, der noch zu seiner Feldausrüstung gehörte und den ihm für diesen Winter seine Mutter geschickt hatte. Zu seinem Erstaunen funktionierte er. Sie tranken den heißen Wein.

Der Zug rollte, rollte. Die Dunkelheit lagerte auf der Erde, wo war Himmel, wo war Erde? Das Licht in ihren Wagen flackerte trübe. Maus sagte: „Jetzt sind wir zwei Mönche allein in einer Zelle. Erzähl mir von dir, Becker."

Becker hinten, halbsitzend unter seinen Decken: „Was möchtest du hören?"

„Anheimgestellt."

„Ich werde dir von meiner zweiten Geburt erzählen. — Es war mir bis zum Krieg nicht schlecht gegangen. Ich war dann mit unserm Regiment im Osten, ein paar Monate; nachher saßen wir im Westen. Ich hatte es leicht im Leben, mußt du wissen, Maus; schon seit der Schule, seit ich mich besinnen kann. Wohin ich denke, gute Erinnerungen, Freundschaften, die mir blieben, Lieben, die schmerzlos auseinandergingen. Ich habe oft die Bitterkeit junger Leute wegen irgendwelcher Erfahrungen gesehen. Ich hatte solche Erfahrungen nicht. Ich war Lehrer geworden, und meine Jungs hingen an mir; im Unterricht, in den alten Klassikern und wo ich konnte, prägte ich ihnen ein, wie erhaben der Mensch ist. Du kennst den Chor aus der Antigone: ‚Vieles Gewaltige lebt, und nichts ist gewaltiger als der Mensch. Denn selbst über die dunkele Meerflut geht er, vom Süd umströmt, hinwandelnd zwischen den Wogen die rings umtoste Bahn. — Flüchtiger Vögel leichte Schar und wildschwärmendes Volk im Wald, auch die wimmelnde Brut der See fängt er listig umstel-

lend ein mit netzgeflochtenen Garnen, der vielbegabte Mensch. — Und das Wort und den luftigen Flug des Gedankens erfand er.' — Das war ich, Maus, sicher; fröhlich, ein Erbe, ich war ein Glückskind, man sagte es mir, ich war am Sonntag geboren."

Maus: „Du hast es an dir. Sie sagten es auch im Lazarett."

„Mein Vater war kein großes Ding, ein Zollbeamter, ich kann mich schlecht auf ihn besinnen, er starb früh, meine Mutter hatte er hier aus dem Rheinland genommen. Nachher hatte sie mich allein und ließ mich machen, was ich wollte. Mutter lebt noch. Du wirst sie sehen."

„Sie ist — wie du?"

„Zehnmal besser. Zehnmal mehr. Aber das kann ich dir nicht beschreiben. Du wirst es merken, wenn du sie siehst. Dann wirst du sehen, warum ich fröhlich und leicht sein konnte, von wem ich es hatte. Darum weiß ich, wie sie mich empfangen wird, wenn ich zurückkehre."

„Sie hat dich nie besucht?"

„Ich habe sie beschworen, nicht zu kommen. Sie hat mir dann lange nicht geschrieben."

„Versteh' ich nicht."

„Erst am Dienstag, diesen Dienstag bekam ich einen Brief von ihr: Jetzt würde ich doch wohl in die Heimat zurückkehren wollen. — Aber ich will von mir erzählen."

Aber dann schwieg er und blickte auf die halbverdunkelte Glühbirne. „Also bitte, Becker."

Der gab sich erst nach einer Pause einen Ruck: „Maus, das ist etwas Merkwürdiges, was ich schon öfters beobachtet habe, was ich jetzt feststelle. Also du fährst hier mit mir im Wagen, ich liege da und liege — glaubst du, daß ich irgend etwas denke? Ich denke nichts. Es wirbelt einem gelegentlich etwas durch den Kopf, meistens auch das nicht. Du weißt, ich habe im Lazarett über ein Jahr gelegen, und da sind du und die Leute zu mir gekommen, und manchmal kam ich mir selbst wie ein Orakel vor, das die Leute befragen. Aber ich habe selten gedacht, ich habe bloß gesprochen. Du wunderst dich. Du meinst, wenn man spricht und es ist halbwegs vernünftig, muß man sich doch auch was gedacht haben. Das ist es wirklich, was mich auch erstaunt. Ich liege da wie ein verdauendes oder kauendes Vieh, blicke um mich,

höre, fühle, alles tue ich, aber denken tu' ich nicht. Das habe ich, während wir hier fahren, wieder einmal wunderbar erlebt. Wenn ich mir nicht direkt vornehme, etwas zu überlegen — und das kommt selten vor —, denke ich nicht. Aber wenn ich den Mund aufmache, weiß ich allerhand. Daraus schließe ich: es steht mit dem Denken und Wissen wie mit dem Essen und Trinken. Du stopfst was in dich hinein und damit gut. Aber du wirst davon ernährt; du brauchst dich nicht darum zu kümmern. Und so lag ich die Monate dumpf da und liege jetzt wieder, mein Kopf ist leer oder wirr, und nur wenn ich den Mund aufmache, bin ich leidlich vernünftig. Man muß sprechen, um zu wissen, was man ist."

„Ich versteh' wenig davon, Becker, was du sagst, verzeih."

„Also von meiner Krankheit. Ich liege mit meiner Kompanie im Graben. Als es soweit ist und wir 'rausspringen und rennen, nach knapp zehn Metern, höre ich es in der Nähe einschlagen, und dann ist es aus. Das ist auch so ein merkwürdiger Sprung aus dem Sein ins Nichts oder in was anderes. Ich habe keine Erinnerung von einem Übergang. Plötzlich und einfach war ich nicht da. Vielleicht habe ich den Stoß vergessen, der mich beförderte. Jedenfalls bin ich mit einmal in einem häßlichen Raum, alt, niedrig, mit schmutzigen Fenstern, und liege im Bett. In diesem Augenblick, Maus, war ich ein völlig besinnungsloses Stück Fleisch, hieß nicht Becker, war nicht im Krieg, sondern hatte nur Schmerz. War es Schmerz? Ich weiß nicht einmal, ob es Schmerz war, ob ich es für Schmerz hielt. Eine grauenvolle finstre Daseinsform. Ich stelle mir Quallen so vor, die Jungs am Meer mit einem Stock aufspießen. Es hat noch seinen Fangarm, seine Fühler, den Mund und Darm, aber sein ganzes Dasein ist Schmerz. Wo mein Ich sonst war, weiß ich nicht. Ich unterschied auch nicht Arm, Kopf, Bein an mir. Es bewegte sich allerhand an mir vorbei; ich stellte keine Fragen an sie, ich hatte nichts zu fragen, es war nichts fraglich, denn alles war nur, es war, und ich selbst war der dumpfe Schmerz. Das war, wie ich nachher hörte, der dritte Tag nach der Verwundung. Ich bin mir dann weiterer Übergänge bewußt, Schattierungen, Schraffierungen, bis ich auf ein anderes Gebiet kam. Ich sah Erscheinungen, die an mein Bett traten, dunkle und helle. Sie bewegten die Lippen, ich

hörte etwas, aber ich verstand nichts. Ich muß ein dummes Gesicht gemacht haben. Sie nannten das: er ist noch nicht bei sich. Dann stürzte ruckweise an einem Abend eine große Welt auf mich; wenn ich es beschreiben soll: ich floß zugleich zusammen und gerann. Ich verstand, was die Schwester zu dem Patienten neben mir sagte, und der antwortete, ich sah die Decke, den Raum und wußte, ich liege im Bett wie der und bin krank, ich fragte mich, was werde ich denn für eine Krankheit haben. Masern, wo ist denn Mutter, oder hab' ich einen Unfall gehabt, in welches Krankenhaus haben sie mich denn da gebracht, da sehe ich den Brotbeutel und die Erkennungsmarke an der Bettstange von meinem Nachbarn, und hinten kommt grade ein Sanitäter mit einem Becken herein. Darauf ist da: Krieg, Sturmangriff, Oberleutnant Becker, und ein niederträchtiger Schmerz im Kreuz. Die Schwester am Nebenbett hat immer zu mir herübergeguckt, weil ich sie so ansah, und ist dann da, und nimmt meine Hand und fängt an zu reden, ich verstehe sie; ich bin wieder der Oberleutnant Becker. Melde mich von meinem Urlaub zurück. Sie lächelten mich am nächsten Tag alle wie ein Kind an, das aus dem Schlaf aufwacht. Aber dann, Maus", er hob den linken Zeigefinger, „erst dann bin ich gestorben. Dann erst ging es in den Tod hinab."

Maus goß sich ein neues Glas Glühwein ein und schüttelte sich: „Heute bist du greulich. Du solltest nicht von den alten Dingen sprechen."

„Kommen noch bessere, Maus. Gieß mir auch ein, einen Schluck vor dem Gang in die Unterwelt. Kennst du ‚Tristan und Isolde' von Wagner? Eine wunderbare Oper, meine ganze Seligkeit Jahre lang."

Sie hörten den Zug knarren und schüttern, die Schwellen sagten sich mit einem leichten Stoß an, es klirrte das Glas in den Fensterrahmen, ein langes, langes, gleichmäßiges Schmettern setzte ein, ohrenbetäubend, das sie ganz einhüllte, sie fuhren durch einen Tunnel. Als es stiller war und die Wagen ihr altes Lied sangen, wurde Beckers leise Stimme wieder hörbar.

„Im ‚Tristan' von Wagner ist viel von einem Zaubertrank die Rede. Isolde will aus Zorn darüber, daß Tristan sie verschmäht und sie dem alten König Marke als Kriegsgefangene zuführt, mit

ihm sterben. Er nimmt den Todesbecher als Sühnetrank an. Aber es ist ein Liebestrank. Die Mutter Isoldes hat ihr für die Fahrt ins fremde Land eine kleine Apotheke abgegeben. Für Weh und Wunden gab sie Balsam, für böse Gifte Gegengift; für tiefstes Weh, für höchstes Leid gab sie den Todestrank. Die Dienerin Isoldes bereitet den Sühnetrank aus dem Liebesgift. Da werden dann Tristan und Isolde aus ihrem wachen normalen Zustand in einen sonderbaren andern überführt, in einen zwischen Sein und Nichtsein, wobei sie immer verlangen, das ganze Nichtsein zu erreichen. Denn der normale Tag trennt sie beständig. So kommen sie dazu, den Liebestod zu verlangen. Liebestod, wie wahnsinnig das klingt. Wenn du die Musik hörst, glaubst du es. Das klingt so."

Und Becker sang das Motiv des Liebestodes: „‚So sterben wir, um ungetrennt, ewig, einig, ohne End, ohn' Erwachen, ohn' Erbangen, namenlos, in Lieb umfangen, ganz uns selbst gegeben, der Liebe nur zu leben.' Und wahrhaftig gelingt in dieser zauberhaften Oper solch ein Liebestod, die Oper hat ein berühmtes Ende, Isolde singt an der Leiche Tristans wieder das Motiv des Liebestodes, aber nun nimmt es ein stürmisches Ausmaß, die Sehnsucht, das Begehren, die Liebe selber. ‚Mild und leise, wie er lächelt, wie das Auge hold er öffnet, seht ihr, Freunde, seht ihr's nicht! Immer lichter, wie er leuchtet, sternumstrahlet hoch sich hebt? Seht ihr's nicht? Wie das Herz ihm mutig schwillt, voll und sicher im Busen quillt? Wie den Lippen, wonnig mild, süßer Atem sanft entweht, Freunde! Seht! Fühlt und seht ihr's nicht? Höre ich nur diese Weise, die so wundervoll und leise, wonneklagend, alles sagend, mild versöhnend aus ihm tönend, in mich dringet, auf sich schwinget, holderhaltend um mich klinget? Heller schallend, mich umwallend, sind es Wellen sanfter Lüfte? Sind es Wolken wonn'ger Düfte? Wie sie schwellen, mich umrauschen — soll ich atmen, soll ich lauschen? Soll ich schlürfen, untertauchen? Süß in Düften mich verhauchen? In dem wogenden Schwall, in dem tönenden Schall, in des Weltatems wehendem All, ertrinken, versinken, unbewußt — höchste Lust.'"

Becker hatte aus seiner Ecke heraus die Partien teils gesprochen, teil gesummt und mit Gesang angedeutet. Maus war ganz in seine Nähe auf der andern Bank gerutscht und hatte den

Spirituskocher leise auf den Boden gestellt neben die Flasche und sein Glas. Er hörte wie ein Schüler zu. Zuletzt hatte er seine Augen fest verschlossen, er nickte nun Becker zu: „Herrlich."

Becker machte eine abschneidende Handbewegung: „Schön. Unvergeßlich. Du sollst es kennen lernen, nicht im Theater, ich zeige es dir am Klavier. — Im Leben geht es anders. Bei uns verwechselt keiner den Todestrank. Da ist das Leben noch nicht auf der Höhe des Traumes. Zum Beispiel ich war nicht ganz tot, als ich im Lazarett lag. Aber als ich drei vier Monate gelegen hatte, war ich es. Ich will dir nicht erzählen, Maus, wie das zuging, wie ich es allmählich aufgab, leben zu wollen, und eigentlich nicht mehr lebte. Sie konnten mich narkotisieren, nicht narkotisieren, auf den Wagen legen zum Röntgen, in den Operationssaal zum Sondieren fahren, zur Spinalpunktion, eine Hautgangrän entfernen. Ich wurde von dem kalten Stück an mir, an meinen Beinen, meinem Leib, angesteckt und machte nicht mehr mit. Es wurde mir zu viel, zu viel! Nun genug davon. — Es hieß dann schließlich doch leben. Und da — konnte ich nicht mehr. Das hast du nicht erlebt, Maus. Du warst auch krank, aber es ging rasch, ich erinnere mich gut. Bei mir war es, als wenn das Geschick Rache an mir nehmen wollte, weil es mir vorher zu gut gegangen war. Es machte es gründlich. Als meine Beine wieder Gefühl bekamen, worauf ich in den ersten Monaten so gewartet hatte, da erreichte es mich nicht mehr. Ich hatte alles verlernt, lachen, weinen, mich freuen, mich ärgern. Kannst du dir das denken? Es ist anders als der Liebestod Isoldes. ‚In dem wogenden Schwall, in dem tönenden Schall, in des Weltalls wehendem All, ertrinken, versinken, unbewußt — höchste Lust.' Keine höchste Lust, kein wogendes Schweben, eine gleichmäßig graue flache Ebene, die kein Ende nimmt, ein starrer Mondkrater, über den einmal Licht, einmal Schatten läuft. Damals standen sie an meinem Bett und sprachen zu mir. Vom kleinen Feldunterarzt bis zum beratenden Neurologen kamen sie an, schlugen meine Bettdecke hoch, betrachteten meine Beine und ließen mich die Zehen bewegen. Und wenn es ging, brachen sie in Entzücken aus, beglückwünschten mich, die Gesichter der Schwestern strahlten, alles um mich war Freude. Und ich sagte: ja, aus Höflichkeit und um sie nicht zu kränken, und verstand gar nichts. Die

Ärzte kamen morgens und waren schon gewaffnet, sich an mir zu ergötzen; sie hatten im Latz ihres weißen Mantels Stecknadeln, damit stachen sie mir in die Haut, und wenn ich ‚au' sagte, strahlten sie. ‚Es kommt', sagten sie. Das war die Parole: ‚Es kommt'. Und nun fingen sie mit mir an, und ich kann dir nicht sagen, Maus, was sie mir antaten.

Wenn ich aber lebe, so sind sie schuld. Meine Mutter ist abgelöst. Den Teil, den ich meinen Eltern verdanke, habe ich abgestorben. Sie brachten mich zu meiner zweiten Geburt. Das ist der Mann, den du siehst und hörst. Sie hoben mich und elektrisierten, sie massierten und streckten meine Glieder. Sie gaben nicht nach. Man liest gelegentlich von einem Bergwerksunglück, schlagende Wetter, und so und so viel Kumpels sind eingesperrt, verschüttet, und man muß sie holen, dann arbeiten sie von oben tagelang, graben frei, was sie können, bis sie an den Schacht herankommen; manchmal strecken sie die Waffen, die Zeit vergeht, man kann berechnen, alle Bemühung ist aussichtslos. Die Mannschaft, die mich rettete, ihr Name sei gepriesen, gab nicht nach. Es war ein einziger beschwörender Chor, der sich um mein Bett bildete und mich aus meinem Grab heraufzwang. Wer im einzelnen mehr rief und drängte, weiß ich nicht, ich singe das Hohelied meiner Helfer. Darum habe ich mich von ihnen nicht getrennt — und darum wollte ich nicht, daß meine Mutter dazwischentrat; es hätte mich erschreckt, in den Wochen, wo diese da mich zur Welt brachten."

Becker pausierte. Maus zündete am Boden vorsichtig den Kocher an. Als sie die heißen Gläser in der Hand hielten, meinte Maus: „Erzählst du noch den Schluß heute?"

Becker: „Den Schluß, Maus, wirst du alle Tage sehen und hören, wo du mit mir zusammen bist: Friede, süßer Friede! Ich warte. Ich möchte nach Berlin. — Wie kam ich herauf, wie fand ich die Welt wieder? Daran habe ich die dunkelste Erinnerung. Es beginnt eine Entdeckungsarbeit, ganz langsam, stückweise. Man fängt an, Licht zu sehen, Gegenstände, Menschen, Bäume zu erkennen. Du meinst, ich hätte doch schon vorher alles gesehen und bemerkt, ich war doch nicht bewußtlos. Richtig: Gesehen und nicht gesehen. Es fehlte lange etwas: Ich. Mein Ich zuckte eines Tages auf, als es den Sonnenstrahl bemerkte, der

in unser Zimmer fiel. Ich sah, es war Licht. Ich erkannte Licht. Ich erfaßte Licht. Denn ich war blind und taub geworden. So wie meine Beine gefühllos. Es gab nicht Licht und Ton bei mir. An dem Tag lag ich bestürzt bis zum Abend. Sie merkten, daß mit mir etwas geschehen war. Es sollte mir wieder ein Verbandwechsel gemacht werden, sie dachten, ich fürchte mich davor und verschoben ihn. Aber es war nicht das. Ich war fassungslos. Ich wußte nicht, was nun noch kommen konnte. Ich ahne etwas. Und richtig ging es dann Schlag auf Schlag. Das Größte war — unser guter Trompeter auf dem Hof. Mein Leben lang werde ich gut von ihm denken. Wie ich zum erstenmal einen Ton wieder hörte, einen Klang verstand, in einen Klang stürzte, das — du wirst dich wundern — hat mich so außer Fassung gebracht, daß ich danach erschöpft stundenlang schlief. Die Schwestern machten ein ganz ernstes Gesicht, sogar der Doktor setzte sich noch an mein Bett, klopfte an meinem Nacken und am Kopf; er hatte irgendeine Befürchtung. Ich mußte mich die ganze Woche, die dann kam, furchtbar zusammennehmen, um es zu ertragen. Weißt du, Maus, ich wollte noch immer nicht. Es war ein förmlicher Abscheu da, als ein ausgewachsenes Lied, eine Grammophonmusik vor mich trat. Ein bitteres Gefühl: ‚Das gibt es noch, und da muß ich wieder 'ran.' Fürchterlich schwer, den Widerwillen zu überwinden. Nun, es ging. Nach ein, zwei Wochen gab es noch ein bißchen Angst davor — später Beängstigung, wenn das alte graue Gefühl wieder heraufkam. Geburtswehen. Und nun — fahren wir nach Hause, Maus.

Und nun bin ich da. Und ich will da sein, zehnmal mehr als damals, als ich in den Krieg ging und aus dem Graben sprang und der Splitter mich traf. Jetzt — fordere ich etwas. Friede. Süßer himmlischer Friede. Wir sind da. Er hat unser Gesicht. Ich halte ihn mit eisernen Klauen fest, Maus. Ich lass' ihn mir nicht nehmen, nicht noch einmal nehmen, der mein Gesicht hat. Sieh den Mond über den Wolken, sieh die weißen schleppenden Wolken, die Wagen rollen, sieh uns hier, Maus, dich und mich! Dem Tod entronnen. Es ist das Leben, der Friede. Wir werden ihn uns nie, von niemanden rauben lassen."

„Ich fahre ungern, Becker", sagte Maus, die Ellenbogen auf den Knien, den Kopf in den Händen. Becker: „Ich merke."

Sonntag, der 17. November. Sie hielten irgendwo. Becker wanderte den Zug an seinen zwei Stöcken entlang. Er war groß, ging gebückt und sehr langsam. Er setzte aufmerksam wie ein Blinder jeden Fuß vor sich hin auf den Boden, und wenn das Bein stand, wiegte er sich nach vorn darüber wie auf einer Säule und senkte sich auf das andere. Er mußte jeden Muskel und jede Muskelgruppe einzeln anrufen, man durfte ihn dabei nicht stören, es war eine große aufmerksame Arbeit. Matt und stumm setzte er sich danach in sein Coupé und rauchte eine Zigarette nach der andern.

Nach dem Kaffee (alles Geschirr stand am Boden, es wurde erst abends abgeholt) prüfte Maus Beckers Gesicht, es schien wohlwollend. Er faßte Mut.

„Hat dich das sehr angestrengt?"

Becker nickte: „Die Entzifferung eines verstümmelten Textes ist leichter, immerhin — du willst etwas?"

Sie saßen sich gegenüber in einer Fensterecke. Maus kam nicht mit dem Wort heraus, er fand nicht den richtigen Anfang. Er lächelte unsicher: „Eine kleine Frage. Aber ich habe nicht die geringste Ahnung, ob du dich damit abgeben wirst."

„Mut, Maus. Ist es wegen Frauen?"

Maus erleichtert: „Ja." Aber er sagte nichts weiter.

Becker schmunzelte, atmete tief und wartete.

Maus: „Ich schäme mich, dich danach zu fragen. Es ist — nicht erfreulich für mich. Das Ganze quält mich." — „Also darum kannst du nicht schlafen, seit wir unterwegs sind. Sehnsucht wegen Hilde oder wegen einer andern?" — „Sehnsucht, das versteht sich von selbst. Aber die Unklarheit und die Pein." — „Nun, nun, Maus." — „Ich schäme mich." — „Vor mir, Maus?" — „Nicht doch, oder ja, auch. Aber vor mir. Es quält mich so. Ich finde mich mit etwas nicht — zurecht." — „Nun hast du mich richtig neugierig gemacht, Junge, schieß los. Du bist nicht anzusehen, wie du herumwürgst. Bist doch schließlich kein armer Sünder und ich der Büttel mit der Peitsche."

„Das Peitschen besorge ich selbst, Becker, seitdem wir fahren. Ach, wenn du mir doch eine gute Lösung geben könntest. Du

kennst sie ja, Hilde." — „Ja." — „Sie hat am vorletzten Tag, am Mittwoch, von uns Abschied genommen. Du erinnerst dich. Ich — hab' mich nicht mit dem Abschied begnügt, es war mir zu formell. Ich hab' sie nochmal gesehn."

„Wann?" — „An dem Nachmittag, am Mittwoch, Becker. Sie hielt sich im Saal und bei den Leuten auf, ich lag immer auf der Lauer, ich wollte und mußte sie noch ein letztes Mal sehen und sprechen. Es stand für mich viel auf dem Spiel."

Becker: „So ernst ist das, ah! Ich wußte es gar nicht."

Maus richtete sich auf: „Du wußtest es nicht? Du hieltest es für eine Liebelei, eine Lazarett-, eine Etappenangelegenheit?" — „Natürlich, du hast dich jedenfalls sehr versteckt, wenn es anders ist. Also — es ist anders geworden." Maus dachte nach: „Du hast recht, in den letzten Tagen."

Becker saß, wie immer, auf vielen Kissen wegen seiner Wunden. Er schob sie unter sich zurecht, darauf schlug er die Arme über der Brust zusammen und saß da.

Maus war endlich im Fluß: „Was du mir nun sagen sollst, worin du mich aufklären sollst, das ist eine sehr delikate Frage. Ich stelle sie in tiefster Vertraulichkeit an dich. Ich vertraue dir, Becker. Ich verlange nicht von dir dein Ehrenwort, daß du schweigst. — Wenn eine Frau sich einem hingibt, ist sie dann wirklich seine? Meint sie das?"

Becker drehte den Kopf gegen die Wand.

Erst nach einer Weile sagte er: „Warte einen Augenblick. Ich denke nach." Er arbeitete an seinen Kissen. Maus half, er legte sich waagerecht: „So ist es besser." Mit seiner ruhigen Stimme, den Blick auf Maus gerichtet, meinte er: „An sich — denke ich schon. Sie meint, daß sie sein ist. Warum zweifelst du?"

„Wegen der Nebenumstände."

Und Maus stöhnte und raufte sein Haar, und unglücklich flehte er zu Becker herüber: „Hilf mir doch, Becker. Ich schlage mich so damit herum. Ich mache mir solche Vorwürfe. Ich habe sie vielleicht gekränkt, beleidigt, mehr als das. Vielleicht ist zwischen ihr und mir nun alles aus. Sie wollte ja nicht. Es war an dem Abend, wo solch Trubel war, wo die Leute stahlen. Da erwischte ich sie endlich auf unserm Korridor. Und ich wollte und mußte sie sprechen. Ich war so erregt, so unaussprechlich

erregt; es war das letztemal, daß ich sie sah, und wann werde ich sie wieder sehn, so, und so dicht und allein. Und sie wollte weg. Und da waren wir vor Richards Zimmer, du weißt, wo er gelegen hat, und da kamen wir hinein, ich machte die Tür zu."

„Und?" fragte Becker.

„Ich war eifersüchtig auf Richard, obwohl er tot ist. Ach Gott, ich weiß nicht, was ich dir erzähle. Sie sträubte sich, ich war so aufgeregt, ich fühlte sie an mir, ich wollte sie haben, ich mußte sie haben, ich glaube, Becker, ich hätte in diesem Augenblick einen Mord begangen, wenn mich einer von ihr gerissen hätte. Sie wollte nicht. Ich frage sie: ‚Ist es Richards wegen? Hast du Richard geliebt?' Und sie sagt ja, aber das hat sie nur getan, um mich zu reizen, das weiß ich schon, und das reizte mich wirklich noch mehr. Ich konnte, ich konnte nicht dulden, daß sie sich mir versagte."

Becker sah nach der Decke: „Eigentlich hast du sie vergewaltigt."

„Das mache ich mir zum Vorwurf, Becker, und darüber leide ich so gräßlich. Denn ich liebe sie! Ich liebe sie, seitdem ich sie sah. Und jetzt möchte ich das von mir abwaschen. Becker, aber das hab' ich schon öfter gehört, und das glaub' ich auch: es ist unmöglich eine Frau zu vergewaltigen, wenn sie durchaus nicht will. Schließlich muß sie doch wollen. Wenn sie nicht gerade bewußtlos wird. Und das war sie nicht."

„Woher weißt du das?"

„Sie sprach ja. Sie hielt mich umschlungen."

„Umschlungen?"

„Wenigstens zuletzt. Was sie sagte, weiß ich nicht. Und das ist meine Hoffnung: Zuletzt wenigstens war sie nicht böse. Ich konnte ihr Gesicht im Korridor nicht erkennen. — O Becker, habe ich mich nachher geschämt. Und schäme mich noch jetzt. Ich könnte mich zerreißen."

„Es scheint, sie hat dir zuletzt verziehen."

Maus, glücklich, faßte Beckers linke Hand, die schlaff herunterhing: „Ja, sag mir das. Sie hat mir verziehen. Sie verachtet mich nicht. Ich habe sie nicht geschändet, ich könnte mir das nicht vergeben."

„Solche Reue hast du, Maus?"

„Furchtbar, grausam. Wenn die Gedanken kommen, leide ich Höllenqualen. Ich bitte dich um Hilfe, Becker. Seitdem ich das getan habe, bin ich kein Mensch mehr."

Becker drehte ihm langsam den Kopf zu und betrachtete Maus, der zusammengesunken vor ihm saß, das Gesicht in die Hände vergraben. Jetzt hob Maus das Gesicht: „Also was sagst du, Becker?"

„Daß du sehr bestraft bist. Daß du dich zu sehr bestrafst. — Sag mir nochmal: sie hat dich umschlungen? Und wie habt ihr nachher Abschied genommen, den letzten, letzten Abschied?"

„Sie war still und hat sich geschämt. Sie stand so da."

Becker blickte wieder nach der Decke: „Ich glaube nicht an eine Kränkung, Maus. Frauen — wollen überrumpelt werden. Heute denkt sie mit Liebe an dich."

Maus warf sich im Gang auf die Knie vor Becker und preßte seinen Arm an seine Brust: „Becker. Ist es wahr? Sag es mir. Das ist wahr?"

Plötzlich schluchzte Maus an Beckers Arm. Becker sagte von der Bank herunter: „Junge, Junge, du bist krank."

Maus stammelnd: „Es ist solche Gemeinheit, was ich mir da eingebrockt habe, und ich wollte es doch gar nicht. Was ist das für eine Niedertracht, daß ich tun muß, was ich gar nicht will. Ich hasse mich. Ich spucke mich an. Ich verstehe es nicht."

„Man muß nicht alles verstehen wollen, Junge. Mach dich nicht verrückt. Was hast du für ein zartes Gewissen." — „Hab' ich sonst gar nicht, Becker. Nur in diesem Fall. Ich hab' sie so ungeheuer lieb und möchte sie behalten."

„Wirst du."

Maus stand auf und ließ sich auf seine Bank fallen. „Ach, bin ich selig. Ich bin befreit. Nun ist sie wieder da. Nun hab' ich mich wieder. Gott sei Dank. Gott sei Dank."

In dieser Nacht kam es Becker im Traume vor, als wenn eine Stimme um ihn tönte, eine tiefe Männerstimme, und eine weiße väterliche Gestalt im Gang des Wagens stand und sich zu ihm herabbückte.

In Freude und Süßigkeit löste sich sein Inneres auf.

„Du arme verlassene Seele, in welcher Drangsal steckst du. Nicht einmal seufzen und klagen kannst du."

„Geh nicht so rasch weg, heute."

„Eine lange Geschichte hast du erzählt, wie du im Körper erstorben warst und kamst zum Leben. Und kamst du zum Leben?"

„Geh nicht so rasch weg."

„Der leidige Feind liegt auf der Lauer. Wo eine Bresche entsteht, stellt er sich ein. Laß es nicht zu. Eine jegliche Pflanze, die der himmlische Vater nicht gepflanzt hat, wird ausgerottet werden."

„Hilf mir."

„Vergiß meiner nicht, arme verlassene Seele. Denk an das Wort von den beiden Menschen, die in den Tempel gingen, um Leute, wie Räuber, Ehebrecher oder wie dieser Zöllner. Der Pharisäer stand und dankte Gott, daß er nicht war wie andere Leute, wie Räuber, Einbrecher oder wie dieser Zöllner. Der Zöllner wagte nicht die Augen zu Gott zu heben, schlug sich an die Brust und sprach: Gott sei meiner Seele gnädig. Dieser ging gerechtfertigt nach Hause. Denn den Sündern, den Leidenden, den Armen wird Gnade zuteil und sie empfangen Seligkeit."

„Und . . ."

Becker wollte etwas sagen. Da wachte er von seinem eignen Stöhnen auf. Der Wagen war finster, Maus schlief fest. Becker ordnete seine Decken. Schlaftrunken und ohne Gedanken legte er den Kopf zurück.

Die Wagen rollten.

Sie hatten Gelegenheit, auf einer kleinen Station, wo sie hielten, eine Demonstration unter Vorantragen roter Fahnen zu sehen. Der kleine Trupp schien die Absicht zu haben, sich dem Zug zu nähern, aus dem die Soldaten herausgeklettert waren. Vielleicht wollte noch einer eine Ansprache halten. Aber der Trupp schwenkte ab. Maus mit Becker an der offenen Wagentür kniff traurig die Augen: „Warum kommen sie nicht zu uns? Vor uns braucht man doch keine Furcht zu haben."

Becker: „Was war das? Was machen die?"

„Das ist die Revolution."

„Was? Ich habe mich so auf die Revolution gefreut. Das sind Kirchgänger, Maus."

„Ich sage dir, nein. Heute ist doch Dienstag."

Die Türen knallten. Maus packte seinen Freund in eine gewaltige Pferdedecke, die sich rätselhafter Weise aus der Kavalleriekaserne hierher verirrt hatte.

Becker sagte gedankenlos: „Enttäuschend."

In Nürnberg war Schluß.

Es ging alles ohne Schwierigkeit, sehr rasch. Der Trubel auf der Bahn war groß. Ehe man es sich versah, befand man sich auf einem andern Bahnsteig in einer ungeheuren Masse von bepackten Soldaten und Zivilisten, die auf Züge warteten und die man schon nicht mehr kannte.

Man wurde auseinandergedrängt.

In der Bahnhofskommandantur und auf den Bahnsteigen saßen Uniformierte an kleinen Tischen, und an ihnen schob sich eine Reihe von Leuten vorbei, denen sie Scheine unterschrieben und stempelten. Es waren Soldatenräte. Für die, die nicht gleich reisten, waren Hotels und Bürgerquartiere vorbereitet. Die letzten Grippekranken fuhr man ins Krankenhaus.

Wie die Blätter eines welken Baumes fielen sie hin und zerstreuten sich.

Der Nebel in Berlin

Der Nebel ballte sich in dichten und dichteren Schwaden in Berlin. Er färbte sich mit dem Rauch der Schornsteine und wurde gelb wie die Luft in London.

In diesen Nebel hinein geriet der Leutnant Maus, der am Dienstagmittag ankam. Er hatte sich sofort nach der Ankunft in dem Hotel, das ihm zugewiesen war, von seinem Freund Becker verabschiedet. Der war angestrengt von der Reise und wollte sich in Naumburg noch für ein paar Tage in ein Krankenhaus legen. Maus aber erwartete Briefe aus Straßburg. „Bleib nicht zu lange, komm bald nach Berlin", drängte er Becker. „Gewiß, mein Junge. Und du verrätst mich nicht bei meiner Mutter." Und wie der Blitz sauste Maus die Treppe herunter.

Weder Vater noch Mutter waren zu Hause, als er in der Dresdner Straße ankam. Das Dienstmädchen sagte, der Herr Legationsrat sei auf seinem Amt, und die Mutter komme erst am Abend, sie sei in Steglitz bei Verwandten. Maus flog in sein Zimmer: Nichts. Sein Schreibtisch leer.

„Sind keine Briefe in den letzten Tagen angekommen?" — „Zwei von der gnädigen Frau an den Herrn Leutnant sind zurückgekommen. Sie hat einen Schreck gekriegt, daß Herr Leutnant sich nicht meldete."

Maus ließ sich auf einem Stuhl nieder. Er hatte es nicht geglaubt. Sie hatte es doch krumm genommen. Sie verzieh es ihm nicht. Nicht eine Zeile.

„Soll ich für Herrn Leutnant Frühstück bereiten?" — „Lassen Sie mich in Ruh'." Er warf die Mütze auf den Boden. Sie glitt hinaus. Er riß sich den Mantel auf, zog ihn aus, warf ihn aufs Sofa. Er marschierte herum, voll Zorn. Das war zuviel. Was sich die Weiber erlaubten. Was nahm sich Hilde heraus? Ihn so zu empfangen, zu Hause, ohne ein Wort.

Er riß die Tür auf und rief heraus: „Bringen Sie Frühstück." Starr, geladen saß er am Tisch und ließ vor sich decken. Das Mädchen wagte kein Wort. Der Leutnant war ärgerlich, weil die Mutter ihn nicht empfing. Er aß und trank, ohne es zu bemerken. Dann ging er an seinen Schrank und kleidete sich zivil. „Student der Rechte Johannes Maus, Schulterverletzung", sagte er vor dem Spiegel. Der Arm taugte noch immer nichts.

Ich aber, dachte Becker in Naumburg, allein auf seinem Zimmer, einem grauenhaft leeren, blau tapezierten, ungeheizten Zimmer — ich täte am besten, mich in einen Sarg zu legen.

Und überwältigt von Abscheu vor allem, was er sah und kommen sah, ballte er die Fäuste und knirschte. So müßten sie mich sehen, meine Leute aus dem Lazarett, ihren Gott, ihren Götzen. Seine Fäuste blieben hart, seine Zähne knirschten, dabei schlug sein Gefühl um. Sie sollen mich nur sehen, ich lasse mich nicht beschämen, ich halte durch.

Und Maus war noch nicht eine Viertelstunde aus dem Hotel, da verließ es Becker. Er lag diesen Tag im Krankenhaus, ein Chirurg und ein Nervenarzt fanden sich nachmittags ein, er-

klärten den örtlichen Befund am Kreuzbein für ausgezeichnet, im übrigen wäre alles weiter zu machen wie bisher, elektrische Behandlung, Übungen, allgemeine Kräftigung. Dazu könnte er auch zu Hause wohnen. „Viel hängt von Ihrem Willen ab, Ihrer Zähigkeit, Herr Oberleutnant." Mehr wollte er nicht hören.

Am Tage nach Maus, Mittwoch, dem 20. November, war Becker in Berlin.

Seine Mutter machte auf

Er stand da, aufrecht, am Arm eines Sanitäters, den man ihm an der Bahn mitgegeben hatte und der seine Koffer und seine beiden Stöcke trug. Die starke Frau, die ein volles jugendliches Gesicht und noch dunkle Haare hatte, starrte ihn im Türrahmen an. Dann zog sie ihn wortlos in den Korridor und fiel um.

„Setzen Sie mich auf einen Stuhl, Scholtz, dann heben Sie meine Mutter auf. Lassen Sie die Tür ruhig auf."

Er saß in dem alten gasbeleuchteten Korridor. Die Mutter, eine dunkle Küchenschürze umgebunden, lag auf dem Boden. Sie war dem kleinen Wärter zu schwer, er lief nach Wasser.

Will ich denn, will ich denn, fragte sich Becker. Er sah seine Mutter liegen — mein Gefühl ist hin, ich habe kein Gefühl mehr, ich bin also doch gestorben. Da bewegte sie sich, der Wärter spritzte sie mit Wasser an. Überraschend schnell richtete sie sich auf, ohne Hilfe, stand da, sagte: „Ach Gott", und ging in die Küche, um sich abzutrocknen. Becker lächelte den Wärter an: „Sie haben eine Überschwemmung angerichtet. Sie wollen wohl ihre Kranken ersäufen."

Einen Arm gehalten von der Mutter, den andern vom Wärter, so machte Becker, wie er fröhlich sagte, seinen Einzug in das mütterliche Haus. Sie schoben ihm Kissen unter und setzten ihn auf das Sofa, dann verschwand die Mutter, um Kaffee zu bringen („.wirklichen Kaffee", sagte sie mit wehmütigem Augenzwinkern). Währenddessen plauderte Becker mit dem Sanitäter, der sich als vernünftiger Mann erwies. Er hätte ihn gern für gelegentliche Bedienung gehabt. Der Mann wurde bestellt; er wollte gehen, während die Mutter mit dem Kaffeetablett kam. Sie hatte drei

Tassen und blickte fragend auf den Sanitäter. Er setzte sich gern zu ihnen und erzählte von seinem Sohn, der auch unterwegs sei. Nach dem Kaffee verabschiedete er sich. Die Mutter brachte den Mann an die Tür und verabredete mit ihm leise die Zeit seiner Besuche.

Währenddessen fiel über Becker eine Wolke. Seine Ohren wurden mit dicker Watte verstopft; aus seinem Kopf, dicht hinter der Stirn und um die Schläfen herum, wichen alle Gedanken, und an ihre Stelle trat eine schwingende warme Luft. Die Stirn fühlte er heiß, die Hände glühten und waren groß und wie geschwollen. Als die Mutter eintrat, kam sie wie durch einen Nebel. Er kannte das. Es war der Dämon. Er verstand mühsam, was die Mutter sprach. Ihm war Seele und Vernunft gestohlen. Nur um etwas zu sagen und seinen Zustand zu verbergen, Zustand völligen Leerseins, bat er die Mutter, sie möchte ihn in sein Arbeitszimmer führen. Glücklich nahm die Frau seinen Arm. Sie legte im langsamen Gehen ihren rechten Arm um seinen Rücken, der linke ergriff seinen linken, und führte ihn sicher durch die Tür. „Wie groß du bist, Friedrich. Oder bin ich kleiner geworden?" Er lächelte leer, sie darf nicht wissen, daß mich der Dämon hat, warum hat er mich gleich gefaßt, wie ich hier bin, ich bin ihm seit Jahren nicht begegnet.

Da saß er auf seinem Schreibstuhl, eine Art Schemel mit großer breiter Rückenlehne. Sie lief und brachte ein grünes dickes Sofakissen. Auf dem Schreibtisch lagerten links und rechts Bücherstapel, in der Mitte auf der Schreibunterlage Briefe. Aber er sah es nur. Der Dämon hatte ihn. Er war wie eine Fliege von einer Spinne ausgesogen und saß da als leeres Gehäuse. Er konnte manches flüchtig denken — das war ihm erlaubt —, sich hilflos fühlen, er bemühte sich gequält, zu entziffern, was die Mutter sprach, die sich vor ihn gesetzt hatte und seine Hände hielt und ihn von unten betrachtete, und es schien ihm auch, als ob er antwortete, ohne daß sie etwas bemerkte. Er konnte sagen, sie möchte ihn für eine kleine Viertelstunde auf sein Sofa legen, dann würde er zur Verfügung stehen.

Und die Frau führte ihn selig herüber, half ihm den Uniformrock ablegen, zog ihm die Stiefel aus. Er wollte sich schon legen, da lief sie, brachte wieder Kissen aus seinem Bett und legte sie

in die Mitte des Sofas, ah, sie verstand gut, was er nötig hatte. Dann lag er, sie drückte ihm die Hand, er hörte sie auf dem Korridor schluchzen.

Der Dämon brauchte über eine halbe Stunde, um sich zu sättigen und zu weichen. Diesmal schluckte er sein Opfer so mit Haut und Haaren, daß Becker sich bezwingen mußte, um nicht zu winseln. So nur Schale zu sein, so keinen Gedanken fassen zu können, kein Gefühl haben, wer man ist, kaum zu wissen, wie man heißt.

Er war tief zufrieden, als über seine Auegn, über Stirn und Lider eine kühle Müdigkeit lief und sich über Arme und Beine ausgoß. Er wünschte zu schlafen. Und er schlief.

Er bemerkte nicht, daß die Mutter hereinkam, ihn liegen sah, bei ihm saß, ihn beobachtete. Dieses weiße ausgemergelte Gesicht. Was muß er gelitten haben. Aber er spricht nicht, er schreibt nicht, er will keine Hilfe, er will nicht bemitleidet sein, ich kenne ihn. Er war fast gestorben, er ließ mich nicht kommen. Was mag es sein, daß er jetzt doch nach Hause gekommen ist. Friedrich, wie er lachen konnte, wie er sonnig war. Alle hingen an ihm.

Er schlief, sein Gesicht rötete sich leicht. Als sie wieder kam, lag er auf dem Bauch, den Kopf aufgestützt und blickte zu ihr hin. Er setzte sich auf. Wie gut es ist, daß die Dinge Namen haben.

Er sagte zur Mutter — sie freute sich über seinen Ton, es war das alte sichere Tändeln, er hatte offenbar gut geschlafen: „Mutter, ich weiß aus der Bibel, daß alles anfing, wie Gott Himmel und Erde schuf, aus einem völlig wüsten und leeren, unbrauchbaren Zustand. Und dann geht es weiter: er sprach." Die Mutter: „Richtig. Es wurde Licht." Friedrich: „Er sprach. Und danach wurde es Licht." Die Mutter lachte: „Nun, es ist doch der Herr Gott." Friedrich: „Der Herrgott, der Herrgott, es ist sein Problem: wie zeigt er sich als Herrgott, welche Mittel wendet ein Herrgott an? Würdest du beispielsweise, Mutter, wenn du dich in solcher Situation befändest, schlimmer als Robinson Crusoe, in einer grauenhaften Situation, nur umgeben von Wüste und Leere, von völliger Finsternis (nicht an den Dämon rühren, ich bin ihm entwichen), würdest du da wissen, wie dich beneh-

men? Was würdest du anfangen, zwischen lauter Wüste? Würdest du auf den Gedanken kommen zu — sprechen? Etwas zu sagen, den Mund zu öffnen, ein Wort zu bilden und davon eine Wirkung erwarten? Voilà: Gott — spricht! Ich lege nicht den Akzent darauf, was er sagt, sondern daß er auf das Sprechen verfiel. Ein großartiger Vorgang."

Die Mutter: „Ich sehe, mein Sohn Friedrich würde es als Gott ebenso gemacht haben" Er blickte sie nachdenklich an.

Die Mutter ernst: „Was hast du mit der Schöpfung?" — „Wie gut, daß man sich an Worte halten kann. Man kann sich wirklich an Worte halten. Und da läßt Goethe den Mephisto spotten: ‚Im ganzen haltet Euch an Worte! Dann geht Ihr durch die sichere Pforte zum Tempel der Gewißheit ein.' Als wenn darüber zu spotten wäre. Es ist etwas Ungeheures um das Wort."

Die Mutter setzte sich bequem in ihren Stuhl: „Ich hätte nicht geglaubt, Friedrich, daß wir eine so gute Unterhaltung am ersten Tag deiner Rückkehr führen würden." — „Du nahmst an, ich sei verändert? Wahrhaftig, ich bin es. Ich weiß bloß im Moment nicht, worin. Ich habe draußen im Lazarett festgestellt, ich habe mich sehr verändert. Meinem Freund Maus habe ich es unterwegs an Hand von ‚Tristan und Isolde' erklärt." Die Mutter wischte sich die Augen: „Ich bin so glücklich, wenn ich dich so sprechen höre." — „Du weißt noch gar nicht, was ich sagen will." — „Wer ist Maus?" — „Regimentskamerad und Zimmergefährte im Lazarett. Er hat's in der Schulter, ist schon fast heil, ich glaube, sie wird steif bleiben."

„Der Arme. Freuen wir uns, daß ihr da seid."

Da lehnte sich Becker zurück, seine Augen hatten sich einen Augenblick erweitert, er redete leise: „So steht es nicht, Mutter: wir sind zurückgekehrt, und man kann sich freuen, daß wir wieder da sind. Es ist gut, da zu sein. Aber was jetzt kommen wird, ist nicht klar. Nur für die, die draußen liegengeblieben sind, ist alles klar. Aber wir andern."

„Der Krieg ist zu Ende, Friedrich."

„Sieh mich an, Mutter und sage, ob der Krieg zu Ende ist. Es liegt liegt nicht nur an meinen Verletzungen. Ich bin ein hartgesottener Sünder, so daß erst die Verletzung kommen mußte,

um mich hellhörig zu machen. Daß Krieg gewesen ist, ist nicht zu Ende."

„Was willst du sagen?"

Er legte beide Hände vor das Gesicht.

„Daß Krieg gewesen ist, ist nicht zu Ende. Mutter, ich sitze nicht mehr als derselbe Friedrich hier von früher. Nicht bloß wegen meiner Beine."

„Ich erkenne dich doch, Friedrich."

„Und du gibst mir denselben Namen?"

Sie lächelte: „Ja."

Da bemühte er sich mehr nach vorn zu kommen. Er lächelte unsicher. Sie mußte ihm helfen, er wollte sich an ihren Hals drücken.

Nach einer Stunde brachte sie ihm Tee und Zwieback, sie aßen und tranken zusammen. Als sie abgeräumt hatte, fand sie ihn vertieft, mit dem Blick nach unten. Er sagte: „Ich liege und sitze hier, ich denke nach und fühle nach. Nun bin ich da. Hier habe ich vor dem Krieg gelebt und gearbeitet. Vor dem Krieg. Es ist mehr als der Krieg. Mutter, ich weiß, ich habe mich nicht darum monatelang mit dem Tod herumgeschlagen und bin nicht darum aus dem Krieg nach Hause gekommen, um mein altes Leben fortzusetzen. Es ist mir nicht beschieden, du siehst es mir an. Und selbst wenn meine Glieder stärker wären, ich dürfte es nicht mehr."

Sie nickte: „Ich sehe es, Friedrich. Wir werden alle nicht mehr leben wie früher. Aber dennoch."

„Du bist gut, ich weiß. Ich habe wie ein Schmetterling gelebt. Berührt — nichts, gedacht — nichts."

„Wer hat denn gedacht, wenn nicht du?"

„Berührt nichts, gedacht nichts, gewußt nichts, Mutter, wir liegen in einem Abgrund. Wie konnte das vernichtet werden und verschwinden, Mutter, wie ein Staub, den man wegbläst, das, was Millionen von uns in den Krieg geschickt hat und opferte und tötete jung und alt, und das verschwindet wie ein Gespenst beim Hahnenkrähn, die Hohenzollern und das Reich, der Rahmen unseres Daseins. Ich habe keine Zeitungen gelesen, aber ich weiß genug. Welche Entlarvung, Mutter."

„Es ist die Niederlage, Friedrich."

„Und nicht einmal, daß die Millionen dahinten liegen, und daß es zu Millionen Verstümmelte gibt, hat sie zurückgehalten. Welche Schamlosigkeit, und sie waren der Rahmen unseres Daseins."

„Friedrich, was hätten sie nach der Niederlage tun sollen?"

Er kreuzte die Arme und sagte lange nichts. Dann berührte er die Hand der Mutter:

„Die Niederlage liegt weiter zurück. Ich habe ihre Wurzeln noch nicht. Man kann besiegt werden, man erliegt aber nicht, und nicht so. Das ist entlarvend. Sie hatten nicht die gehörige Beziehung zu Tod und Leben." Und nach einiger Zeit fügte er hinzu: „Sie waren unecht."

Die Mutter saß stumm in seiner Betrachtung. Sie war tief froh ihn zu sehn, zu hören und da zu haben. Sie verstand ihn nicht.

Bitterkeit, bitterste Bitterkeit, wann wirst du meine liebe Schwester sein?

ERSTES BUCH

DER 22. UND 23. NOVEMBER

Eine Republik bauen aus den Materialien einer niedergerissenen Monarchie, ist schwer. Es geht nicht, bis erst jeder Stein anders gehauen ist, und dazu gehört Zeit.
(Chr. Lichtenberg)

STURM AUF DAS POLIZEIPRÄSIDIUM

Ein junger Mensch kehrt aus dem Krieg zurück, gewinnt dem Leben in Berlin keinen Reiz ab und trifft andere, denen es ebenso geht. Einige aufgeregte Leute stürmen das Polizeipräsidium und können danach besser schlafen. Es ist der 22. November 1918.

Berlin war eine Häuserwucherung, die sich flach und düster in der sandigen Mark ausbreitete. Ein armseliges Rinnsal, die Spree, durchzog sie. Das Flüßchen nahm schwarze und schillernde Farben an von den Abwässern, die man hineinleitete, die Häuser wandten ihm den Rücken zu, Schuppen und Kohlenlager bedeckten seine Ufer. Im Hansaviertel, im Tiergarten öffnete sich die Welt ein wenig um das trübe, proletarische Gewässer; es sah Bäume und Boote und war glücklich, die Steinmassen verlassen zu können, aus denen der Unrat troff. Aber noch lange draußen in der Ebene stellten sich Fabriken um das Flüßchen, Anlagen groß wie eine Stadt, und darin abermals Menschen, die arbeiteten.

Die Stadt Berlin wucherte auf Sand, der in Urzeiten Meeresboden war. Wo früher Fische schwammen, lebten jetzt Menschen, und in so großer Zahl und auf so karger Erde, daß der größte Teil von ihnen entbehrte und schwer fronden mußte, um am Leben zu bleiben. Im Norden, Süden und Osten der Stadt, im ganzen weiten Umkreis standen die Fabriken, die man für entfernte Städte und Länder errichtet hatte. Viele von ihnen waren im Krieg entstanden, in dem nun verlorenen Krieg von 1914 bis 1918, und viele hatten sich auf Kriegsbedarf umgestellt. Aber da war kein Krieg mehr. Was sollte man mit den Fabriken? Die Besitzer und der Staat hatten kein Geld, um wieder Friedensfabriken aus ihnen zu machen. Es fehlten auch die Rohstoffe. Es gab hungrige Abnehmer, aber keinen, der bezahlen konnte, und das Ausland war verschlossen.

Da brachen Streiks aus. Der Haß der Arbeiter gegen die Fabrikherren machte sich Luft. Es bestand die Gefahr von Fabrikbesetzungen.

Im Osten und Norden der Stadt drängten sich die Menschen, die aus dem Krieg kamen, es kamen immer neue, die Demobilmachung war noch im Gange. Schreckliche Wohnungsnot herrschte. Wer eine Wohnung wollte, mußte hunderte Mark bezahlen, das nannte man Abstandsgeld.

Im Westen, wo der Reichtum und der Luxus saß, waren die prächtigen und vornehmen Kaufläden zwar geöffnet, aber Kostüme, Schuhe und Hüte in diesen Läden kosteten viel, dazu war ihr Glanz nur scheinbar: die Kostüme bestanden aus Kriegsstoffen, die sich rasch auflösten, wie das Papier der Zeitungen und Bücher, das nach kurzer Zeit gelb wurde.

Der abendliche Glanz der Straßen und Plätze hatte nachgelassen; man sparte Kohlen, jede dritte Laterne brannte. Über einen großen Teil der Stadt breitete sich ein ängstlich unsicheres Halbdunkel, als ob man Fliegerüberfälle erwartete.

An diesen Novembertagen, wo sich die Finsternis von Niederlage und Zusammenbruch auf die wimmelnde Stadt niederließ, fühlten viele in ihr das Verhängnis, die nahende Gefahr. Und wie im Krieg, bei Epidemien sich in den Dörfern die Zettel an den Mauern und Scheunen verbreiteten: „Achtung! Cholera", „Warnung! Flecktyphus", so zeigten sich mehr und mehr an Häusern und Villen Schilder: „Sechszimmerwohnung, Achtzimmerwohnung, Zehnzimmerwohnung, mit Garten, Balkon, mit Mobiliar, ohne Mobiliar, ganz und geteilt zu vermieten, zu verkaufen." In manche dieser Villen und Wohnungen zogen schon die speckigen Götter ein, die der Krieg hervorgebracht hatte, die sich von der neuen Not der Menschen nährten, die Götter mit den Köpfen von Aasgeiern, — die Spekulanten und ihr Anhang.

Verdrossen irrt an diesem Freitag, dem 22. November, der ehemalige Leutnant Maus in den Berliner Straßen herum. Sein Vater ist Legationsrat, einer von der alten Sorte, der ihn täglich nach Heldentaten ausfragt, um damit im Amt zu prunken; die Mutter macht es nicht besser. Er hat ein halbes Jahr in einem elsässischen Lazarett gelegen, seine linke Schulter ist steif und noch nicht ganz geheilt, über Naumburg ist er nach Hause gekommen, und nun ist er da und weiß in der Stadt mit sich so wenig anzufangen, wie die Zehntausende, die noch anmar-

schieren. Wie dünner Schlamm werden sie alle, diese unbeschäftigten Massen, abends von ihren Häusern aufgesogen und bleiben nachts unsichtbar, aber morgens werden sie wie von einem Riesenschlauch auf die Straße gespült und rieseln da lange Stunden.

Maus mit seinem jungen rotbäckigen Gesicht ist ein unauffälliger, freundlicher Mensch, der es noch zu nichts gebracht hat. Er hat kräftige Glieder, die sich regen wollen, seine graublauen Augen blicken offen, seine Hoffnungen sind nicht mehr auf Karriere gerichtet. Er möchte nur wissen, ob er auf der Welt noch irgendwie von Nutzen ist.

Man hat im ehemaligen „Lunacafé" am Kurfürstendamm eine Stelle für „behelfsmäßige Entlassung von Heeresangehörigen" eingerichtet. Maus gerät mittags hinein. Im Gedränge tappt ihm jemand auf den Rücken und steckt den Kopf von hinten über seine Schulter. Es ist Karl Ding, genannt das Große Ding, ein ehemaliger Schul- und Studienkamerad, der im Krieg Hilfsdienst tat und auch nicht weiter weiß. Er sieht sich hier wie Maus um. Sie schütteln sich die Hände. Maus denkt: den gibt es also auch noch. Das Große Ding lächelt gewinnend von oben herunter, ein sanftes Känguruh, aber Maus ist es nicht zum Lachen, die andern blicken auch trübe, man ist hier wie in einem Trauerhaus, bei der Beerdigung eines Mannes, der viele Schulden hinterlassen hat. Das Ding tritt Maus auf den Fuß und flüstert: „Wenn du glaubst, hier etwas zu finden, völlig aussichtslos."

Er selbst ist auch nur hier, weil man bei ihm zu Hause nicht heizt, hier zwar auch nicht, aber man bewegt sich, und die vielen Menschen. Die beiden drängen hinaus.

Das Ding schiebt einen Arm unter Maus' rechten. Er beschnüffelt Maus und fragt plötzlich: „Was machst du eigentlich, Maus? Wo stehst du?"

Maus bittet, ihn mit solchen Fragen zu verschonen. Das Ding ist außer sich, aber nicht beleidigt. Daß sich dieser Kerl an mich hängt, denkt Maus. Schwatzend trabt die lange herzliche Gestalt, zuletzt Armierungssoldat, neben ihm bis zur Uhlandstraße. Da stellt sich an der Haltestelle der Elektrischen ein jüngeres ernstes Weib gegenüber. Nicht uneben, denkt Maus, obwohl sie eine Stahlbrille trägt. Sie nähert sich dem überraschten Ding. Sie

küssen und umarmen sich. Maus vermutet, es ist seine Schwester, er hat sie seit seiner Einberufung nicht gesehen. Aber glückselig und als wenn sie ein Geschenk wäre, präsentiert ihm der lange Bursche dieses Fräulein als Grete Gries, seine Verlobte, von der er sich gestern abend verabschiedet hat — sie können sich vor Glück nicht fassen, daß diese schmerzliche Trennung zu Ende ist.

Maus zieht seinen Hut und will gehen. Aber da hat er nicht mit dem Großen Ding gerechnet, der über zu viel Seligkeit verfügt, um sie allein genießen zu können. Der Lange flüstert mit seinem Fräulein, und dann hängt sich schonend an Maus' kranken linken Arm das Fräulein, das Ding geht rechts, und so wird der traurige Soldat eskortiert von einem jungen Brautpaar. Er muß mit ihnen marschieren und hat gedacht, heute wie immer trübe seines Wegs zu ziehen.

Man dirigiert ihn in seine eigene Wohnung, von der man, wie man strahlend gesteht, voraussieht, daß sie geheizt ist. Maus nimmt daran keinen Anstoß. Er hat nichts dagegen, mit dem Großen Ding und seiner Flamme bei sich zu Hause zu sitzen und eine Stunde totzuschlagen.

Es war bei ihm wirklich geheizt. Die Mutter schlief, so blieben sie von Bewunderung und Mitleid verschont. Die beiden Gäste begannen abzulegen und sich in der Wohnung umzusehen. Darauf überschütteten sie sich mit Beweisen ihrer unersättlichen Zärtlichkeit. Schließlich machten sie es sich in den beiden Polstersesseln von Maus' Zimmer bequem und saßen nun da, wie seit Urzeiten, umschlungen. Maus ließ es mit einem Gemüt, das sich immerhin mehr verhärtete, geschehen. Er mußte sich mit einem einfachen Rohrstuhl begnügen.

Bald spann sich ein Gespräch an. Das Fräulein beliebte ihn nach seiner Schulter und seiner Rente auszufragen. „Wieviel Geld bringt Ihnen eigentlich Ihre steife Schulter ein?"

Er erwiderte, ohne sich etwas merken zu lassen: das Verfahren schwebe noch, die Rente richte sich nach dem Grad der Versteifung. — Ob er vor dem Krieg einen körperlichen Beruf ausgeübt habe? — Er hätte die Absicht gehabt, Offizier zu werden, aber damit sei es natürlich aus, wegen des Arms und überhaupt.

„Und Sie machen es also wie die andern", schloß das Fräulein, welches dieses Verhör leitete, „Sie laufen herum, haben schlechte Stimmung, verbreiten schlechte Stimmung und warten ab."

Maus zuckte die Achseln.

„Ich glaube", verkündete das Große Ding, „du wirst noch lange so laufen können."

„Das glaube ich auch", sekundierte ernst und ohne Mitleid Fräulein Gries, „es kommen immer mehr Leute, für Anfang Dezember wird das ganze Frontheer erwartet."

„Dann wird sich einiges ändern", meinte hoffnungsvoll Maus.

Das Fräulein stimmte zu: „Dann wird das ganze Heer auf dem Kurfürstendamm, in Tempelhof, in der General-Pape-Straße stehen, und überall werden sie Karten bekommen und man wird ihnen einen schönen Stempel aufdrücken."

„Es wird ein mächtiges Gedrängel geben", dröhnte das Große Ding. „Und wie soll es auch anders werden, von wo? Die reichen Herren werden sich einen Schwung geben und sich samt der gnädigen Frau und den Jöhren in die Autos verladen und mit ihren Geldmappen in die windstille Schweiz fahren, und dann werden wir hier unter uns sein und an den Knöpfen abzählen, wer die Kriegsentschädigung zahlt."

Das Fräulein meinte: „Sie wird hoch sein."

Das Große Ding resumierte milde: „Es ist einfach aussichtslos. Es geht nicht weiter. Wo man hinblickt, sind die Wege versperrt."

Maus blickte die beiden gereizt an. Sie saßen in seiner Stube auf seinen Fauteuils. Wozu waren sie eigentlich heraufgekommen? Um ihm zuzusetzen? Da wäre er besser alleine geblieben.

Das Fräulein öffnete wieder den Mund, sie hatte mit dem Ding einen Blick gewechselt und schlug plötzlich einen andern Ton an: „Es gibt eine Lösung, Herr Maus."

Und merkwürdig, wie sie so anfing, legte sich sein Ärger, und sie und das Große Ding waren nicht mehr Verlobte, die ihn belästigten. Er sah plötzlich den trüben Ernst, der auch über die beiden floß, denselben Ernst, den alle Leidensgenossen auf der Straße trugen, die nicht wußten, wohin. Und er hörte die Stimme von jemand, dem es wie ihm ging, von Fräulein Gries sagen:

„Wir können nicht hoffen, daß für uns Brot und Arbeit vom Himmel fällt. Keiner nimmt sich unserer an. Alle wollen sich von der Verantwortung drücken. Wer einen Posten hat, ist froh, daß er drin sitzt. Klopfen Sie in den Büros an: man weiß keinen Rat, man hat kein Geld. Man sagt: Gehen Sie dahin, gehen Sie da hin, um Sie abzuwimmeln. Da müssen wir schon unsere Sache allein in die Hand nehmen." Das hörte Maus, und ihm kam vor, er hörte es zum erstenmal, er sperrte die Ohren auf: „Leicht gesagt, aber wie?"

„Wie?" wiederholte ernst und bestimmt das Fräulein, stellte ihren Ellenbogen auf das Knie und stützte den Kopf draauf. „Es wird Ihnen schwerfallen, sich das vorzustellen."

Sie ist eine saubere ernste Person, dachte Maus, als er auf ihren glatten blonden Scheitel blickte. Sie trägt ein billiges Wollkleid, vielleicht ist es nicht einmal Wolle.

„Wie denken Sie überhaupt für sich auf einen Einfall zu kommen, Herr Maus? Sie Männer überhaupt. Im Frieden hatten Sie es nicht nötig, und im Krieg mußten Sie gehorchen. Aber ich habe Karl gesagt: Du bist jetzt zu Hause, und es bleibt dir nichts weiter übrig, als deine eigenen fünf Sinne zusammenzunehmen. Erzählt bloß nichts von euren Heldensoldaten. Seht euch an, was ihr damit erreicht habt. — Verzeihen Sie, Herr Maus, wenn ich so offen rede."

„Sie meinen wegen meiner Schulter? Pah."

Aber die Schulter tat ihm doch sehr weh, das viele Herumlaufen bekam ihm nicht.

„Was hat mir Karl alles erzählt vor drei Monaten, wie es in Deutschland werden würde nach eurem Sieg, und siegen würdet ihr ja gewiß. Ich hab' das geglaubt. Warum es leugnen? Aber die Lüge, Herr Maus, die hab' ich schon vorher bemerkt. Die Lüge, wissen Sie was davon?"

Maus kam sich wie ein kleiner Schüler vor: „Was meinen Sie damit?"

Fräulein Gries: „Haben Sie Liebknecht gehört?"

Maus: „Gott sei Dank, nein. Ich spucke auf die Revolution."

Ihm stand vor Augen der kümmerliche Kriegerverein, der sich seinem Lazarettzug auf der Rückfahrt vom Elsaß nähern wollte, biedere Männer in guter Ordnung mit einer roten Fahne. Sein

Freund Becker stand auf Stöcken neben ihm, sie staunten beide, daß sich dies für Revolution ausgab.

Und während die Frauenstimme weiterredete, hörte Maus seinen Freund Becker sprechen, im Zug, in der Nacht der Abfahrt:

„Die Nacht. Die Nacht kommt, und jetzt ist Friede, der liebliche Friede. Wir wollen ihn uns niemals entreißen lassen."

Wie hatte man in den Tagen geträumt und gehofft. Ach, wie hatte Maus auch von Hilde geträumt, von ihr, die nicht schrieb, deren Liebe sich Maus nicht aus dem Herzen reißen konnte, seine Krankenschwester im Lazarett. Sie schrieb nicht. Sie hatte ihm also doch nicht verziehen, daß er am letzten Tage, beim Abschied, in der Aufgewühltheit des Abschieds, sie so wild, wahrhaftig wie ein Tier, an sich riß. Sie schrieb nicht, seine Geliebte. Das war das schlimmste. Es war zum Verzweifeln. Er lag in einem schwarzen Brunnen.

Das Fräulein öffnete ihre Handtasche und zog ein Büchlein heraus. Sie sprach sanft, Maus achtete auf, weil ihre Stimme zitterte:

„Sie müssen mir zuhören, Herr Maus. Sie müssen wissen, wie es bei uns zuging. Wie man uns durch den Krieg schleppte. Man hat uns erstickt in Lügen. Wenn Sie sich durch irgend etwas verdächtig machten, eine unüberlegte Frage stellten, wurden Sie bewacht, als wenn Deutschland feindliches Ausland wäre. Für wen geschah das? Für Sie, für euch Soldaten draußen? Nein, für den Kaiser und seine Generale. Die wollten ihren siegreichen Krieg führen. Wir, das Zivil, mußten dazu unsere Brüder, Männer und Söhne hergeben und hatten sonst stille zu sein. Sie ließen uns nicht mal wissen, was draußen vorging. Sie taten immer so, als ob da eine heilige Sache, eine hohe Wissenschaft sei, von der wir doch nichts verstünden. Sie wollten nur nicht, daß man ihnen in ihr Spiel schaute. Und dann haben sie alles verspielt. Und uns und unsere Zukunft mit. Und darum laufen wir so herum."

Das ist erstaunlich, dachte Maus. Das kann doch nicht wahr sein. Wir haben eben Krieg geführt, und wir haben ihn verloren.

Das Fräulein hob ihr Büchelchen: „Sehen Sie sich dies Heft an. Ich bin Lehrerin in einer Volksschule. Das hat man uns gegeben und wir mußten den Kindern daraus vorlesen. Die Kleinen

saßen da, in ihren dünnen Kleidchen, mit leeren Mägen, mit hohlen Augen und blassen Gesichtern, Opfer der Blockade. Weil der Kaiser mit England Krieg führen wollte, mußten die Kleinen hungern. Die Generale schrien über die Blockade. Aber auf diesen zarten Schultern der Kinder hockten die dicken Generale, der ordenbehängte Große Generalstab, und von da kämpften sie herunter. Und damit die Kleinen die Generale trugen und es gern taten, mußten wir ihnen Geschichten erzählen, wie die hier. Sehen Sie schon den Umschlag. Hier steht: ‚Deutsche! Fordert deutsche Erzeugnisse. Deutschen Kognak, deutschen Likör Hindenburg. Die besondere Genehmigung zur Führung des Namens Hindenburg ist von Seiner Exzellenz dem Herrn Generalfeldmarschall von Hindenburg erteilt worden.' Und dann die Geschichten: Hindenburg im Leben des Kindes. Vor der Siegessäule steht ein großer hölzerner Hindenburg. Ein Engelchen steigt vom Himmel herunter und klopft einen Nagel ein. Und dazu hat man gedichtet: ‚Aus des Himmels hochgewölbten Bogen hat ein Engel in der blauen Nacht einen Sternennagel still gezogen und zur Erde mitgebracht.' Das mußten wir vorlesen."

„Aufhören!" schrie das Große Ding. „Es ist nicht zu ertragen, Grete."

Aber sie sprach leise weiter und hielt das Heft: „An diesen Schurkereien haben sich deutsche Intellektuelle beteiligt. Herr Maus, die Werke der deutschen Literatur liebe ich unverändert. Aber ich habe jedes Vertrauen zu unsern Intellektuellen verloren."

In Maus krampfte es sich zusammen. Was ist das alles. Mir ist das alles gleich. Soll sie mir doch sagen, wie es weiter geht. Das Gerede der Frau entfachte in ihm einen düstern Zorn, der verschlang die Erinnerung an Becker und an das Schluchzen im rollenden Eisenbahnwagen: Friede. Süßer Friede. Er blickte zum Großen Ding herüber: „Also was machst du, Karl?"

Der runzelte die Stirn und hob beide Fäuste: „Ich stehe zur Revolution."

Das Fräulein: „Wissen Sie eine andere Rettung? Wer soll hier strafen, den Unrat beseitigen, das Volk aufklären, Ordnung schaffen? Die Regierung von heute kann nicht. Sie will auch nicht."

Das Große Ding war aufgestanden und schwang seine Arme. Er zitierte: „Die Hohenzollern hatten gehofft, bei Kriegsende siegreich durch das Brandenburger Tor zu ziehen, statt dessen ist das Proletariat eingezogen. Alle Throne in Deutschland sind gestürzt. Die Fürsten, die Generale, die Krautjunker, die Massenmörder haben sich in die Mäuselöcher verkrochen."

Das Fräulein: „Das hat Liebknecht gesagt."

Wieder klangen in Maus' Ohr Beckers Worte: „Die Nacht. Die Nacht. Jetzt kommt der Friede. Ich bin glücklich, daß wir dies erleben konnten."

Der düstere Zorn in Maus. Er flüsterte: „Wir an der Front haben getan, was wir konnten. Wir sind nicht daran schuld, wenn andere hinten es so getrieben haben."

Und er fühlte seine kranke Schulter, dachte an den sterbenden Flieger Richard im Lazarett neben seinem Zimmer, und die ferne Hilde. Er hatte plötzlich Tränen in den Augen, über den ganzen Jammer, und von aller Welt war man im Stich gelassen.

Die junge Lehrerin sah sein Gesicht blaß werden, seine Lippen zucken. Sie kam auf ihn zu und nahm seine Hand. Ja, sie strich seine Hand, als er den Kopf auf die Brust fallen ließ.

Ein Kanarienvogel sang im Nebenzimmer. Das vermehrte den Schmerz des armen Maus. Er zog seine Hand weg.

In Maus erfolgte ein plötzlicher Umschlag. Ein Entschluß fuhr wie ein Blitz durch ihn: mit dieser ganzen Jämmerlichkeit mach' ich ein Ende.

Und er ging, ohne seine beiden Gäste zu beachten, zur Kommode hinter den Fauteuils, in einer raschen Bewegung, wie sonst, wenn er von der Kommode seinen Gürtel und die Revolvertasche nahm. Als ihm der Spiegel sein Bild, sein verbissenes Gesicht zuwarf, sagte er mit heiserer Stimme, indem er die Haare mit einem Ruck aus der Stirn warf: „Also bitte. Was soll sein? Ich stehe zur Verfügung. An mir soll's nicht fehlen."

Während sie aufbrachen, trieb es ihn noch einmal zur Kommode. Er bückte sich, zog die unterste Schublade auf und stopfte sich den Revolver in die Tasche. Auf der Straße neben den beiden, den Revolver in der Tasche, in seiner Hand, war ihm wohl. Zum erstenmal, seit er wieder in Berlin war, war ihm

wohl. Er war eigentlich eben erst angekommen, zurück aus dem Feld. Er erkannte jetzt alles wieder, die Straßen, die Häuser, Geschäfte. Es war Berlin, furchtbar verkommen.

Sturm auf das Polizeipräsidium

In eine merkwürdige Versammlung am Gesundbrunnen führte das Große Ding und Fräulein Gries den gewesenen Leutnant Maus. Am Abend, in Sturm und Regen fuhr man hinaus.

Der Saal war gedrängt voll. Auf dem Podium, neben dem Vorsitzenden und dem Redner, saßen mehrere Männer, die ständig ihre Gesichter mit der Hand bedeckten. Es hieß, man sei hinter ihnen her. Nach allerhand Hin- und Hergerede über die „Intrigen" der Herren Ebert und Scheidemann, die sich „Sozialdemokraten schimpfen", unterbrach sich plötzlich der Sprecher, der erklärt hatte, keiner Partei anzugehören. Der Vorsitzende hatte ihm etwas zugeflüstert. Die geheimnisvollen Männer, die sich das Gesicht verdeckt hatten, verschwanden im Hintergrund. Der Vorsitzende erklärte, eine kurze Pause einlegen zu müssen, und verschwand auch. Nach einer guten Weile kam der Vorsitzende wieder, mit einem einfachen Soldaten, und stellte sich an den großen Tisch, an dem noch immer der einsame Redner saß, den man unterbrochen hatte.

Im Saal war inzwischen eine bedeutende Veränderung eingetreten, als ob von den leisen Gesprächen auf der Bühne etwas durchgesickert sei. Die Leute hatten sich größtenteils erhoben. Man schob Bänke zusammen, um Platz zu schaffen. Man sammelte sich in einem Haufen vor der Bühne. Es wurde „Verrat" gerufen.

Der Vorsitzende schwang oben seine Glocke, man schrie Ruhe, es trat keine ein. Sie trat erst ein, als er selbst zu schreien aufhörte und der Soldat neben ihm aufstand.

Kurz und knapp, mit ostpreußischem Tonfall, verkündete der Mann: „Im Polizeipräsidium sitzen politische Gefangene. Am 9. und 10. November hat man nicht alle Zellen geöffnet. Es sitzen jetzt noch immer eine ganze Anzahl alte, aber auch — neue. Neue politische Gefangene."

Ungeheure Erregung. Rufe: „Zum Präsidium. Befreit die Gefangenen."

Im Augenblick waren die Türen des Saals geöffnet. Die Menge flutete hinaus. Man kletterte über Bänke, schrie, drohte.

Damals war alles möglich. Die Menge hatte nicht unrecht. Wie man aus Versehen erschoß, konnte man auch an irgendeiner Stelle unbequeme Leute festsetzen. Man war wehrlos dagegen, und da noch keine gegründete Ordnung bestand, mußte man selber Ordnung schaffen, Man war, wenn man in Massen zusammenstand, in einem Urzustand: zugleich Gesetzgeber und Richter.

Der Alarmruf „Politische Gefangene im Polizeipräsidium!" lief auch in andere Versammlungen. Es traten am späten Abend dieses 22. November, im Norden des finstern, dumpfen, niedergeschlagenen Berlins, dieses Rumpfes, dessen Organe sich krampfhaft zusammengezogen, geschlossene Züge von Männern auf die Straße und bewegten sich die Brunnenstraße, Rosenthaler-, Münzstraße herunter auf den Alexanderplatz zu.

Dem ehemaligen Leutnant Maus war eigentümlich zumute, als er sich in einem dieser Haufen fand, der ohne weiteres in Viererreihen marschierte, wie eine Kompanie. Übrigens trugen viele Gewehre. Die Lehrerin, Fräulein Gries, und ihr Bräutigam, das Große Ding, waren von seiner Seite gerissen. Es machte ihm nichts aus. Gefangene sollten befreit werden. Er hatte keine Ahnung, worum es sich handeln konnte.

Man marschierte ohne Singen. Am Alexanderplatz, vor dem Warenhaus Tietz, hielt man. Man wartete. Maus fror und drehte seinen kleinen Revolver in der Manteltasche. Sie duzten ihn. Man spitzte die Ohren: Gesang aus der Landsberger Straße, „Brüder, zur Sonne, zur Freiheit". Eine Kolonne mit einer Fahne trat auf den Platz.

Drüben erhob sich die rote Zwingburg, das Polizeipräsidium.

Sie gingen darauf los. Sie waren jetzt mehrere hundert Mann. Am Eingang, gegenüber der engen und finsteren Kaiserstraße, machten sie halt. Das große Eisengitter des Präsidiums war verschlossen, kein Posten draußen. Man hatte offenbar den Zug gemeldet. Die Demonstranten riefen durch das Gitter. Soldaten zeigten sich drin. Sie schrien, wenn man etwas wolle, solle man Seitenportal, „Aufgang für Pässe", klingeln. Da ließ man einige Leute ein und führte sie, als sie den Polizeipräsidenten oder seinen Vertreter verlangten, vor einen Beamten im 1. Stock,

der mit Pantoffeln und wirrem grauen Haar nach einer Weile anschlürfte. Er trug einen Schafspelz, betrachtete auf dem eisigen Korridor grimmig die Deputation. Er fragte, was sie wollte. Als die Leute von Gefangenen sprachen, blickte er von einem zum andern — sie trugen Gewehre — und machte einen schiefen Mund: Welche Gefangenen sie meinten. — Die hier widerrechtlich festgehalten würden, die politischen. — Davon wüßte er nichts, es seien keine da. Er sagte: „Nein" und „hier gibt es keine Politischen". Damit war die Unterhaltung beendet. Erst wie die Leute die Treppe heruntergingen und auf die Straße traten, kam ihnen vor, als ob man sie übers Ohr gehauen hätte. Und die Kameraden draußen begriffen sofort: man hatte Vertreter des Volks einfach weggeschickt und hohe Obrigkeit gespielt. Eigentlich war damit alles bewiesen.

Und während man noch darüber am geschlossenen Haupttor debattierte, fuhr vom Alexanderplatz ein Lastauto mit bewaffneten Matrosen an. Denen schrie man zu, was es hier gab. Da sprangen die Matrosen ab, riefen durch das Gitter, und als man nicht öffnete, schossen sie.

Auf dem Hof hielt eine Sicherheitskompanie. Einer der Schüsse fuhr in eine Gruppe, die ein Maschinengewehr aufstellte, und tötete einen Mann. Da merkten die Leute drin, daß es Ernst wurde, nahmen Deckung hinter Säulen und Türflügeln, rückten schießend gegen das Gitter vor; einige schossen von den Seitentreppen. Die Menge draußen stob auseinander. Das dauerte aber nicht lange. Matrosen erbrachen das Seitentor, liefen durch den beleuchteten Gang des Erdgeschosses, verjagten die Soldaten von der Treppe, gelangten auf den Hof, öffneten das große Gitter, und nun strömten Scharen herein. Die Sicherheitswehr hatte keine ernsthafte Absicht zu kämpfen, sie ließ sich leicht entwaffnen.

Man konnte links in den Gefängnisbau eindringen. Der wachhabende Kommissar trat aus seinem Büro, sie schrien ihn nieder, er mußte öffnen. Sie liefen durch die Gänge, alle Türen mußten aufgeschlossen werden, sie ließen sich auf keine Debatten ein. Alle Gefangenen, die man fand, wurden in Freiheit gesetzt. Unter Hallo und Drohrufen zog man ab. Der Wachkompanie hatte man die Gewehre und das Maschinengewehr abgenommen.

Das Ganze dauerte eine knappe halbe Stunde. Am Alexanderplatz, der völlig leer lag, trennte man sich. Man traf Verabredungen für den nächsten Vormittag und Abend.

Maus hatte einer den Revolver mit einem Gewehrkolben aus der Hand geschlagen. Er rannte in Wut dem Soldaten über die Treppen nach, der Mann ließ das Gewehr fallen und entkam in dem Labyrinth der dunklen Korridore. Maus hob das Gewehr auf. Als die Truppe sich wieder zurückbewegte, nahm er eine Droschke und fuhr nach Hause.

Er war in prachtvoller Stimmung. Der Schmerz in der Hand gehörte dazu. Leise, ohne Licht zu machen, betrat er sein Zimmer und stellte sein Gewehr in die Ecke, gutes altes preußisches Modell, genannt Knarre.

Ich bin Infanterist geworden. Morgen ziehen wir in die Brunnenstraße zur Beratung.

Wie nach einem Saufgelage riß er sich Mantel und Jacke ab, und zog die Stiefel aus. Er warf sich aufs Bett.

Wiedersehen

Und Maus war am Morgen so frisch, seines Körpers und seiner Sinne so mächtig, daß er sich beim Herausspringen aus dem Bett sagte: So wie er es gestern angefangen hatte — ganz ohne zu überlegen, denn es fällt einem ja doch nichts ein —, so war es richtig, so würde er es heute auch machen und zu den Mitkämpfern von gestern gehen. Die Männer gefielen ihm. Sie waren einfache junge Leute, die so wenig wie er wußten, wohin, und irgendwo in die Welt eine Bresche schlagen wollten.

Ihm fiel beim Anziehen Friedrich Becker ein. Man hatte sich draußen im Lazarett gegenseitig beim Ankleiden geholfen, Becker, der Oberleutnant, war schwerer verletzt als er, Granatsplitter in der unteren Wirbelsäule, Rückenmarksverletzung. Sehr langsam ging es mit Becker vorwärts, monatelang teilten sie im Elsaß das Zimmer. Sie hatten zuletzt eine Liebesgeschichte mit ihrer gemeinsamen Krankenschwester, jener Hilde in Straßburg, um die sich Maus so grämt, weil sie nicht schreibt. Ja, warum schreibt sie nicht? Maus fragte es sich wieder beim Aufstehen. Er hatte sie heute, wo es ihm gut ging, doppelt und dreifach

lieb, er war ihr ungeheuer dankbar; sobald ihm etwas Gutes widerfuhr, dachte er an Hilde und dankte ihr. Wenn sie ihm doch jene letzte unbesonnene Stunde verziehe.

Er stand vor dem Spiegel und dachte: jetzt könnte Becker schon hier sein aus dem Hilfslazarett in Naumburg, wo man ihn bei dem Rücktransport aus dem Elsaß abgesetzt hatte.

Sorgfältig verstaute Maus sein erbeutetes Gewehr, schloß ab und marschierte, ohne sich bei Vater und Mutter zu melden, zu Becker. Sein Herz war voll.

Schon beim Einbiegen in die Straße, in der Becker wohnte, fühlte Maus — so aufgeweckt und locker er war —: Becker war da. Er war dessen ganz sicher, als er in das verwohnte Haus trat. Und als eine alte Dame, eine schöne Frau, die Wohnungstür öffnete (das ist seine Mutter, sie wirkt noch stärker, als ich mir gedacht hatte), grüßte er militärisch und nannte seinen Namen. Ein Leuchten ging über ihr volles Gesicht. Sie bat ihn, näher zu treten. Sie öffnete eine Tür, helles Licht flutete herein.

Und da war er in Beckers Zimmer, der im Schlafrock vor dem Schreibtisch saß, die Stöcke neben sich, und sich bei den Worten an der Tür umgedreht hatte. Maus flog auf ihn zu, er ließ Becker nicht aufstehen. Sie umarmten sich stumm und lange. Die Mutter stand glücklich hinter ihnen.

„Das ist Maus, Mutter, mein Freund und Leidensgefährte aus dem Kriegslazarett. Maus, ich habe meinen Kaffee noch nicht getrunken. Spätaufsteher auf Befehl. Du trinkst mit. Kommst von der Bahn?"

„Warum?"

„Weil du so früh kommst."

„Aber ich bin doch schon vor dir nach Berlin gekommen! Wie lange bist du denn da? Gut siehst du aus."

Als die Mutter sie allein ließ, sagte Maus: „Ich will dir verraten, wieso ich so früh komme. Ich wußte nicht, daß du da bist, sonst hätte ich dich schon aufgesucht. Ich war auf dem Hund. Das mit Hilde weißt du."

„Nein."

„Daß sie sich nicht bei mir gemeldet hat, bis auf den heutigen Tag, hat mir einen Stoß gegeben."

„Armer Junge."

„Verrückt hat es mich gemacht. Und wie ich da hin und her laufe und in ein Lokal komme, Kurfürstendamm, Entlassung von Kriegsteilnehmern, treffe ich das Ding, einen Schulkameraden von mir, und seine Verlobte, eine Lehrerin. Die machten mir Vorhaltungen, und mit denen bin ich mitgegangen, und wir haben heute nacht das Polizeipräsidium gestürmt."

„Du bist verrückt."

„Du mußt die Zeitungen lesen. Wir haben die Sicherheitskompanie überfallen und sie gezwungen, alles, was sich im Gefängnis herumtrieb, zu entlassen."

Und er lachte kindlich: „Mensch, Becker, war das ein Spaß. Da lagen die meisten in ihren Zellen und schliefen natürlich, ein Uhr nachts, nicht mal vom Schießen und dem Radau waren sie aufgewacht. Und da reißen wir die Türe auf und schreien: „Auf, Bande, alles 'raus." Die hatten eine Höllenangst und wollten absolut nicht 'raus, sagten: „Wo sollen wir bloß übernachten?"

Becker rieb sich die Backe: „Was soll denn das Ganze vorstellen?"

Maus veränderte den Ton, sein Gesicht verschloß sich und bekam einen harten Ausdruck. Er warf einen schiefen Blick auf Becker: „Was das Ganze soll? Ist mir gleich. Etwas muß geschehen."

Darauf schob ihm Becker schweigend eine Schachtel Zigaretten zu, und sie rauchten. „Also", fragte Maus, „was?"

Becker rauchte, ließ sich von der Sonne wärmen, das scharfe Licht modellierte sein mageres Gesicht. Besser als im Lazarett geht es ihm nicht, dachte Maus, ich hab' ihn unsäglich gern, er soll mich nur ausschimpfen. Becker legte den Kopf auf die linke Schulter. Jetzt wird er reden.

„Mach nur mit, Maus. Von irgendwo muß angerannt werden."

Maus staunte: „Du hast dich verändert. Im Krieg wolltest du mir sogar die Zeitungen verbieten."

„Man soll keine Tatsachen annehmen, man soll sie nicht anerkennen. Es ist alles hin. Erst haben uns andere zertrümmert, jetzt sind wir an der Reihe."

„Denk' ich auch."

„Man soll diese Revolution benutzen. Man soll sich nicht an

Worten stoßen." Maus: „Mein Vater gehört dem neu gegründeten Bürgerrat an."

„In Trümmer schlagen. Ich kann leider nicht viel helfen. Mich kann man umblasen."

Maus blickte ihn an: „Wie geht es dir, Becker? Du übst? Es geht voran?"

Becker drehte ihm sein langes bleiches Gesicht zu: „In was für ein Gespräch willst du mich verwickeln?"

„Bitte um Entschuldigung, Becker."

„Macht nichts. Ich spiele dir nächstens ‚Tristan' vor. Ich habe es dir im Lazarett versprochen."

Er ließ die Arme auf die Knie fallen. „Mit meiner Mutter hast du gesprochen?"

„Nur eben beim Kaffee."

„Es ist das Einschlafen und das Erwachen. Endlich liegst du abends richtig, hast eingenommen, der Schlaf kommt, du bist nicht da. Nacht. Und dann — hörst du die Glocke der Kirche, es ist sechs Uhr, denkst du, aber es ist erst eins oder zwei. Und im selben Augenblick schmerzt dich das Kreuz, schießt es in beide Beine, und du blickst es wieder an, das alte Scheusal, das dich den ganzen Tag gepeinigt hat. Der Schmerz ist wieder da, er wohnt mit dir noch im selben Haus, er kündigt sich an, dein Stubennachbar, dein Bettgenosse, er macht sich breit. — Wie es mich ekelt."

Maus wagte nicht, zu ihm hinzublicken. Oh, Becker hatte sich nicht verbessert seit dem Lazarett.

Jetzt war er still. Er flüsterte: „Sag meiner Mutter nichts davon."

DIE BEHÖRDEN

Die Behörden haben in dieser Zeit in Berlin nichts zu lachen. Aber sie ziehen sich mit Geschick aus der Affäre. Ein kleiner Mann hat sich an die Macht geschlichen und betrügt seine Umgebung. Es ist der 23. November 1918.

Rückzug des Heeres

Wie Wurzeln eines Baumes, die tief und verzweigt im Boden haften, so mußte das gewaltige deutsche Heer nach dem Waffenstillstand vom 11. November seine Truppen aus den Gräben, Stollen, Häusern ziehen.

Sie mußten bis zum 17. November über Antwerpen—Termonde hinaus sein, südlich über Longwy—Brieg—Metz—Zabern—Schlettstadt—Basel. Darauf gab es keine Ruhe für sie: sie hatten zu marschieren, um bis zum 21. Turntout und den Hasselkanal, Diest und die Nordgrenze von Luxemburg zu erreichen. Belgien mußte bis zum 27. November geräumt sein. Am 1. Dezember sollte, so befahl der Waffenstillstand, das Front- und Etappenheer der deutschen Eroberer alles Gebiet westlich von Neuß und Düsseldorf verlassen haben und nach Westen zu die Linie Duran, Sedan, Bernkastel, Rhein, Schweizergrenze nicht überschreiten. Danach sollten sie sich aus dem Rheinland verfügen und bis zum 9. Dezember den Rest des linksrheinischen Gebiets freigeben. Die alliierten Sieger würden ihnen dann auf das Ostufer des Rheins folgen, um die Brückenköpfe von Köln, Koblenz, Mainz in einer Tiefe von 30 km zu besetzen, und dort haltmachen.

Und nun marschierten, ritten, flogen und fuhren sie, die Soldaten der deutschen Militärmacht, unter deren Fußtritten ganze Reiche wie Kartenhäuser zusammengebrochen waren — die Infanterie und die Kavallerie, die schwere Artillerie, die Feldartillerie, Fußartillerie, die Jäger und Radfahrer, Pioniere und Minenwerfer-Abteilungen, Maschinengewehr- und Nachrichtenformationen, Bombenflieger, Jagdflieger. Sie bewegten sich von Ort zu Ort mit der Präzision einer Uhr. Denn dieselbe eiserne Gewalt, das-

selbe eisige Gehirn, das die zusammengebrochenen Eroberungspläne ausgedacht hatte, dirigierte sie noch immer, dasselbe Generalhauptquartier — jetzt mit dem Sitz in Kassel —, dieselben Generale und Offiziere, die dem Kaiser den Treueid geleistet hatten.

Die Straßen waren aufgeweicht, es gab Flachland und Berghöhen. Der schwarzweißrot gesprenkelte Heerwurm schlängelte sich durch die Städte, Dörfer, über die Chausseen. Das deutsche Land hatte den Krieg nicht in seinen Grenzen gehabt, jetzt bekam es seinen Schatten zu sehen.

An allen Orten leuchtete der Anschlag des alten Generalfeldmarschalls: „Bis zum heutigen Tag haben wir unsere Waffen in Ehren geführt. In treuer Hingabe und Pflichterfüllung hat die Armee Gewaltiges vollbracht. Aufrecht und stolz gehen wir aus dem Kampf."

Der schwarzweißrote Heerwurm schlängelt durch das Land. Die Generale wollen ihn auf Berlin rollen lassen, um der Stadt ihr Schicksal zu bereiten.

Kabinettssitzung

Straßen und Plätze stehen in Berlin, am Vormittag des 22. November 1918, bewegungslos herum, friedlich, wie es ihre Natur ist, und der graue Novemberhimmel blinzelt sie ohne Interesse an. Man könnte diese Straßen und Plätze lethargisch nennen, wenn man sie so zu jeder Tages- und Nachtzeit am selben Fleck antrifft, immer mit der gleichen Fensterzahl, derselben Etagenhöhe und mit nur geringen Veränderungen an den Fenstern, an den Läden, die aber auch nicht von ihnen selber ausgehen, sondern von andern, von Menschen, die in ihnen wohnen. Aber dann erinnert man sich, daß sie aus schwer beweglichen, langsamen, zögernden Elementen gemacht sind, aus Stein, Mörtel, Lehm und Beton, die über größere Zeit als wir verfügen. Man ist ihnen dankbar, daß sie nicht an der allgemeinen Raserei der Zeit teilnehmen und ohne Nervenkrise zu jeder Stunde dasselbe Gesicht zeigen.

Wie jeden Tag, so fahren auch heute Autos und winden sich von Straße zu Straße.

Wir sehen von Treptow nach Berlin ein Auto durch die Köpenicker Straße rollen, über die Inselbrücke, den Mühlendamm. Es lenkt in die Breitestraße ein. Wir sehen, wie es tapfer rudert, den Schloßplatz nimmt und in die Linden eintritt. Da begrüßen es historische Gebäude und Statuen. Das Taxi aber nimmt keine Kenntnis davon. Sein Fahrbedürfnis ist noch nicht erschöpft, der Chauffeur wankt und weicht nicht, denn er ist ein Mann, dem ein bestimmter Straßenname und eine Hausnummer vor Augen steht. Man hat sie ihm in Treptow zugerufen und sein Gehirn hält sie fest. Nun ist er in der Wilhelmstraße und hält.

Er hält vor einem mit Gittern verschlossenen Gebäude, auf dessen Vorplatz Soldaten und Matrosen ein Durcheinander bilden. Aus dem Auto steigen zwei jüngere Männer mit steifen Hüten, die sie beim Passieren der Autotür abnehmen, um sie nicht einzubeulen. Jeder drückt fest, aber ohne Liebe, eine dicke Aktenmappe an sich, und einer von ihnen bezahlt den Chauffeur nach einem Blick auf die Autouhr. Auch an dieser Uhr ist die Strecke von Treptow bis hier vorbeigeglitten. Die Uhr hat nur auf den Boden gestiert und gezählt, wieviel Meter unter ihr wegliefen. Die reine Wegeslänge beschäftigte die Uhr, auf ein so abstraktes Ding konzentrierte sich ihr Interesse, sie arbeitete in philosophischer Schau. Nach einem Blick auf diesen Philosophen strich der Chauffeur das Geld ein, addierte das Trinkgeld, und dann kam für ihn, auch für das Auto und die Uhr, wieder der Weg um die stillen Häuser herum.

Hinter den beiden jüngeren Leuten stieg ein dritter Mann aus dem Wagen, gemäß dem Sprichwort: „Das dicke Ende kommt nach." Es war in der Tat ein kleiner dicklicher, gedrungener Herr, der sich hinter den ersten beiden gradeswegs auf das Gittertor zubewegte, das prompt vor ihm aufsprang: Sesam öffne dich! Er war in einen braunen Wintermantel gehüllt, der seinen Körperumfang noch vermehrte, den Kragen hat er frostig hochgeschlagen, auf dem Kopf saß auch ihm ein steifer runder Hut. So stieg er zwischen seinen Begleitern die Stufen zu der Baulichkeit hinauf, ohne die militärischen Evolutionen der Soldaten und Matrosen zu beachten, die offenbar auf Ehrenerweisungen hinausliefen.

Diese Männer, die von dem Auto hertransportiert nun in das Haus eindrangen, waren rüstige, ausgewachsene Personen, die eine ruhige Nacht hinter sich hatten, obwohl im übrigen Revolution war, und die darangingen, ihre Arbeit zu verrichten. Als Arbeitsstätte war ihnen im Verlauf der Ereignisse, Krieg und Revolution, dieses Haus zugefallen. Daher bewegten sie sich hier mit vollkommener Sicherheit. Um niemanden im unklaren darüber zu lassen, wo wir uns befinden, machen wir darauf aufmerksam, daß es sich um die sogenannte Reichskanzlei handelt, also um ein Gebäude, das sich früher deutsche Kaiser und Könige hatten errichten lassen, um ihren obersten Beamten in Greifweite zu haben; sie selbst wohnten am Schloßplatz. Jetzt aber, wo sich Kaiser und Könige verflüchtigt haben, standen noch ihre Gebäude hier herum, und es war unvermeidlich, daß die Überlebenden, die Hinterbliebenen, sich Gedanken darüber machten, was mit diesen Gebäuden geschehen sollte und daß sie selber leckere Vorstellungen von Macht und Herrlichkeit daran knüpften.

Wir verfolgen den kleinen dicken Mann und seine Begleitung durch das Gebäude. Wie er, eingerahmt von den beiden, ein Vorzimmer durchschreitet, das dicht besetzt ist, läuft ihm der Diener nach, der sich seit der Kaiserzeit hier befindet. Und sofort, wie von einem magischen Finger berührt, vom Hauch der Vergangenheit angeweht, knöpft sich der kleine Mann den Mantel auf, reicht seinen Hut hin, und der Diener hilft ihm aus dem Mantel, was nicht leicht geht. Dann übergeben ihm die beiden Männer ihre dicken Aktenmappen, und er verschwindet damit in dem Sprechzimmer.

Es ist ein Volksbeauftragter, der bekannte Sozialdemokrat Ebert. Kaum steht er allein in dem großen, mit weißem Holz ausgelegten Raum, vor den Konsolen mit den Marmorbüsten von Staatsmännern und Feldherren, als er die Aktenmappe auf den Tisch wirft, eine fällt auf den Teppich, er placiert sich wütend hinter einen Stuhl, einen gewöhnlichen, freilich goldlackierten, und faßt sich ans Kinn.

Es funktionierte noch immer nicht mit dem Hereintreten und dem Ausziehen des Mantels. Man gab ihm noch immer die Aktenmappen, statt daß der Diener sie hinter ihm her trug. Diese

kümmerlichen Parteisitten. Als wenn es sich noch immer um eine Sitzung des Parteivorstandes in der Lindenstraße handle.

Er setzte sich in den großen Präsidentenstuhl, in dem Fürst Bismarck, der eiserne Kanzler, gesessen hatte. Unsere Leute lernen nichts. Es liegt auch an mir, ich muß ihnen nicht die Arme hinhalten, daß sie mir den Mantel ausziehen. Und dann das Gehen, den Kopf halten.

Er klingelte: „Ferdinand, wir sind doch früher, kommt mir vor, anders gegangen, nicht durch das Vorzimmer. Ist der Seitenkorridor verschlossen?"

„Zu Befehl, Exzellenz. Den Schlüssel hat Herr Volksbeauftragter Hase."

„Warum?"

„Der Korridor führt zum Zimmer Eurer Exzellenz, und früher hatte der Herr Reichskanzler auch den Weg genommen, aber vor dem Korridor liegt das Sprechzimmer von Herrn Volksbeauftragten Hase, und der Korridor muß ihm als Vorraum dienen."

„Aha. Wenig Platz."

Der Diener wiegte respektvoll lächelnd den Kopf.

Ebert: „Man sitzt sich auf der Pelle."

Der kaiserliche Diener: „Die Räume sind groß, aber früher saß bloß einer hier."

Ebert winkte ab: „Danke, danke. — Jedenfalls nehmen Sie in Zukunft die Aktenmappen und tragen sie herein, und den Mantel und Hut lege ich hier ab."

Der Diener verneigte sich und ging.

Der Volksbeauftragte fluchte vor sich und zog die Zigarrenkiste heran. Was mußte das für einen Eindruck machen, wenn man sich hier so auf die Füße trat. Partei, Partei, und so wollte man regieren. Er ärgerte sich noch, als er schon die rauchende Zigarre im Mund hatte. Und plötzlich stand er auf, unter einem neuen angenehmeren Gedanken und begann langsam, langsam, den Kopf mit der rauchenden Zigarre zurückgebogen, auf dem Teppich hin und her zu schreiten. Er sagte sich: Immer Schritt für Schritt, links — rechts, links — rechts, und nicht die Miene verändern. Bei dem Gedanken: nicht die Miene verändern, blickte er sich im Raum um; natürlich kein Spiegel, um sich zu kontrollieren. Er zog seine silberne Uhr; der Deckel spiegelte, aber

verzerrt. Ich brauche einen Taschenspiegel. Darauf zog er ein Notizbuch und schrieb unter das Datum 22. November ein: „Taschenspiegel, Pickel." „Pickel" schrieb er hinzu, damit ein anderer, der etwa neben ihm in das Buch blickte, gleich zur Erklärung „Pickel" las. Wie er mehrfach gravitätisch hin und her geschritten war, fiel ihm ein: jetzt laß ich einen herkommen und probiere es direkt aus. Er klingelte.

Als der erste eintrat, stand er vor einem Aktenschrank hinter dem Tisch, versunken, nickte, ließ den Herrn sprechen. Dann fing er an, wie vorhin, die Hände auf dem Rücken, ernst auf und ab zu gehen. Sein Gram: ihm kam vor, gehen ist überhaupt schlecht bei meiner kleinen Figur, besser ist stehen. Und plötzlich war er auch darüber so unklar, daß er sich auf seinem Sessel niederließ und sich fragte: mit wem kann man denn das einmal besprechen, mit dem Schneider oder mit dem Friseur?

Inzwischen redete der Herr, Ebert nickte verdrossen. Wenn er über diese Frage „Würde" nicht bald hinwegkäme, konnte vieles schief gehen. Was quatschte dieser langbärtige Herr? Er drückte, ohne daß der Redner es merkte, auf einen Knopf unter der Tischplatte. Bald klopfte es heftig, und es stürzten zwei Männer herein, drängten den Langbärtigen beiseite und flüsterten etwas mit Hinweis auf ein Aktenstück, das der eine geöffnet hinhielt. Der Herr wurde gebeten, draußen zu warten.

Die beiden Männer, die sonst mit einem beliebigen leeren Aktendeckel hereinkamen, hatten diesmal wirklich etwas darin: die eben eingelaufene Liste der in der Nacht befreiten Gefangenen, darunter einige politische. Ebert brüllte, Schweinerei, den Polizeipräsidenten wollte er sprechen.

„Wer hat diesen Mist gemacht?"

Als einer der Männer antwortete: „Matrosen", brüllte Ebert: „Es gibt keine Matrosen. Es gibt überhaupt keine Matrosen. Nächstens kommen Sie mir mit dem lieben Gott."

Mitten im Brüllen beruhigte er sich. Die Sache, bemerkte er, hatte etwas Gutes: es waren auch Einbrecher und Taschendiebe mitbefreit, das fiel auf die Bande. Darauf ließ er den langbärtigen Herrn wieder hereinkommen. Es stellte sich heraus, daß es sich um einen Geheimen Justizrat handelte, der vortragen sollte, daß seine Juristenvereinigung der „Sache des Friedens und

der Ordnung" ergeben sei, die grade Ebert mit solcher Festigkeit vertrete.

Dasselbe hatte der Herr schon vorhin ausführlich und mit Schwung gesagt, nahm aber keinen Anstoß daran, es noch einmal vorzutragen.

Ebert fragte mißtrauisch, was seine Gruppe vorhabe.

„Alles zu tun, was dem Frieden und der Ordnung dient, in unserm engen Rahmen. Wir sind für eine Bürgerwehr, damit Berlin wieder in den Ruf einer zivilisierten Stadt kommt."

„Ich bitte, nichts Selbständiges zu unternehmen. Die Aktion könnte mißverstanden werden. Sie werden mit dem Polizeipräsidenten und dem Stadtkommandanten Fühlung nehmen müssen."

„Natürlich, natürlich", beteuerte der Geheime Justizrat. „Es liegt uns an nichts so sehr, als daß die Legalität bewahrt wird, und zwar nach jeder Seite hin."

Der Volksbeauftragte nickte würdevoll. Mit diesem Geheimen Justizrat gelang es ihm. Er machte seinem Herzen Luft: „Das Bandenwesen in der Stadt. Man überschwemmt uns mit Verbrechern. Man will unsere Sache diskreditieren. Sie werden von dem Anschlag heute nacht gehört haben."

Der Geheime Justizrat hatte nichts gehört.

Ebert sprach nunmehr, neben seinem Stuhl, eine Hand fest auf dem Tisch, die gesamte Juristengruppe hinter diesem ehrerbietigen Vertreter an und endete, es gelang glatt: „Wir wollen jedenfalls in bezug auf Straßensicherheit hinter dem alten Kaiserreich nicht zurückstehen."

Der Justizrat war fest davon überzeugt. Er verneigte sich mehrfach. Ihm lag auf der Zunge, von dem neuen Stahlgitter zu berichten, das er selber gestern an seiner Bürotür hatte anbringen lassen, und wenn Ebert noch eine Minute so freundlich zu ihm war, würde er es erzählen. Aber da drückte ihm der die Hand. Strahlend zog der langbärtige Herr ab, im Kopf die Worte „Männerstolz vor Fürstenthronen", und „Fühl in des Thrones Glanz."

Zu seinem Abscheu sah der Volksbeauftragte, wie sich gleich hinter dem Justizrat der Parteigenosse Wrede hereinschlängelte. Vor dem nahm er sich nun gar nicht zusammen. „Ich bin der

Nächste", lachte der in der Tür und näherte sich ohne weiteres; Ebert konnte es nicht verhindern, da haben wir den Salat, das mit dem Vorzimmer muß anders werden.

Nervös tippte er auf den Tisch: „Also? Ich bin im Druck" — er zog seine Uhr —, „um 12 haben wir Sitzung."

„Nichts für ungut, Genosse, ich sitze schon seit neun und warte auf dich. Im Polizeipräsidium stinkt es."

„Was heißt das?"

„Da sitzen Politische."

„Quatsch. Hab' ich schon gehört. Ihr seid alle verrückt." Seine Hand zuckte wieder nach der Uhr. Da zog der Genosse einen Zettel aus der Brusttasche: „Hier hast du die Adressen und Namen von den Leuten, die sich bei uns in der Lindenstraße gemeldet haben, und die im Polizeipräsidium gesessen haben."

Ebert, puterrot vor Zorn darüber, schlug auf den Tisch: „Ich sage, ihr seid verrückt. Wer soll denn verhaftet haben? Die Leute sind Schwindler. Hier ist eine ganz andere Liste."

Und er griff nach dem Blatt, das man ihm eben gebracht hatte. „Das sind Leute, die man 'rausgelassen hat, Kriminalverbrecher, ganz gewöhnliche Einbrecher, zwei rückfällige Taschendiebe, die hat man befreit. Gratuliere zu dieser Bereicherung der Revolution."

Der Genosse friedlich: „Zeig deine Namen. Die kenn' ich nicht. Unsere hab' ich vorhin selbst gesprochen."

Ebert stemmte die Fäuste in die Hüften: „Und? Ich schenk' dir deine Namen. Jedenfalls, du willst die Sache decken? Diesen unerhörten Überfall auf das Präsidium, wodurch Berlin wieder einmal vor dem Reich bis auf die Knochen blamiert wird?" Wrede: „Von uns waren jedenfalls eingeschriebene Mitglieder unserer Partei dabei. Denen darf man nicht mit ehrenrührigen Sachen kommen. Da sind Leute vom Präsidium, natürlich nicht Eichhorn, mit im Spiel."

Darauf wurde der Volksbeauftragte ruhiger, schrieb sich die Namen der Leute auf: „Möchte bloß wissen, wer ein Interesse daran haben soll, diese Leute einzusperren." Der Besucher zwinkerte Ebert zu: „Man hat schon mal was von Reaktion und von Offizieren gehört, Genosse."

Er hörte nicht, als er die Tür hinter sich zuzog, wie der kleine Volksbeauftragte, an seinem Platz sitzend, den Kopf in beide Hände aufgestemmt, hinter ihm zischte: „Idioten. Idioten."

Ebert hob den Telephonhörer, verlangte die Stadtkommandantur. Der Kommandant war nicht da; er fuhr den Diensttuenden an: „Was war das für eine Schweinerei heute nacht im Präsidium?"

„Wir hatten nicht mehr zuverlässige Leute zur Verfügung."

„Frage ich nicht. Wer hat Politische eingesteckt?"

Drüben langes Räuspern. Ein anderer meldete sich, stellte sich militärisch forsch als Offizierstellvertreter Barthaupt oder Bartau vor: „Von Politischen ist diesseits nichts bekannt."

Der Volksbeauftragte hieb den Hörer hin und rief den Polizeipräsidenten an. Nicht da. Ein Geheimrat meldete sich. Die Verhafteten seien ordnungsmäßig eingeliefert. Er bat um die Erlaubnis, eine Bitte vortragen zu dürfen, nämlich, daß die Sicherheitswache im Präsidium verstärkt werde.

„Wird geschehen!" lachte Ebert giftig.

Die Beratung der Volksbeauftragten fand im Kleinen Konferenzsaal statt. Von den Männern, die eintraten, nahmen nur wenige Kenntnis von dem hoheitsvollen Charakter dieses Raums. Um so mehr Ebert.

Da Ebert annahm, daß man bald mit dem Sturm auf das Präsidium kommen würde, ging er, was ihm als Vorsitzenden leicht war, zum Angriff über, noch vor Eintritt in die Tagesordnung. Er wetterte über den Unfug der Ausweise an alle möglichen Personen, die sich Räte nannten und dann irgendwelche Soldaten auf der Straße für irgendwelche Zwecke requirierten. Zum Beispiel haben sich, unter den Befreiten von heute nacht, tatsächlich Politische befunden, und zwar, wie er nicht verheimlichen wolle, Politische von der sozialdemokratischen Partei. Er donnerte: „Man will die Revolution diskreditieren."

Wer die Leute verhaftet habe, wollte ein skeptischer Unabhängiger wissen.

Herr Scheidemann, Eberts Freund und Nachbar, bemerkte, daß man zwei Fragen zu unterscheiden habe: Wer verhaftet habe — natürlich Leute mit gefälschten Ausweisen — und wer mit

Gewalt befreit habe. Über das letztere sei man jedenfalls im klaren. Aufgehetzte Massen mit Spartakus an der Spitze.

Der Frager murrte: hier seien dunkle Kräfte am Werk; man verhafte, um unangenehme Personen zu beseitigen, und das Präsidium sei mit im Spiel, und wenn man das Volk reize, würde noch mehr geschehen als ein Sturm auf das Präsidium.

Scheidemann wog ernst den Kopf: „Rätselhafte Anspielung. Sprechen Sie doch deutlicher."

Da man keine genauen Angaben machen konnte, blieb nichts weiter übrig, als einen Beschluß anzunehmen, wonach zum zweitenmal alle bisherigen Ausweise für ungültig erklärt wurden, außer solchen, die den Kommandanturstempel trugen.

Dann war man bei der Tagesordnung. Es wurden zwei Herren beauftragt, den Aufruf an die heimkehrenden Truppen zu entwerfen. Stolz, Bewunderung seien an die erste Stelle zu setzen, Anerkennung der Leistungen des Feldheeres, Ankündigung des neuen Aufbaus auf einer gerechten Grundlage („Das walte Gott!" rief drohend ein Unabhängiger, die Sozialdemokraten sahen ihn beleidigt an), schließlich Bemerkungen, daß man nicht im Überfluß schwimme, daß man schwer werde arbeiten müssen.

„Schwer, schwer!" bestätigte Ebert bekümmert. „Voraussetzung ist natürlich Ordnung, keine Störung der Lebensmittelversorgung. Da kommen wir gleich zu einem andern Punkt (er hob ein Schriftstück). Der Feldmarschall Hindenburg aus Schloß Wilhelmshöhe bei Kassel (Zwischenruf eines älteren Unabhängigen, der entweder schwerhörig war oder so tat: „Von wem?"). „Von Feldmarschall Hindenburg aus Schloß Wilhelmshöhe, Genosse." „Ah, der. Was tut denn der da?" „Das ist das Hauptquartier." „Kassel? Das ist gut. Da hat auch Napoleon gesessen, wie er den Krieg verloren hatte (Mißbilligendes Schweigen und Lächeln, Räuspern). Das Telegramm von Hindenburg lautet: „Es ist nicht ausgeschlossen, daß die Franzosen sich Rechtstitel für eine Wiederaufnahme des Krieges verschaffen wollen. Ich muß ausdrücklich betonen, daß das deutsche Heer infolge der Härte der Waffenstillstandsbedingungen und unter dem Einfluß der Ereignisse in der Heimat nicht in der Lage ist, den Kampf wieder aufzunehmen."

Der schwerhörige Unabhängige (immer die Hand am Ohr), be-

nutzte die tragische Pause, um loszulegen: „Der gute Onkel will uns Moralpredigten halten? Der soll sich lieber an die eigene Nase fassen. Da schiebt er uns nächstens noch seinen verlorenen Krieg zu. Da soll mit einmal das Heer bloß wegen Waffenstillstandsbedingungen oder Revolution nicht mehr kämpfen können. Das ist doch allerhand."

Der Sozialdemokrat rechts von dem Vorsitzenden, der seriöse, gepflegte Mann mit braunem Vollbart, also Scheidemann, ließ seine ölige Stimme vernehmen: „Wir haben jedenfalls keinen Grund, uns der Waffenstillstandsbedingungen zu erfreuen."

Der Schwerhörige, den Kopf vorgebeugt: „Von mir können sie alle Knarren und Kanonen kriegen, und die Generale dazu."

Der ölige Herr: „Jedenfalls freuen sich andere nicht derart über unerhörte Waffenstillstandsbedingungen."

„Wohl auch nicht über die Revolution, was?"

Indigniertes Kopfschütteln um den Vorsitzenden Ebert: „Genosse, so kommen wir nicht weiter. Ich bin beim Verlesen des Telegramms des Feldmarschalls Hindenburg.

Der Schwerhörige: „Der sollte mal lieber den Mund halten."

Ebert seufzte geduldig, seine Nachbarn taten verzweifelt. Ebert: „Ich denke, wir waren uns einig, daß wir zufrieden sein können, daß er sich uns zur Verfügung gestellt hat."

Der Schwerhörige: „Wenn der sich nicht zur Verfügung gestellt hätte, dann säße er nicht in seinem feinen Schloß Wilhelmshöhe, sondern in Spandau oder Magdeburg im Gefängnis, mit Ludendorff und Genossen und hätte sich zu verantworten."

Ebert sah sich dem empörten Ansturm seiner Nachbarn ausgesetzt, die ihn zu einem energischen Auftreten veranlassen wollten. Aber er hob die Hände: „Wofür, Genosse? Du wirfst Hindenburg technische Fehler vor, in der Heeresleitung? Welche, wenn ich fragen darf?"

Der Schwerhörige erbittert: „Du verteidigst den? Wilhelms Hindenburg? Wozu sitzt du hier?"

Ebert drehte sich mit einem ratlosen Lächeln, quasi um Verzeihung für die Taktlosigkeit bittend, zu seinen Nachbarn.

Der Oppositionelle schickte, bevor er sich in seinem geräumigen Stuhl zurücklegte, um seinen Grimm zu verdauen, noch einen Tusch nach: „Da können wir ja gleich Hindenburg bitten,

herzukommen und für uns alles zu machen. Wären wir ja ganz überflüssig."

Ebert, das Blatt in der Hand, verlas weiter mit sachlicher Stimme: „Ich halte es für meine Pflicht, dies deshalb zu betonen, weil aus Äußerungen der feindlichen Presse hervorgeht, daß die feindlichen Regierungen nur mit einer deutschen Regierung, die sich auf die Mehrheit des Volkes stützt, Frieden schließen werden." „Nun", beendete der Vorsitzende diese Verlesung, „hiergegen wird sich wohl von keiner Seite Widerspruch erheben."

Der Schwerhörige fraß in seinem Stuhl an seinem Ärger.

Aber der angesehene Volksbeauftragte Hase, ein kluger, vorsichtiger Mann, machte nun eine Bewegung, hob seinen kleinen gelben Bleistift, der Vorsitzende nickte verbindlich, — wir verstehen uns doch —, aber Hase erwiderte den Ausdruck nicht: „Natürlich wird kein Widerspruch erhoben, weder gegen die Gedanken noch gegen die Form, in der sich der Feldmarschall äußert. Wir stellen mit Genugtuung fest, daß sich der Feldmarschall zu der Ansicht bekehrt hat, daß zum Regieren die Zustimmung der Mehrheit des Volkes notwendig ist. Er bekennt sich, wie es sich für einen Funktionär der Republik von selbst versteht, zur Demokratie. (Ebert saß, die Augen auf dem Papier, unbeweglich; der Schlag mußte erst kommen.) Was veranlaßt aber den Generalfeldmarschall zu diesem Telegramm? Die Militärherrschaft, weiß er, ist zu Ende, schon seit der Flucht Ludendorffs. Für Einmischung des Militärs in zivile Geschäfte dürfte heutzutage die Öffentlichkeit sehr empfindlich sein."

Ebert wechselte mit seinem Nachbarn einige Flüsterworte; Hase blickte hin und unterbrach sehr höflich: „Beliebt etwas?"

Ebert ebenso höflich: „Entschuldigung. Ich vergaß, worauf man mich eben aufmerksam machte, in der Tat das Begleitschreiben vorzulesen, worin der Feldmarschall direkt bittet, seine Äußerung oder Kundgebung zur Veröffentlichung der Presse zu übergeben."

Ein Unabhängiger, rotes jugendliches Gesicht: „Aber ich bin absolut dagegen."

Ebert resigniert: „Darf ich meine Ansicht formulieren? Was mich (und er legte vertraulich seine Hand auf den Handrücken seines Nachbarn, der zusammenzuckte) und meinen Freund veranlaßte, die Meinungsäußerung des alten Feldmarschalls vorzu-

legen, war die unbestreitbare, noch heute auf große, uns fernstehende Volksmassen wirkende Popularität des Mannes. Wir können natürlich das Telegramm einfach liegen lassen. Aber wenn Hindenburg die Augen darüber aufgegangen sind, daß nur Demokratie die Basis einer Regierung bilden kann — womit er seine ganze Vergangenheit desavouiert, wie Genosse Hase richtig bemerkt hat —, warum sollen wir das nicht an andere gelangen lassen, die vielleicht noch nicht so weit sind. Es leistet uns gute Dienste. Wenn er hier öffentlich seinen alten Standpunkt widerruft und uns unterstützt — warum die Hilfe ablehnen? Wir sind auf viel guten Willen in der nächsten Zeit angewiesen. Je breiter unsere Basis ist, um so sicherer wird die deutsche Demokratie sein."

Hase, nachdem er einen Blick mit dem Vorsitzenden ausgetauscht hatte: „Es wäre wünschenswert, wenn sich noch andere Genossen äußerten."

Der elegante Sozialdemokrat mit dem schöngeistigen Bart: Ich bin für Schluß der Debatte, da doch Übereinstimmung darüber besteht, daß man für die Demokratie eine breite Basis braucht."

„Wer wünscht sich noch zu äußern?"

Der verärgerte Unabhängige aus seinem Stuhl: „Ich bin dagegen."

Ebert unbewegt: „Wer sonst?"

Abstimmung. Vier Stimmen für, eine gegen die Veröffentlichung. Hase enthielt sich.

Ebert steckte das Blatt in die Aktenmappe neben sich: „Kleine Unstimmigkeiten, Genossen, Geschmacksunterschiede. Wenn es nach mir ginge, sitze ich auch lieber mit Genossen in einem Bierlokal zusammen und lasse mich von Marx, Engels und Lassalle führen. Zur Demokratie muß man besonders in Deutschland leider erst die Leute erziehen."

Der finstere Unabhängige: „Und nachher paßt du dich an."

Ebert mit gutmütigem Blick zu ihm herüber, während er schon das nächste Blatt ergreift: „Wollen's nicht hoffen."

Geheimlinie 998

Abends sprach Ebert, wie gewöhnlich mit Kassel, Schloß Wilhelmshöhe, auf Geheimlinie 998, die noch vom Krieg her aus der Kanzlei in das Hauptquartier führte.

Gröner, der Generalquartiermeister, meldete sich sofort. Ebert: „Nichts Besonderes. Aber ich wollte mich bedanken, daß Sie die Kundgebung des Herrn Generalfeldmarschalls, die ich anregte, so rasch erledigt haben. Sie wird uns nützlich sein."

„Das Ding ist in Ihren Händen? Hindenburg hat glatt unterhauen. Er sieht einen bei solchen Papieren bloß groß an, lesen tut er nicht lange, und knurrt: „Wenn's nicht gegen meine Ehre geht."

Ebert fröhlich: „Nein, das tut es gewiß nicht. Die Kundgebung steht heute abend in allen Zeitungen. Nochmals ergebenen Dank. — Und dann (er zögerte), Spartakisten haben uns hier heut nacht einen bösen Streich gespielt. Sie haben einen Sturm auf das Polizeipräsidium gemacht und Gefangene befreit."

„Schweinerei. Hab' davon gehört."

„Es fehlte nicht viel, daß sie das Präsidium nahmen. Uns fehlen Leute."

„Was macht ihr für Geschichten. Sie haben doch nicht Furcht, lieber Reichskanzler? Wollen Sie, daß ich Truppen schicke?"

Sehr rasch, überstürzt kam die Antwort: „Vielen Dank, durchaus nicht, nein, ich danke."

„Aber Sie wollen doch nicht, daß Ihnen die Kerle die Bude über dem Kopf anstecken?"

Gezwungenes Lachen: „Gewiß nicht, Exzellenz." Kurze Pause.

Die Stimme von Wilhelmshöhe gleichmütig und unverändert wohlwollend: „Ist mir jedenfalls recht, daß Sie mich informieren. Sie erleben da, verehrter Reichskanzler, wie es im Krieg zugeht, mal 'rauf, mal 'runter. Wer die besten Nerven hat, siegt."

Er sprach über den Rückzug des Feldheeres. Alles vollzöge sich diszipliniert, in der größten Ordnung. Anfang Dezember würden die Berliner Regimenter einziehen. Ebert dankte für die Aufklärung. Er hängte gedankenvoll ab. Drüben der württembergische General auf seinem Sessel spielte mit dem Globus, der vor ihm neben dem Apparat stand. Er runzelte die breite Stirn und schlug die Arme übereinander.

Macht dieser Mann in Berlin schon jetzt Schwierigkeiten?

Wir wechseln das Scenarium. Einige Personen, um nicht zu sagen: Helden unseres Berichts lassen uns an das Elsaß denken. Hier geht es ruhiger zu. Zahlreiche Hunde fühlen sich verlassen und möchten neu eingestellt sein. Ein Justizrat führt seinen Heldensohn herum, die Liebe redet ein ernstes Wort. Es dürfte um den 23. herum sein.

Im Elsaß

Freude durchrauschte Straßburg, die liebliche Stadt im Elsaß, die nun wieder zu Frankreich zurückkehrte. Sie hatte zuletzt wie einen Spuk noch eine kurze Herrschaft der deutschen Revolution ertragen. Jetzt gab es keinen „Zentralrat für Arbeiter und Soldaten" mehr. Wie hatte man in dem alten Justizgebäude am Staden in den letzten Tagen tapfer, den Bleistift in beiden Händen, erklärt, daß man entschlossen jede „Beeinträchtigung der revolutionären Macht" ablehnen werde. Zu den Schatten war man gegangen.

Statt dessen erfuhr die jubilierende Stadt, daß ein restlicher Spuk umgehe, daß zum Beispiel eine große Menge Schneeschuhe aus der Werderkaserne verschwunden sei. Wer sich diese Schneeschuhe widerrechtlich angeeignet habe, solle sie sofort dem Polizeipräsidium abliefern. Andernfalls würden sie sich leicht unter der Hand verkaufen lassen. Und jeder Schnapsverkauf ist, zur Dämpfung der exzessiven Freude bei Zivil und Militär und zur milderen Austragung politischer Differenzen verboten. Die Benutzung des Telephons ist untersagt, so daß, wer etwas zu flüstern habe, es schreien möge. Auch wünschte das neue Armeeoberkommando, man möge sich unermüdlich und ohne Bedenken allen Kriegsmaterials, das man etwa besitze, entledigen, weil es Sünde aus der Vergangenheit sei und daher strafbar.

Und das jeweils zuständige Gericht und der gegenwärtige Erlaß treten in Kraft und übernehmen die ordnungsmäßige Verurteilung.

Ein alter Justizrat aus dem Städtchen, in dem der Oberleutnant Becker und Leutnant Maus ihre letzte Lazarettzeit zugebracht hatten, wartete den Krieg über auf seinen verschollenen Sohn, von dem man munkelte, er sei wie viele andere Elsässer zu den Franzosen übergegangen. Beim Einzug der Gouroudtruppen stand der Justizrat am Schirmecker Tor und — erkannte seinen Sohn.

Einige Tage sind nach dem Einzug Gourouds um. Da schien es dem vom Glück gesegneten Justizrat nicht einladend, an Ort und Stelle alle die wichtigen, über die Stadt Straßburg regnenden Befehle, Verordnungen und Widerrufungen und ihre mehr oder weniger komplette Exekution zu beobachten. Er lud vielmehr seinen Sohn ein, in das Vaterstädtchen herüberzukommen, und der Kolonel des Sohnes bewilligte einen Urlaub von zwei Tagen. Und so begleiten wir die beiden in das kleine, von einem Forst umzogene Städtchen und überlassen die schöne dunstige Stadt Straßburg ihren Staden, Gassen, Plätzen, ihren Blumen und Gemüsemärkten, ihren gedeckten Lauben, ihren Vororten Königshofen, Kronenburg, Schiltigheim, Ungemach, Robertsau, den Windungen der Ill und dem Rheinfluß, in der berechtigten Annahme, daß, wer so ausgestattet ist, den genannten Verordnungen ruhig entgegensehen könne.

Das Gerücht von dem verlorenen und wiedergefundenen Sohn hatte sich in dem Städtchen verbreitet. Und als der Justizrat in seinem bekannten grauen Zivil, der Sohn in der soldatischen Tracht der Befreier in dem Städtchen ankam, hatte sich vor dem Bahnhof eine Menge angesammelt, die die kahlen Anlagen erfüllte. Auf dem Bahnsteig fror eine Deputation des provisorischen Stadtrats. Zwei junge, winterlich verhüllte Damen, umringt von mehreren viel älteren, überreichten nach einigen schwer verständlichen Worten große Blumensträuße, dem Justizrat für seine Ausdauer, die gekrönt wurde, dem Sohn für seine Tapferkeit.

Ein wunderbarer Festzug entwickelte sich, woran die gesamte Menge teilnahm, voran die immer beiseitegestoßene liebe Schuljugend, darauf Polizisten, die dem wieder vereinten Paar den Weg in die Stadt bahnten — immerhin war es nur drei Minuten

zu gehen —, hinter dem Heldenpaar die rotnasige Deputation, die vermummten Ehrenjungfrauen, die Damen vom Roten Kreuz und die bloße Masse, die man später für die Öffentlichkeit ausgab und die eine Anzahl unbeschäftigter Personen waren.

Es gesellten sich noch zahlreiche magere Hunde hinzu, über die der Heldensohn beim Betreten des Heimatbodens staunte. Es waren ehemalige Privathunde, ferner ehemalige Offiziershunde, Getier aus der Kaserne, um das sich nach dem Abzug am Mittwoch, den 13. November, keiner mehr kümmerte. Die Privathunde waren von ihren Besitzern verstoßen, weil sie sie nicht mehr füttern konnten. „Greift nach dem Wanderstab und zieht in die Welt hinaus", sagten diese Besitzer und Besitzerinnen, oft weinend zu ihnen, „wir haben selbst nichts zu essen; ihr seid alt genug, um auf eigenen Füßen zu stehen." Ein heftiger, eigentümlicher Kampf zwischen Besitzern und Verstoßenen entwickelte sich. Das Hundetier begriff nichts, es wußte nichts von Fett-, Brot- und Fleischkarte, es jaulte vor den Häusern, an den bekannten Türen, die sich zu seiner Verblüffung nicht öffneten. Schließlich begriff es: man wollte es nicht. Und wenn es jetzt den Triumphzug begleitete, so darum, weil es seine ehemaligen, noch immer reklamierten Herren dazwischen erkannte und sie ebenso zu begleiten gedachte wie der Vater den verlorenen Sohn.

An dem nahen Haus des Justizrats löste sich das Defilee auf. Es gab ein mehrfaches Vivat auf den Angekommenen und die französische Armee. Dann ergriff man die Flucht vor der Kälte. Die hartherzigen Herren und Herrinnen wurden von ihren Hunden umbellt, umsprungen, umwedelt. Der Chronist ist in der angenehmen Lage zu melden, daß sich an diesem Vormittag manchem schon verwahrlosten Privathund das alte Heim wieder erschloß, teils in dem allgemeinen Freudegefühl, teils in der Überlegung, daß es nun wohl doch Ernst würde mit den versprochenen Wein- und Weizenzügen.

Das liebe alte Städtchen, in das wir da gelangt sind, steht an Alter nicht hinter dem strahlenden Straßburg zurück. Sie hatten hier sogar einmal fränkische oder sächsische Kaiser, die in diesen Mauern Hoflager hielten und in dem finstern Forst jagten. Später konnte sich der Ort nicht über den Hopfenbau erheben. Woran das lag, weiß niemand. In einer Hinsicht freilich wurde das

Städtchen vom Glück gesegnet: ihm blieb, weil es keine Anstrengungen machte, den deutschen Kaiser auf Grund jenes alten Rechtstitels in seine Mauern zu ziehen, der Schmerz der Enthronung und der Tumult einer Revolte von Art der Berliner erspart.

In der spalierbildenden und begleitenden Menge bemerken wir eine einzelne, längliche, verletzte Person. Sie trägt einen Heftpflasterstreifen über der linken Schläfe und einen dicken Mundverband wie nach einer Zahnextraktion. Wir fassen uns an die Stirn und denken nach. Diesem Menschen, der so anonym verloren in der Masse steht, sind die, welche in diesem Ort die Revolutionswoche miterlebt haben, schon begegnet. Langsam taucht vor ihnen ein Stuhl auf, den er besteigt, sie sehen ihn vor einem kleinen Haufen in einer engen Straße reden, er hält eine Zeitung in der Hand, er liest aus der „Straßburger Post" vor: „Scherben." Das war am 11. November. Sie sehn ihn abermals, er durchstürmt eine gewaltige Schar Menschen, es ist Revolutionstag auf dem Markt, ein alter preußischer General stelzt einsam hinten auf dem Bürgersteig, keiner grüßt ihn. Der lange Mensch, er ist ein Ortsapotheker, hat die Rednertribüne neben der roten Fahne erreicht und redet, redet. Wehe, haben sich viele schon damals gefragt, ob das gut enden wird, ob er das alles, was da seinem geräumigen Mund entströmt, später wird verantworten können?

Hier finden wir die Antwort: Man hat ihm, als die deutsche Soldatenrevolte das Elsaß verließ, einen Hieb in die linke Schläfe versetzt und ihn mit einem zweiten Schlag von unten in die Gegend des linken Oberkiefers für längere Zeit redeunfähig gemacht. Der Vorfall spielte sich am Tage des Einmarsches der Sicherungstruppen in Straßburg ab, am Donnerstag, den 21. November, ein Zusammenhang zwischen beiden Ereignissen ist dem menschlichen Auge nicht sichtbar. Die beiden Schläge waren ihm brieflich bereits am Mittwoch, den 13. November, annonciert worden, am Tage des Abmarschs der deutschen Regimenter. Der folgende Mittwoch, der 20., an welchem man in Berlin feierlich die Revolutionsopfer zu Grabe trug, bescherte ihm einen Brief mit der Adresse: „Herrn Apotheker So und So, Dreckverkäufer und Revolutionär." Wieder wurde ihm von Gliederverstümmelung an-

gekündigt. Die Polizei zeigte auffallend wenig Interesse, weder für den Brief noch für ihn selbst. Beängstigt merkte er den Stimmungsumschwung. Am Donnerstag, den 21. November, beim Ladenöffnen erreichte es ihn. Man überfiel ihn in der Apotheke. Er war dem Attentäter dafür dankbar, diesen Ort gewählt zu haben, denn Verbandstoff und der kleine Provisor waren gleich zur Stelle. So steht er am Bahnhofsplatz in der Menge, trägt keinem etwas nach und hofft auf gutes Wetter.

Der alte Justizrat sitzt mit seinem Sohn in seiner altmodischen großen Wohnung. Das Büro ist heute geschlossen. Der Bürovorsteher hat es sich nicht nehmen lassen, beim Schließen der Wohnungstür aus dem Aktenzimmer auf den Korridor zu kommen im Bratenrock und dem Sohn, den er schon als Kind gekannt hat, gerührt die Hand zu reichen. Darauf empfiehlt er sich. Im Wohnzimmer steht der Sohn, die Stuhllehne in der Hand, vor dem umkränzten Bild der Mutter zwischen Wanduhr und Büfett. Er bewegt sich nicht. Der Vater, den Kopf gesenkt, hinter ihm. Ein Schluchzen macht sich von der Tür her bemerkbar. Es ist das alte Hausmädchen.

Dann legt der Sohn mit einem Entschluß den Helm auf einen Stuhl, die Haushälterin kommt herein, nimmt den Helm, freundlich spricht der Sohn mit der laut aufweinenden Frau, die ihr Gesicht mit der blauen Schürze bedeckt. Er schnürt den Gürtel auf, zieht ihn mit dem Gehänge ab, knöpft die Jacke auf, fragt, wo seine grüne Joppe ist. „Alles da", nickt der Vater. Die Haushälterin bringt die Joppe, man setzt sich gegenüber in den Erker, der im Sommer begrünt und verdunkelt ist. Der Sohn in einer dicken Flauschjacke mit Wickelgamaschen und Militärschuhen, ist Soldat geblieben. Er fragt nach seinen ehemaligen Lehrern, der Vater macht abwesende Bewegungen: „Über den Rhein." „Wer bleibt denn eigentlich da. Zittel ist weg. Und der Direktor, der alte Cäsarforscher, der Ausgrabungen in Alesia machte oder machen wollte, wo Vercingetorix gekämpft hat."

Der Vater staunt ehrlich: „Das weißt du noch — nach Gallipoli, nach Syrien, nach der Somme?"

„Ja, denk mal", lächelte der Sohn und zwinkert ironisch. „Wie stellt man sich um Gottes willen hier eigentlich Syrien oder Kon-

stantinopel und Gallipoli vor? Warum sollen die uns eigentlich auffressen mit Haut und Haaren?"

„Aber der Krieg, diese Hölle, durch die ihr mußtet."

Der Sohn bequem: „Waren auch schöne Tage dabei. Man hat seine netten Erinnerungen, wunderbare, spaßige Sachen. Alles halb so schlimm. Ich laß mir jedenfalls meine Kriegserinnerungen durch patriotischen Quatsch nicht rauben." Auf einen Granitblock kriegt ihr keinen von uns. Jawohl. Ich sehe eine große Zeit kommen. Vater, für die Granitklopfer und Bildhauer. Ferner wird es Orden regnen. Das Vaterland dankt. Das hoch zu verehrende Vaterland dankt uns noch höher zu Verehrenden, soweit wir am Leben sind, und den nicht mehr Vorhandenen. Paß auf, Vater, so weit wird man das Maul aufreißen für den kleinen Kumpel und Bauernjungen — vorausgesetzt, daß er tot ist. Was uns Lebende anlangt, sehe ich etwas anderes voraus. Ich vermute aber, wir werden uns zum Wort melden."

Der Justizrat strich sich nervös den weißen Schnurrbart, er murmelte: „Interessant, deine Ansichten."

Während die Haushälterin am Tisch die weißen Tücher entfaltete, blickte sie zum Erker herüber, auf den Vater, den Sohn. Ihr Gesicht zitterte gerührt in allen Fältchen. Der Sohn fing ihren zärtlichen Blick auf, er rief herüber, sie duzten sich.

Der Vater: „Es gibt kuriose Schicksale. Du kennst den Tischler Jund, den jungen Menschen, der dir deine Bibliothek, das Regal gebaut hat. Es war ein solider Mann. Du verstandst dich gut mit ihm."

„Natürlich, Jund. Wo ist er?"

„Nicht zurück. Wenigstens bis jetzt nicht."

„Bei den Preußen?"

„Man weiß überhaupt nichts. Wir dachten, er wäre bei der Fremdenlegion; aber bis jetzt hat sich kein Jund gemeldet. Die Frau wartet gespannt, ob er kommt oder nicht. Aber nicht, wie du denkst. Ihr gegenüber wohnt ein Spengler, ein fixer Mann, er hat sich im Krieg entwickelt, er hat mit ihr angebändelt, jetzt hat er allerhand aufgekauft, was reichsdeutsch war, und nun geht's beiden gut. Und Frau Jund wartet jetzt, ob ihr Mann wiederkommt. Nicht gerade mit Begeisterung."

Der Sohn blickte mit aufgestütztem Kopf vor sich. Der Justizrat wunderte sich und freute sich über seinen tiefen Ernst.

Der Sohn: „So sieht das hier aus. Wir werden auch abwarten. Wir werden abrechnen. Wenn Jund nicht wiederkommt, sind wir wiedergekommen. Du mußt doch nicht glauben, Vater, daß jetzt alles weiter läuft wie zuvor."

Da stellte Bärbele den Wein auf den Tisch. Sie hatte sich fein gemacht und rief selig zum Erker herüber: „Herr Rat. Herr René!" Sie vertrat die Mutter.

Jakob und Hanna

Im zweiten Stock des Apothekerhauses am Markt in diesem frohen Städchen aber saß auf seinem warmen Zimmer im Polsterstuhl der kleine Provisor. Es war halb neun abends, er befestigte an einem Nagel vor sich an der Wand kunstvoll die lange Schnur der elektrischen Lampe, die sonst über ihm schwebte, und las in einer Zeitung die schwungvolle Ankündigung der Feierlichkeiten, die sich am 25. in Straßburg abspielen sollten. Eine Nickelteekanne stand seitlich vor ihm auf einem mächtigen Holzbrett, darauf eine große Rum- und eine kleine Weißweinflasche, mehrere Gläser, eine Zuckerdose. Das Ganze hatte er sich eben aus der Apotheke heraufgetragen. Er wollte sich früh schlafen legen und sich vorher noch kräftig mit Tee und Rum einheizen. Der Tee in der Kanne war noch heiß, er tippte mit dem Finger gegen den Schnabel, er holte sich schon von der Kommode eine der Tassen, Untertasse und einen Löffel. Bald konnte er trinken. Und während er so saß, in dem totenstillen Haus, die Arme auf der grellbeleuchteten Zeitung, fühlte er den Rum durch sich laufen, ein warmes schönes Gefühl. Was gibt es Schöneres auf der Welt, kam ihm vor, als so seinen Körper, er mag schön oder häßlich sein, auf die Pfanne des Alkohols legen und sich leicht braten zu lassen und dann langsam reif zu werden für das Allerschönste auf der Welt, für den Schlaf. Denn wenn der kleine, schon ältliche Provisor etwas hatte, was ihn beglückte, so war es sein Bett. Es gab den Schlaf und wohlige Träume und viel Unterhaltung die ganze Nacht hindurch. Er zog sich wie in ein Zauberschloß

auf sein Zimmer zurück. Jetzt trank er noch, pumpte langsam und mit der Sorgfalt des Apothekers den Alkohol in sich.

Es war in einem Moment, wo er wieder den Blick auf die Zeitung warf, als die Apothekerklingel anschlug. Er richtete sich auf und horchte. Es kam nicht wieder. Er hatte sich getäuscht. Dann langte er nach der Teekanne, um sich in seinen schon so sorgfältig präparierten Trauerzustand zurückzuversetzen.

Und wie er trank und sich wohl fühlte, schien es sich im Haus zu bewegen. Ja, jemand kam leise die Treppe herauf. Er horchte. Es waren leise Schritte, jetzt war man auf einem Treppenabsatz, er legte die Hände auf den Tisch, bewegte sich nicht, auf dem Tisch war alles in Ordnung, man konnte ruhig eintreten. Da stand jemand an der Tür draußen und bewegte sich nicht. Dem Provisor wurde es unheimlich. Jetzt, ein leichtes Klopfen. Entschlossen erhob er sich, rückte geräuschvoll den Stuhl beiseite und schritt hörbar auf die Tür zu.

Draußen stand Hanna. Eine neue Liebesgeschichte meldet sich. Der Krieg schleuderte keine Kugeln mehr ... aber die Liebe, die er entzündete, brannte weiter. Hanna war vor einem Jahr Verlobte des kleinen Provisors gewesen. Dann tauchte in der Garnison ein Leutnant v. Heiberg auf, an den hängte sie sich. Die beiden liebten sich. Aber es kam die deutsche Niederlage und die Revolution. Und am 10. November schoß der Leutnant zwei Soldaten nieder, die sich in der Kaserne an dem Obersten vergriffen. Der Leutnant mußte flüchten. Und — da war es der verschmähte, kleine Provisor, an den sich die unglückliche Hanna wandte, um den Leutnant heimlich nach Straßburg zu bringen. Er tat es.

Sie trat ein, bevor er ein Wort hervorgebracht oder einen Gedanken gefaßt hatte, und schloß hinter sich. Den Rücken gegen die Tür gedrückt, blickte sie ihn fest an, der linkisch zwei Schritt zurück machte, sich verbeugte, sich nochmals verbeugte und schließlich eine einladende Bewegung mit dem rechten Arm machte. „Entschuldigung, die Unordnung. Wollen Sie bitte Platz nehmen."

Sie kannte eine Provisorwohnung nicht, sie war niemals bei ihm gewesen, sie waren sich damals nur in der Wohnung Hannas und auf der Straße begegnet. „Ich störe."

„Nehmen Sie Platz" (er wies auf einen Polsterstuhl), „entschuldigen Sie die Unordnung."

Sie nahm die schwarze Pelzkappe ab, legte sie auf die Kommode. Wie sie sich nach den Worten: „Es ist heiß bei Ihnen" den dunkelgrauen langen Mantel aufknöpfte und ihn auszuziehen begann, sprang er hinter sie und half. Er zitterte vor Schreck, vor Glück und war verworren. Er dachte nicht, was sie wohl wollte, sie war da, das war mehr, als er geträumt hatte. Er war bestürzt und ihr so dankbar. Er hätte ihr zu Füßen fallen können. Ihr war heiß, aber ihm klapperten die Zähne, er mußte die Kiefer mit Kraft zusammenbeißen. Sie fragte scheinbar unbefangen: „Da soll ich mich setzen? Es ist Ihr Stuhl."

„Ich habe doch noch einen andern." Er zog einen Rohrstuhl neben die Kommode und stellte ihn in respektvoller Entfernung vor den Polsterstuhl, „und ich darf die Unordnung hier — beseitigen".

Er wollte das Geschirr auf den Tisch, auf das Teebrett stellen, aber sie schob seinen Arm beiseite: „Warum denn? Es ist schrecklich kalt draußen. Wenn Sie noch eine Tasse oder ein Glas haben, geben Sie mir Tee; aber nicht herunterlaufen."

„Ich habe alles hier", lächelte er unverändert verworren, und sobald er sprach, wollten die Zähne klappern, „ich habe drei Tassen und vier Gläser, da die Zuckerdose, Löffel."

„Was Sie reich sind", lachte sie. Sie sah, daß er durcheinander war, es tat ihr wohl; sie hatte es eigentlich erwartet. Armer Kerl, wie das haust. Er machte sich selig daran, ihr den heißen Tee einzugießen. Sie trank die zweite Tasse mit Rum gleich hinterher. Dann mußte er sich setzen.

„Sie sind wohl verrückt, warum setzen Sie sich mitten in die Stube."

Er saß an der Schmalseite des Tisches, sie hielt den Kopf in der Linken aufgestützt und sagte nach einer Pause: „Ich möchte morgen wieder nach Straßburg."

Er nickte entzückt. Sie wollte etwas von ihm. Sie konnte alles wollen. Er hatte sie erst vor zwei Tagen nach Straßburg begleitet, sie war auf der Suche nach dem Leutnant v. Heiberg, sie gab es nicht auf, aber der war längst in Deutschland.

Jetzt beschattete sie ihre Augen vor der grellen Lampe: „Sie haben morgen Dienst?"

Er machte eine kleine Verbeugung: „Ich fürchte." Darauf eine große Pause.

„Schade." Es gab ihm einen Stich ins Herz; er stammelte: „Nein. Warum? Vielleicht." Es durfte in keinem Fall bei dem „Schade" bleiben; hier saß sie und durfte nicht aus dem Raum gehen, ohne das Glück ungestört hinterlassen zu haben.

Sie: „Ich dachte, es würde Sie wieder interessieren. Ganz Straßburg wird auf den Beinen sein."

„Gewiß, es interessiert mich sehr." Er sollte sie begleiten, sie wollte ihn als Begleiter, aber wie es einrichten, Gottes willen, wie es einrichten.

„Und Sie können es einrichten?"

Und wenn ich mit dem Kopf durch die Wand rennen soll —: „Ich kann. Um wieviel Uhr dachten Sie?"

„Um zehn fährt mein Zug."

„Gut, gut", sagt er, in seinem Kopf dreht sich alles, ich weiß nicht, wie ich's machen soll, ich muß etwas erfinden. „Also ich bin um zehn auf der Bahn."

Sie drückte ihm heftig die Hand: „Ich verlange Unmögliches von Ihnen?"

„Nicht doch — im Gegenteil."

„Im Gegenteil?"

Er konnte nicht antworten, er sah sie so hündisch glücklich an, sie mußte ihn verstehen, und sie verstand, sie ließ seine Hand los: „Können Sie nicht das Licht abblenden, es ist unheimlich grell."

Nun arbeitete er mit allerhand Papier an der Glühbirne, aber nichts hielt.

Sie sagte: „Nehmen Sie doch einen dünnen Stoff, etwas Seide." Sie suchte auf der Kommode.

„Ich habe keine, aber ich lauf' in die Apotheke, wir haben da einen grünen Schirm."

Da nahm sie ihr gestreiftes Halstuch ab und strahlte: „So geht es."

Aber als es dann versengt wurde, beschloß er, die Lampe auszumachen; für die Unterhaltung genügte das Deckenlicht.

Das Eis war gebrochen, stumm trank man Tee, aus seiner

Erinnerung stiegen Bilder von früher auf, wo man in Hannas Wohnung so saß und trank, er glückselig, sie zerstreut. Das hatte der Krieg nicht zerstört.

Jetzt sprach sie: „Mutter brachte mich auf den Gedanken. Wo — haben Sie ihn damals abgesetzt?"

„Wen?"

Sie war eine elegante schlanke Person, während des Sitzens und Schweigens war sie bequem in sich zusammengesunken. Jetzt richtete sie sich auf, und ihn traf der stolze fremde Blick aus diesen weitgeöffneten schwarzen Augen, der ihn schon früher immer in den Abgrund gestoßen hatte. Die Lippen gepreßt, sah sie ihn an. Ah, das meinte sie. Er zitterte innerlich.

„Ich sagte es Ihnen. Am Broglie."

„Und Sie haben ihn dann nicht mehr gesehen?"

„Ich fuhr nach einer Stunde zurück."

„Sie wissen nicht, in welcher Richtung er ging?"

„Nein. In der entgegengesetzten Richtung des Wagens. Nach dem Theater zu."

„Vielleicht ins Kasino?"

„Vielleicht." Sie blickte starr vor sich. Als sie den Kopf zur Seite richtete, hatte sie bittere Linien um den Mund. Er begriff, sie ist verlassen, seine Trauer, sein Mitleid, sein bettelndes Glück. Sie flüsterte, um nicht ihr Gefühl durch die Stimme zu verraten: „Wo haben Sie ihn damals hier untergebracht?"

„Hier."

Sieh sah sich erstaunt um: „Hier hat er übernachtet?"

Sie stand auf. Er erhob sich mit. Sie stand an dem einfachen niedrigen weißgedeckten Bett: „Hier hat er geschlafen?"

Er nickte. Sie drehte ihm ihr feines, kummerbelastetes Gesicht zu: „Jakob, Sie glauben, daß er noch lebt?" Sie hatte „Jakob" gesagt, sie verlangte Hilfe von ihm.

„Drüben geht alles drunter und drüber, er ist sicher über alle Berge."

Sie brach in Weinen aus: „Warum schreibt er mir aber nicht, keine Silbe, seit zwei Wochen."

„Aber es geht keine Post."

„Wir schreiben uns über die Schweiz. Ich habe Briefe von mir zurückbekommen, Adressat nicht auffindbar; wo ist er?"

Er schwieg; er dachte nicht; er konnte und mochte über diese Frage nicht nachdenken. Sie strich mit der Hand leicht über die Bettdecke (er dachte: mein Gott, es ist doch mein Bett), dann meinte sie: „Setzen wir uns wieder."

Als sie saßen, wechselte sie den Ton: „Also es bleibt bei morgen." Sie sind eine Seele von Mensch, Jakob. Ich werde es Ihnen nie vergessen."

Dann half er ihr in den Mantel. Als sie sich ihm wieder zudrehte, schien es, als ob sie ihre alte Bewegung beim Abschied wieder machen wollte — ihm mit der Hand leicht über das halbe Gesicht zu streichen, wobei sie en passant seine Lippen streifte —, aber es blieb bei einem langen Händedruck und bei einem Blick, der aber so rätselhaft fragend und versprechend war, daß er fast blind mit diesem Blick, als sie die Tür geschlossen hatte, das Licht ausdrehte, sich im Dunkel auszog und sich mit dem Blick, seiner Habe, ins Bett wälzte. Er, der ordentlichste Mensch, vergaß den Tisch abzuräumen und den Mantel und die Pantoffeln aus dem Spind zu holen, denn die Nachtglocke konnte läuten und er hatte Nachtdienst.

Sie wurde von ihrer Mutter empfangen, die noch in dem Eßzimmer las: „Also er begleitet dich?" Die Mutter freute sich. Von den Beziehungen Hannas zu dem verschwundenen Offizier wußte sie mehr, als Hanna ahnte.

Als Hanna, ohne sich aufzuhalten, auf ihr Zimmer im ersten Stock ging und sich langsam entkleidete, wich alle Spannung wieder von ihr. Sie schlug ihr Bett auf. Es war weiß. Man hatte die Laken gewechselt. Vor drei Tagen hatte sie sie mit Blut besprengt, das sie im Schlächterladen gekauft hatte.

Sie war schwanger.

Die Mutter sollte nichts merken. Dies hatte der Krieg ihr hinterlassen, an der Liebe, die nicht erlosch, und zu der Sehnsucht, die sie verzehrte. Darum war sie auch zu dem kleinen Apotheker gegangen. Er sollte ihr, sie wußte nicht wie, behilflich sein. Sie ängstigte sich aus vielen andern Gründen. Sie würde bald schlecht aussehen. Vielleicht, träumte sie im Bett, find' ich in Straßburg eine Spur von ihm, er kann doch nicht aus der Welt verschwunden sein. Es war alles grau, unverständlich. Das allnächtliche Stöhnen und Betteln vor dem Einschlafen begann. Mein

Geliebter, wo bist du, warum tust du mir das an, warum willst du nicht bei mir bleiben. Komm her, hier können sie dir nichts tun, vor den Franzosen verstecke ich dich, sie werden dich nicht ausliefern. Sei in Straßburg, ich bitte dich. Ich bin schwanger, du mußt mir helfen, ich kann mich nicht vor meinen Eltern erniedrigen.

Und dann eine wiegende Erinnerung: ein guter Mensch, der Jakob, ich bin froh, ihn zu haben, es wird alles gut werden, ich brauch' nicht zu sterben.

Und dann wurde sie wie alles, was lebt, durch die Nacht getragen, und als die Erde ihre Drehung vollendet hatte und wieder das Sonnenlicht auf das kleine Städtchen lenkte, fand Hanna sich im Bett liegen, tastete ihre Brüste ab, die sind noch nicht groß geworden, aber mir kommt vor, sie sind härter. Und dann ging sie zur Bahn und kam mit Jakob in der Stadt Straßburg an, am Sonnabend.

Man hatte schon vom Bahnhof ab alle Straßen und Plätze geschmückt.

Schweigend wanderten der kleine Apotheker Jakob und Hanna über den Hohen Steg und ließen sich mit der Masse treiben, Fahnen, Wimpel, Musikklänge — das waren die Vereine.

Es stauten sich auf den Straßburger Straßen die Menschen, Gassen und Brücken überall Leute an, die sich jahrelang nicht gesehen hatten und nun wieder hierher geraten waren. So erschien der bekannte Automobilfabrikant Mathes, er hatte im französischen Heere gedient, auch Viktor Söffler, ein tüchtiger Flieger, er kam aus Leipzig, und sie hatten viel zu erzählen. Allen Zeitveränderungen aber trotzte das Medikament „Rhetal", das, gegen Schuppen und Schinnen bewährt, im Schaufenster der Apotheke „Zum Eisernen Mann" angepriesen wurde. Revolution und Kriegstumult und so heute im Festjubel übte es seine wunderbare Wirksamkeit auf die menschliche Kopfhaut aus. Professoren, einfache Doktoren und bloße Passanten erkannten „Rhetal" an.

Hier also in dieser Heiterkeit zwischen Fahnen und Musik, bewegten sich im Gedränge am Hohen Steg der unansehnliche ernste Provisor Jakob, dem man seinen aufgeblühten Schnupfen, nicht aber seine Seligkeit ansah, und Hanna, eine pikannte Er-

scheinung in einem schicken Pelzkostüm. Sie trug ihre hohen glänzenden Schaftstiefel. Hanna, wartete wieder am ehemaligen Offizierskasino. Ein Doppelposten, Stahlhelm und Bajonett, stand davor, französische Jäger. Da brauchte sie nicht nach ihrem Geliebten fragen, hier war er nicht, und hier wußte niemand von ihm. Sie blieb trotzdem lange in der Nähe des Eingangs und beobachtete.

Sie wurden auseinandergerissen von Offizieren, die sich Platz machten. Wüst war drin das Kasino in der letzten Woche geworden: Plakate, Hausordnung, Aufrufe für die Kriegsanleihe, Aufrufe und Bekanntmachungen des AOK., des Soldatenrats, die Weissagung der Madame Thebes, und halbe Tapeten waren heruntergerissen; Eindringlinge hatten im Intervall allerhand gestohlen.

Sie gerieten in das Gewühl. Sie wogten mit der Masse über den Platz, standen an der Mairie, wo die Pompierskapelle spielte, aßen an der Bahn. Hanna begehrte — er ahnte es — wieder auf die Kehler Brücke zu fahren, die nach Deutschland führte. Sie blickte Jakob bittend an, es ruhte nicht in ihr.

Mit der Elektrischen fuhren sie hinaus, durch die Schwarzwaldstraße, am Proviantamt und an dem gewaltigen Komplex der Zitadelle und Esplanade vorbei, zum Kehler Tor hinaus. Ein weites Gelände öffnete sich mit Hafen und Industriebauten. Man näherte sich dem Rhein. Eine wellige Fläche mit vertrocknetem Gras, wenig Bäumen. Schon von weitem hörte man Geschrei und Johlen, es ließ periodisch nach.

Hanna drängte nach dem Rheinufer, Jakob folgte. Sie wanderten langsam den schmalen Uferweg entlang, der dicht mit Menschen besetzt war, die mit und ohne Fernstecher die andere Seite betrachteten, wo man Vertriebene aufnahm und in die Baracken geleitete.

Hanna zog vor einem kahlen Ufergebüsch ihren Pelzkragen fest, erwachte aus einem Traum, sagte tonlos zu Jakob: „Gehen wir." „Ja", antwortete er, „es wird dunkel."

Die Elektrischen wurden gestürmt, sie nahmen eine Droschke. Als sie zwischen Schatten und Licht der ersten Straßenlaternen fuhren, faßte er Mut: „Hanna, lieben Sie ihn so sehr?" Sie war

glücklich, als er so sprach, nahm seine Hand: „Endlich fragt mich einer. Ich dank' Ihnen."

Und sie schluchzte einem verschwundenen und nicht wiederkehrenden Traumbild nach, und ließ sich in ihrem wütenden Jammer, in ihrer Klage und Anklage von ihm umfassen und saß so.

Man kam in die belebten Straßen, sie saßen Hand in Hand. Plötzlich dachte sie an das Kind in ihrem Leibe und fiel Jakob um den Hals. Sie sagte nichts, sie weinte nicht. Ihren Kopf an seiner Brust drückte er mit seiner linken Hand fest, er wagte nicht, ihr Gesicht zu streicheln, er fühlte, sie unterwarf sich ihm, sie suchte Schutz; er wußte noch nicht, wofür, aber es machte ihn stark und ruhig. So daß er sich nicht wunderte, als sie ihm beim Aussteigen am Alten Weinmarkt — denn sie wollten zur Bahn — den Arm unterschob. Sie trug noch immer das Veilchensträußchen, das er ihr am Morgen geschenkt hatte. Sie schnüffelte daran und blickte sich um. Am Staden waren einige Läden hell, sie steuerte darauf zu. Es war eine Bäckerei. Sie sagte lächelnd: „Ich habe solchen Hunger." Er blieb draußen, sie kam mit einer Tüte heraus, im Gehen aßen sie Wecken. „Sie sind nicht ganz frisch", meinte sie. Aber sie aßen, als sie die Kußstraße durchzogen, alle vier auf. Dann standen sie an dem hellen, mit Bannern bestellten, mit Fahnen umzogenen Bahnhofsplatz. Sie wollte die Tüte wegwerfen, Jakob sagte: „Nicht doch." Sie lachte: „Sie sind ein alter Schwob mit Ihrer Ordnung, man wird Sie noch chassen." Und dann, bevor sie den gefährlichen, von Wagen wimmelnden Bahnhofsplatz überschritten — eben trafen wieder Sodaten ein und formierten sich auf dem Platz —. blickte sich Hanna um und meinte: „Es ist doch eine herrliche Stadt. Wie gut, hier zu wohnen."

Es war ein anderer, sehr ruhiger, ernster Jakob, der sie durch das schlummernde Städtchen zur Villa der Eltern begleitete, nicht weit von der langen Kasernenstraße, von der langen Chaussee, an der das verlassene Lazarett lag. Als sie wieder allein ihr weißes geöffnetes Bett sah und den Hut abnahm, die Handschuhe abstreifte, fuhr ihr der unverständliche Satz durch den Kopf: „Den Krieg liquidieren." Das hatte sie gestern in einer Zeitung gelesen, es betraf den Abbau der Brot- und Fettkarten. Sie ver-

stand das Wort erst, als sie lag und ihr der ferne Geliebte einfiel. Sie bat ihn, in das Kissen gedrückt, um Verzeihung. „Sei gewiß, ich tu' nichts Überstürztes. Ich warte geduldig."

Ja, jetzt würde sie Geduld haben.

Sie schickte auch einen zärtlichen, flehenden Gedanken zu Jakob herüber.

Ein Lehrer, der schwerverletzt aus dem Krieg kommt, sucht zum erstenmal wieder die Schule auf, in er er vor 1914 unterrichtete. Der Lehrer will sich informieren. Er wirft im Gespräch die Frage der Schuld am Kriege und der Verantwortung auf. Er nimmt besonders sich aufs Korn. Verschiedene Personen nehmen, zum Teil mit Schaudern, an der Unterhaltung teil. Wir verzichten, diesem Tag ein Datum zu geben.

Im Lehrerzimmer

Wir sind wieder in Berlin. Die Phantasie macht von ihrem Recht Gebrauch, ohne Schienen und Flugzeug den Ort zu wechseln. Wer dies liest, wird sich gern von ihr da- und dorthin tragen lassen, leicht, federnd. Man hatte Oberleutnant Becker, den Gymnasiallehrer, ein halbes Jahr von der Schule beurlaubt. Er fuhr eines Morgens, als er sich frisch fühlte, an seine alte Arbeitsstätte, stolzierte, vom Schuldiener begleitet, an Stöcken langsam über den Hof, setzte sich in das leere Konferenzzimmer und wartete, bis die Pause kam. Der lange Raum, dessen ganze Mitte ein Tisch einnahm — an der einen Wand standen ein Regal und ein Spind, an der andern kleine Kästen, eine Gipsbüste Kaiser Wilhelms I. darüber —, füllte sich mit Männern, welche Pakete von Heften auf denTisch und die Stühle warfen, sich an die Zeitungen machten, die herumlagen, Butterbrote auspackten und aßen. Becker sah neue Gesichter, vier Kollegen waren gefallen, man gruppierte sich um ihn.

Man begrüßte ihn mit einem Erstaunen, das er auf sein unvermutetes Erscheinen bezog. Aber — man erkannte ihn einfach nicht. Man erschrak, wie entsetzlich er aussah. Was wollte er hier, warum ließ man ihn aus der Krankenstube? Unwillkürlich zog man sich von ihm, nach einigen Phrasen, zurück.

Bald erkannte Becker, es lief hier alles den alten Trab. Die Lehrer waren älter geworden; sie sahen kümmerlich aus, manche liederlich, ihr Gesichtsausdruck war stumpf und gleichgültig. Sie hatten die graue und gelbblasse Hautfarbe der Unterernährung. Von da rührte wohl auch die zappelige Erregtheit einiger her.

Wieder traten welche zu ihm heran, musterten seine beiden Stöcke auf dem Stuhl neben ihm, reichten ihm die Hand, nahmen sie ängstlich weg. Man heuchelte Teiltnahme, im Grund ärgerte man sich, von Krieg wollte man nichts hören, Krüppel gab es genug. Er sah, wie zusammenhanglos sie waren, als sie herumstanden. Eine Gruppe debattierte am Fenster vor dem schreienden Schulhof über eine Maßnahme des Kultusministeriums, man lachte darüber, erzählte sich Witze, einige verließen demonstrativ den Raum.

„Was gibt es also?" fragte Becker den dicken Naturwissenschaftler Krug, der als einziger ihm gegenüber ausgehalten hatte und noch blieb, als die Pause zu Ende war und der Schulhof sich leerte.

Krug, zehn Jahre älter als Becker, saß da, eine breite goldene Uhrkette über dem Bauch. Er hatte schwarze Stoppelhaare, eine platte Nase, einen starken dunklen Schnurrbart und sehr ruhige, dicht behaarte Hände. Mit Becker stand er aus der Vorkriegszeit gut, die Kriegsjahre konnte er als wissenschaftlicher Techniker in einem Gaslaboratorium verbringen. Der Anblick Beckers, des lustigen, übermütigen Kameraden, des von Frauen umschwärmten, war für ihn — er gab kein Zeichen von sich — der tiefste, schreckenvollste Eindruck aus dem Krieg. Er hätte gern wie die andern weggehen mögen, aber er fühlte eine Verpflichtung gegen Becker, und wie er ihm gegenübersaß, wurde es langsam besser, denn die Stimme Beckers war die alte, auch sein Blick. Und langsam verwandelte sich Krugs Gefühl, und sie konnten ruhig sitzen und plaudern. Krug tanzte und musizierte gern wie Becker, sie waren vor dem Krieg jahrelang mit Zufallsfreundinnen ausgegangen, man hatte während der zweiten Kriegshälfte nichts voneinander gehört.

„Was soll es geben?" erklärte Krug (der Anblick des zusammengefallenen Becker mit dem Totengesicht marterte ihn). „Hier im Gymnasium ist man gereizt und nervös. Wir kommen wieder auf unser altes Thema: die Ehe. Die Herren können ihre Familie schwer über Wasser halten. Alles zerlumpt, Jöhren und Frauen. Amüsement kann man sich nicht mehr leisten, ordentlich futtern wäre die Höhe der Gefühle, da sind wir auf der Stufe des einfachen Proleten angelangt, wir Gebildeten und Beamten.

Die schlechte Kost, die Unterernährung, der ewige Ärger verbrauchen uns. Soll einer heute die Schleichhandelspreise bezahlen. Sie, Becker, wohnen bei Ihrer Mutter; lassen Sie sich's erzählen. Ich habe meinen festen Lieferanten; wenn Sie wollen, natürlich unter Diskretion, schicke ich ihn zu Ihnen; der Direktor ist auch mit ihm zufrieden. Und Kleider. Haben Sie gesehen, was die Kollegen für Stiefel tragen? Nicht beobachtet? So gehen königlich preußische Oberlehrer, republikanische, Pardon."

„Und darum streiten sie am Fenster politisch?"

„Natürlich. Sie wollen sich auskrakeelen. Die einen, weil sie zu Hause nicht zu Wort kommen, Pantoffelhelden, eine gemütliche Sorte, die sich leicht beruhigen läßt, die andern, die schlimmeren, die auch zu Hause streiten, aber nicht recht bekommen. Da versuchen sie es hier mit der Politik. Das sind unsere professionellen Streithammel. — Am friedfertigsten sind noch wir Junggesellen", er blickte von der Tischplatte auf und sah in das strenge abgefleischte Gesicht — mit dem habe ich Nächte verbummelt, es hat ihn schrecklich mitgenommen, man sollte das Thema wechseln.

„Also Sie plädieren unverändert für das Junggesellentum, Krug?" fragte die lange Gestalt, die übernatürlich hoch auf dem Stuhl saß. Wie ist er eigentlich in das Zimmer gekommen, wie hat er sich hingesetzt?

Krug: „Unverändert. Der einzige, der nach meinem Geschmack ist, ist der neue Direktor. Wie gefällt er Ihnen?"

„Gut."

„Man hängt ihm allerhand an, er ist sehr kultiviert, bibliophil, hat Vermögen. Das lieben sie nicht. Der Mann hätte Hochschullehrer werden sollen. In unsern Laden paßt er nicht (das war der alte leichte Ton von früher). Ich sage ihm ein kurzes Dasein hier voraus."

Die lange Gestalt schüttelte den Kopf: „So ist die Schule jetzt."

„Keine Ähnlichkeit mit der Schule von früher. Wenn Sie später öfter ins Lehrerzimmer kommen werden oder in eine Konferenz — ich hoffe, Sie sind bald soweit —, werden Sie glauben, zwischen lauter kleinen Kötern zu sitzen. Verpetzen Sie mich nicht, Becker, man versteht uns gar nicht. So sind sie geworden. Und dann die Politik, da haben die Köter einen Knochen, an dem

sie beißen können. Um die Wahrheit zu sagen: die Arbeiter und die andern Bürger machen's nicht anders. Die Arbeiter haben wenigstens ihren Sozialismus, und zum Schimpfen kriegen sie ihn in verschiedenen Spielarten, als Mehrheit, Unabhängige, Spartakus, vorgesetzt. Ja, je knapper die Lebensmittel, um so mehr Parteiprogramme. Zuletzt hat jeder seine eigene Partei, das ist der Urzustand. Wir sind nicht weit davon entfernt. Haben Sie übrigens den Schuldiener gesehen?"

„Er hat mir meine Kissen getragen."

„Ach, worauf Sie sitzen. Ich frage mich schon immer, warum Sie eigentlich so hoch sitzen. — Der ist hier der Führer der Opposition."

Fragender Blick Beckers.

„Überall ist es jetzt der Schuldiener oder der Portier. In Rußland soll es ebenso gewesen sein. Der Mann schnüffelt herum. Wenn Sie ihn suchen, steckt er im Direktorzimmer und ‚ordnet', oder er geht ‚zufällig' an der Tür vorbei. Ich zwinge ihn gern, mir Apparate nachzutragen, dann hab' ich ihn in der Hand. Ein Spion."

„In wessen Dienst?"

„Raten Sie."

„Weil Sie fragen, bin ich unsicher."

„Sie denken Sozi oder vielleicht USP. Weit vom Schuß. Er spitzelt für — Wilhelm II. Außerdem für den Pfarrer dieser Gemeinde. Sein Sohn geht in die Quinta, er ist der wirkliche Sohn seines Vaters, alle fürchten den Knirps."

Das Eis war gebrochen, eine Unterhaltung im Gange.

Becker sah erstaunt aus: „Das erinnert nun gar nicht an Rußland."

„Sagen Sie das nicht, Becker. Ich habe das auch neulich gesagt einem Kollegen gegenüber, den ich in einer sehr, sehr linken Versammlung traf, und da meinte er, es hätte in Rußland genau so ausgesehen, eine bestimmte Zeit, bis nämlich die wirkliche Revolution kam. Da hat man diese Portiers und Schuldiener erschossen."

„Würden Sie mir das vor einer Woche erzählt haben, würde ich's nicht verstanden haben."

„Wie? Sie sind schon eine Woche in Berlin?"

„Ja, aber ich fühlte mich nicht ausgehfähig."

„Geht jetzt besser, Becker?"

Krug atmete auf, der Schrecken war verschwunden, Becker saß da.

Krug: „Der Kollege übrigens, von dem ich sprach, meinte, man solle sich über das Spitzelwesen nicht beunruhigen. Wir stünden eben am Anfang der Revolution. Er hat mich aber davon nicht überzeugt."

„Warum nicht? Verzeihen Sie, wenn ich Sie interpelliere."

„Aber bitte. Sie kommen vom Nordpol, ich muß Sie doch einweihen, Gebot der Nächstenliebe. Ich laufe, weil ich abends neuerdings unruhig werde und weil auch das Straßenbild Berlins instruktiver ist als die Zeitungen, ich laufe viel herum und lande gewöhnlich in einer Versammlung. Mir sind alle recht. Man ist überall gern gesehen. Man ist noch einer mehr, denken sich die übrigen. Verhalte mich natürlich mäuschenstill und singe je nach Bedarf die ‚Internationale', ‚Brüder zur Sonne, zur Freiheit', ‚Deutschland, Deutschland über alles'. Lachen Sie nicht. Man paßt auf, wenn Sie den Mund halten."

„Nun?" drängte Becker.

„Also ich sehe viel. Aber ich frage mich: hat es schon mal eine Revolution gegeben, in der man so friedlich redet? Versammlungen, Versammlungen, lauter gesellige Veranstaltungen mit Belehrung, die Demokratie, der Marxismus, der Sozialismus. Gelehrte stehen auf und wollen das Richtige sagen. Ich kam zu den Hausbesitzern, den Mietern, den Eltern, den Lehrern, den Schutzleuten. Ich geriet in eine Versammlung der Straßendirnen."

„Um zu wissen, lieber Krug, ob es so oder nicht so in einer Revolution zugeht, müßte man wohl erst eine Revolution mitgemacht haben."

Doktor Krug blieb unbewegt: „Es war mein Eindruck. Auch in Rußland zog sich die Revolution lange hin, sie dauert noch an. Aber da war Kampf, sichtbarer, und die Fronten waren klar. Es gibt bei uns hier Mischmasch, einen einzigen Mischmasch. Man ist nicht recht böse aufeinander. Böse sind eigentlich nur die Mehrheitssozialisten auf die Unabhängigen und Spartakisten. Aber das ist doch eigentlich nicht die Revolution."

Becker knurrte leise und wog den Kopf: „Man kann nicht

wissen. Vielleicht liegt die Bruchlinie der Revolution gerade da, zwischen den Mehrheitlern und den Radikalen, und nicht zwischen andern Gruppen."

Krug blickte ihn groß an. „Sonderbar. Das Gefühl hatte ich auch schon." Er bog sich über den Tisch und hielt sich die Hand vor den Mund, aber bevor er redete, stand er auf, lief zur Tür, riß sie auf, blickte sich um und kam zurück, er kniff ein Auge: „Glauben Sie mir, ich weiß, warum ich mit Falk, dem Schuldiener halte. Er flüstert mir allerhand. Zum Beispiel: die Truppen von der Front kommen und dann wird aufgeräumt werden."

„Von wem, Krug?"

„Von den Truppen. Und das ist, wenn Sie dies Geschwätz und Gezänk hören, spielend leicht möglich. Sie müssen nicht daran zweifeln. Wie Staub blasen sie die auseinander."

„Wer bläst?"

„Ich sage ja, die Truppen."

Becker zerstreut: „Möglich. Ich kenne die Front seit einem Jahr nicht. Möglich."

Er hatte seine beiden Stöcke neben sich auf den Tisch gelegt, saß hoch und etwas schief auf den dicken Kissen, die er mitgebracht hatte. Er hielt einen Ellbogen aufgestützt und legte seine Stirn in die Hand. Er strich sich mit dem Mittelfinger die Stirn, als wenn er einen Gedanken, der sich verschoben hatte, wieder heranziehen wollte. Leise bemerkte er: „Sie haben schon recht. Die Leute sollten aufhören, sich mit Politik zu befassen."

Krug gab ein kleines Lachen von sich: „Sagen Sie's den Leuten."

„Ich nicht."

Becker schwieg wieder, dann sagte er leiser: „Ich beneide Sie um die Schule. Unterrichten können, mit jungen Menschen zusammensitzen und mit ihnen sprechen." Er schlug durch die Luft: „Ich habe während des Krieges kaum an die Schule gedacht. Jetzt — fühle ich die Jungs durch die Wände hindurch. Welch Beruf, Lehrer zu sein, Krug — trotz der Dinge, die Sie erzählen. Es gibt noch andere Dinge, von denen man sprechen kann, Wahrheiten."

„An welche denken Sie, Becker?"

„Das Leben, das Dasein, der Tod, der es endet und durch-

geistert. Die Furcht, die Freude, die Liebe, die Ehre, die Würde, der Stolz."

Der dicke Krug hörte gespannt zu.

Becker: „Dann, was Sie treiben, die Experimente — die Luft, das Licht, die Wolken, die Jahreszeiten, die Tage —, die Geschichte, die Dichter, Musiker und Maler, die einfachen Menschen, die Märtyrer. Es gibt Wahrheiten, an die man sich unter Umständen wieder erinnern muß."

So sicher blickte ihn Becker an.

Sie wurden jetzt wirklich von Falk, dem Schuldiener, unterbrochen; einem Mann mit nur einem Auge und mit dem Schnauzbart eines Unteroffiziers. Er sagte an der Tür, bescheiden, er wolle sich von Herrn Oberleutnant Becker verabschieden, falls er noch hier bliebe, denn er müsse für den Herrn Direktor aufs Bezirksamt. Da erhob sich Becker langsam, unterstützt von Krug: „Sie erinnern mich recht, Herr Falk. Meine Zeit ist um."

Er lud Krug ein, bei ihm vorzusprechen, und sie verabschiedeten sich. Falk trug neben ihm das Kissen hinaus. Auf dem Hof meinte Falk, er wünsche dem Herrn Oberleutnant schnelle Genesung.

Becker: „Ich denke, es gibt zuviel Lehrer?"

„Lehrer schon. Aber echte deutsche Männer?"

Zu Hause

Da erhielt Becker am Nachmittag eine Anfrage Krugs per Rohrpost, ob er ihn am Abend stören dürfe.

Krug fand Becker in seinem Arbeitszimmer, das unordentlich und sonderbar aussah.

„Meine Mutter", äußerte Becker, der auf seiner Chaiselongue auf der Seite lag, „wird uns nachher Tee bringen. Schön, daß Sie mich besuchen. Ich fürchte, eine Versammlung werde ich Ihnen nicht ersetzen."

Krug erschrak nicht mehr über das „Gespenst" Becker, er sah schon andere Züge in dem Gesicht. Er fragte tastend, ob der Schuldiener beim Begleiten Beckers über den Schulhof etwas gesagt habe: „Der Bursche hat zuletzt sicher gelauscht. Weil er

nichts verstand, hat er uns unterbrochen. Ich komme, wie Sie sich denken können, um mit Ihnen in Ruhe unser Gespräch fortzuführen."

„Aber bitte."

„Sie halten mich nicht für einen Spitzel, Kollege?"

Becker warf ihm einen erstaunten Blick zu.

Krug: „Nun ja, bei andern würde ich es kaum versuchen. Man würde mich herauskomplimentieren."

Becker: „Erschütternd. Das ist unsere Schule."

Die Mutter erschien mit einem Teegeschirr. Man lachte über die knochenharten Zwiebacke.

„Mutter, was denkst du: Dr. Krug fragt, ob ich ihn für einen Spitzel halte?"

Die Mutter: „Das freut mich, Herr Dr. Krug, daß Sie ihm das offen sagen. Ja, Friedrich, so ist es heute. Jeder denkt das Schlimmste über den andern."

Becker schüttelte, an seinem Zwieback kauend, den Kopf: „Welche Welt."

„Ach, haben Sie die Liebenswürdigkeit, Herr Dr. Krug", bat die Mutter, „sich nicht zu sehr in seinem Zimmer umzusehen. Ich bin Hausfrau, aber ich bin nicht verantwortlich. Sehen Sie nicht auf die Tapeten. Er hat alle Bilder, alles herunternehmen lassen."

„Ja, Krug, die Mutter ist schuldlos."

„Was war mit den Bildern, wenn ich spitzeln darf?"

„Sie hingen noch aus der Zeit vor dem Krieg, Goethes Bild. Auch das Jugendbild von Heinrich von Kleist; ich habe es flach auf den Boden gelegt und zwei Lexiken darüber gepackt, ich bin neugierig, ob er sie abwirft. Sie sehen auch die Ihnen vielleicht noch bekannte Büste von Kant nicht. Er liegt unter meiner Chaiselongue; neben ihm eine Büste von Sophokles, die da an der Wand hing."

„Und warum das?"

„Rechts drüben, hinter Ihnen, das große graue Tuch, das ist der Vorhang meines Bücherregals. Das Tuch ist an den Leisten festgenagelt, ringsherum."

Die Mutter blickte zurück: „Das hast du auch gemacht, Friedrich?"

„Also warum, Kollege?"

Becker: „Paranoia."

„Aber warum?"

„Ich habe die großen Herren, die so lange mein kleines Zimmer eingenommen haben, gebeten, mir etwas Platz einzuräumen. Ich habe es mit einem Rekonvaleszenzzustand begründet. Sie haben es völlig verstanden. Die Umwälzung ließ sich spielend bewerkstelligen. Es gibt nun seit gestern hier keine Stimme, als die meiner Mutter und meiner Besucher. Dann ist da der Tag, er schleicht herein, schleicht davon, dann kommt der Abend mit der Tischlampe, die Geräusche des Abends, einige Nachtstimmen. Das genügt mir. Ich halte geistige Diät. Warum, fragen Sie. — Packe ich vielleicht einen großen Koffer aus, den ich aus dem Krieg mitgebracht habe? Ist mir nicht bekannt; hab' nichts mitgebracht. Ich finde es nur bequemer, mich in meinem Zimmer frei zu bewegen."

„Friedrich, strengt dich das Sprechen nicht an? Er liegt sonst um diese Zeit schon."

„Aber dann will ich gehen", erklärte Krug eilig.

„Mutter, gönne mir noch eine Stunde. — Also die Erklärung. Mir fällt der Schluß der „Penthesilea" von Kleist ein: „Denn jetzt steig' ich in meinem Busen nieder, gleich einem Schacht, grabe, kalt wie Erz, mir ein vernichtendes Gefühl hervor. Dies Erz, dies läuter' ich in der Glut des Jammers, hart wie zum Stahl, tränk' es mit Gift sodann, heißätzendem, der Reue, durch und durch, trag' es der Hoffnung ewigem Amboß zu, und schärf' es, spitz' es mir zu einem Dolch, und diesen Dolch jetzt reich' ich meiner Brust. So, so, so, so. — Und wieder. Nun ist's gut."

Die Mutter: „Schrecklich. Was soll das nun wieder, Friedrich? Es ist gut, daß du den Kleist abgenommen hast."

Becker lag unter seiner großen schweren Decke völlig auf dem Bauch, das Gesicht im Kissen. Er antwortete nach einer Pause: „Wie still es hier ist. Berlin, mein altes Zimmer, du, Mutter. (Er drehte ihr sein Gesicht mit der gerunzelten Stirn zu.) Das kann mich aber nicht bewegen, zu vergessen, was ich erfahren habe, Mutter. Je länger ich hier bin, um so stärker haftet es. Ich bin nicht undankbar. Die Kameraden, der Krieg, der Jammer, die Toten und Verstümmelten, die schrecklichen Kämpfe sind bei

mir gut aufgehoben. Hab keine Sorge. Ich bin kein Hiob, ich klage nicht. Aber ich lasse es mir nicht entreißen. Obwohl sie alle, die Goethe, Kant, Sophokles, sogar Kleist auf mich einreden wollen, vergesse ich nicht, was sprachlos nackt und unbeschreiblich da war. Darum liegen sie auch unten und sollen warten, bis ihre Zeit wieder kommt."

Die Mutter: „Es ist aber schon so lange, so lange, daß du dies erduldest, im Lazarett, über zwölf Monate, Friedrich, und ich weiß doch, darum hast du mich nie kommen lassen. Ich habe mich schon damals gefürchtet, was du mit dir machen würdest. Aber jetzt, Friedrich, laß es genug sein."

„Die Bilder wieder aufheben? Annageln?"

„Auch das. Du hast sie doch schon im Lazarett heruntergerissen. Friedrich, ich weiß mehr von dir, als du ahnst. Dein Chefarzt hat mir öfter geschrieben."

Er griff ihre Hand und hielt sie lange. Sie zögerte, endlich sagte sie: „Weißt du, Friedrich, daß ich dich einmal gesehen habe?"

Seine Augen weiteten sich.

„Im Juli, am Tag vor deinem Geburtstag. Ich habe dich durch die Türspalte gesehen, ich habe dich sprechen hören."

„Und du bist nicht hereingekommen?"

Sie wischte sich die Augen: „Ich sah ja, was mit dir war. Wie es in dir arbeitete. Ich kenne doch meinen Sohn. Ich wollte dich nicht erschrecken. Du hattest auch mich von der Wand abgehängt."

Er bat: „Komm, Mutter" und drückte seine Wange an ihre.

Sie half ihm, sich aufsetzen.

Als sie friedlich ihren Tee tranken, meinte Krug: „Wenn es Sie nicht stört, Becker, führen wir die Unterhaltung von heute morgen fort. Darum bin ich ja hergekommen. Wir hatten recht ähnliche Auffassungen. Mir kommt vor: hier in Ihrer Stube verstehe ich Sie noch besser."

„Zwischen den leeren Tapeten."

„Gewiß. Ich bitte, sagen Sie es noch einmal ausführlich."

„Es wird Ihnen kaum etwas geben, Krug. Was dem einen paßt, paßt dem andern noch lange nicht."

„Aber ich bitte drum."

„So ist er immer", seufzte die Mutter, „er will nie sprechen."

Becker: „Weil er als Sohn seiner Mutter nur gerne Dinge sagt, die erfreuen. — Also Krug, auf Ihren Wunsch, ich wiederhole: Die Politik, die öffentlichen Dinge, soll man vermeiden. Man soll sie wegschlagen, wenn sie sich einem nähern. Man soll sich gegen sie bewaffnen."

„Die Leute, unsere Kollegen, meinen: grade nach diesem Krieg müsse man sich sehr um öffentliche Dinge kümmern."

„Um was zu tun? Um am Fenster zu stehn und zu debattieren? Um auf der Straße zu schimpfen? Um in einem Demonstrationszug zu spazieren?"

„Nein, um sich am öffentlichen Leben zu beteiligen. Man wird Ihnen zu bedenken geben, Becker: wenn alle so dächten wie Sie, Becker, und nun gar die Frontkämpfer, dann — gnade unserm Land. Dann kriechen die Ratten, die man jetzt schon sieht, auf Deck, Ratten über Ratten, und lenken unser Schiff."

Becker streckte die Beine aus und lehnte den Rücken an. Er verneinte mit einem scharfen Kopfschütteln: „Das ist kein Einwand. Das lass' ich nicht gelten. Haben uns bisher Ratten regiert? Nein. Wir hatten ein altes Herrschergeschlecht, die Hohenzollern, eine fest eingerichtete Regierung, eine gesiebte Verwaltung, eine solide Beamtenschaft, einen Reichstag, Landtag — und mit alledem stehen wir da, wo wir heute sind. Warum. „Weil wir, wir so sind, wie wir sind."

Krug saß behäbig: „Aber Becker! Wir! Was fällt Ihnen ein. Machen Sie es doch anderen Leuten nicht so leicht. Die Regierung war schlecht, man hatte sie nicht kontrolliert. Jedenfalls: man steht im Chaos und muß sich bemühen."

„Damit wir wieder zu einer Regierung kommen?"

„Ja. Was denn?"

„Ach Krug, darum ist mir nicht bange. Darum braucht Ihnen und andern nicht bange zu sein, lieber Krug. Zu regieren, das ist ein mächtiges Fressen für gewisse Leute. Eine Regierung ist wie ein dicker Stier, der sich im Urwald verlaufen hat und auf den die Löwen und Tiger nur so stürzen. Seien Sie gewiß, sie werden ihn fressen, die Löwen und Tiger."

Becker lächelte, schwieg und fuhr fort: „Die feste solide Regierung kann unserm Land nicht entgehen. Die liebe Ordnung ist im

Laufe des Kriegs und nun erst jetzt zum Erbarmen abhanden gekommen. Die Bettdecke, die sie sich über den Kopf ziehen. Und da winden sie sich, bemühen sie sich. Aber sie wird schon wieder erscheinen, die segensreiche Himmelstochter. Wie glücklich werden sie sein, wenn sie sie wieder haben. Ja, Krug, für kein Volk ist die Regierung so wichtig, so tägliches Nahrungsmittel wie für die Deutschen. Andere Völker können über sich eine Regierung errichten, als Dach, das sie schützt, als Zimmerzeug, das man eventuell abreißt. Das deutsche Volk aber sitzt auf seiner Regierung fest wie eine Pflanze auf ihrem Boden. Sie verdorrt und verkommt ohne ihren Boden. Darum ist der Sturz der Regierung eine Katastrophe für Deutschland, während er für andere die Anregung für etwas Neues ist.

Krug: „So, meinen Sie? Und welche Ordnung, denken Sie, wird sich denn nun durchsetzen?"

Becker lachte: „Aber ist doch völlig gleichgültig, die Republik, das Rätesystem, die Monarchie. Regiert werden sie in jedem Fall werden, und nach dem Trubel von jetzt mit allergrößter Macht. Wer so passioniert darauf besteht, dem wird sein Traum in Erfüllung gehen."

Die Mutter verschwand, während er sprach.

Krug: „Sie ironisieren. Ironisieren Sie doch nicht. Sie sind zu pessimistisch."

„Und was noch? Sie haben doch noch was auf der Zunge, Krug."

„Stimmt. Defaitistisch."

„Weil ich nicht wünsche, daß sie zur Ordnung kommen? Weil mich das Gewinsele um die Ordnung ekelt? Weil es mich ekelt, daß unsere „Demokraten", so nennen sie sich doch, nur darauf warten, daß sie sich ducken können und daß ein Donnerwetter von oben auf sie fährt? Wie das sich im Grunde doch danach sehnt, endlich wieder einen Tiger oben zu wissen, der faucht und heruntergeifert. Ach, erzählen Sie mir von unsern Landsleuten, Krug. Es wäre heute schon einiges nötig. Ich war im Feld, fragen Sie mich einmal heute, wo alles vorbei ist und zu spät ist, was ich nun am Schluß als das eigentliche Übel empfinde. Den Krieg nicht. Der Krieg selber, das Kämpfen, das Herumliegen, die Langeweile, das Dulden, die Spannung, das war

etwas Ungewöhnliches, Hartes und Finsteres, aber man steckte drin, man tat seine Pflicht, machte sich auch keine Gedanken darüber. Aber wenn wir dann etwas Luft bekamen, dann merkten wir schon etwas. Das Unfaßbare, ja das völlig Unvorstellbare am Krieg — das waren wir selber. Wir, Sie und ich, ein Kuli, ein Tier ohne Ahnung, Bewußtsein und Verstand, ein Papuaneger, der tut, was man ihm aufträgt und sich keinen Gedanken darüber macht. Dabei geht es um unser Leben, von dem wir schon als Kinder gelernt haben: Gott selber hat es geschaffen und hat uns Menschen als Höchstes über alles Geschaffene gesetzt. Aber das schmeißen sie nur so hin wie einen toten Ast, das Leben, und haben nie etwas gelernt, von nichts gehört und liegen dumpf da wie die Halbmenschen, die an den Pyramiden haben arbeiten müssen. Und das bin ich und das sind Sie, ein gebildeter Mensch, durch den das Christentum, die alte und neue Philosophie, Platon, Spinoza, Descartes, Kant geflossen ist. Und faktisch, sie sind durch uns geflossen und haben nichts in uns hinterlassen, und wir sind tölpelige Sklaven geblieben, hirnlose Geschöpfe, die japsen, komplette Troglodyten, Halbaffen aus der Steinzeit. Wie ist das möglich, Sie fragen sich, wie? Es geht doch um unsern Bestand. Haben wir das wirklich alles nicht geglaubt, nicht ernst genommen, was man uns sagte, was wir lernten? Sind wir Tonnen mit Löchern? Hören Sie, Krug: wenn ich die Sonne betrachte, den Mond, die Sterne, dann bin ich neugierig. Ich muß wissen, was das ist, was das vorstellt, das verlangt schon der Wilde. Und ich richte, wenn ich so weit bin, mein Fernrohr auf sie, fange an zu rechnen und strenge meinen Kopf an, um zu ermitteln, was ist mit ihnen: sind das vielleicht Götter, sind sie Stoffe, die ich kenne? Unsere menschliche Bildung fängt so an. Sie wissen es, als Naturwissenschaftler. Sie wissen, wir können in der Natur nichts liegen lassen, ohne es aufzuheben und zu messen, zu wiegen, zu rechnen.

Da kommt aber an mich — ein Mobilmachungsbefehl. Eine Stelle, ein Büro, das ich nicht kenne, schreibt: fahr da hin, fahr da hin, fahr in deinen Tod, in dein Verderben, fahr, damit du ein Bein verlierst, damit du eine Kugel ins Rückenmark kriegst. Paß auf, mein Sohn, es wird Gas, Giftgas, Gelbkreuz geben, schluck davon. Und Sie merken bald, es geht um Kopf und

Bein, um Lunge und Leben, keiner wird Ihnen das jemals ersetzen, denn Ihre Mutter hat Ihnen das alles nur ein einziges Mal gegeben. Und Sie erwarten das schon lange. Sie sind in Friedenszeiten darauf vorbereitet mitten zwischen Ihrem Kant und Plato. Und Sie — fragen nicht. Sie fragen nicht, Sie fahren hin, Sie folgen. Die Stelle, die die Befehle herausgibt, ist mehr als Gott. Sie hören, mehr als Gott. Denn über Gott haben wir wie über die Sonne lange angefangen nachzudenken, wir haben je nachdem bestimmte Begriffe über ihn. Hier halten Sie still. Warum? Um Himmels willen warum? Es muß eine Katastrophe kommen wie diese, um Sie ahnen zu lassen: oben sitzen kleine, elende Menschen, vielleicht kleinere, dümmere als Sie, vielleicht Tiger, Gauner, Lumpen, Schmarotzer. Sie haben etwas versäumt, Sie haben nicht oder schlecht beobachtet, und das auf einem Gebiet, das Ihnen zehnmal näher ist als Sonne, Mond und Tiere und die Pflanzen, etwas, das an Ihnen haftet wie ein Hemd, nein, wie ein Parasit, eine Klette."

Beckers Gesicht hatte sich leicht gerötet. Er hatte leise gesprochen, gekeucht und zuletzt kaum vernehmlich geflüstert.

Als er einen Schluck Tee genommen hatte, suchte Krug nach einem Einfall, um Becker abzulenken, denn das war schließlich ein krankhafter Ausbruch. Krug meinte: „Aber da geben Sie ja zu, was ich sagte: die Regierung ist es, die ist schuld und das muß und soll jetzt anders werden."

Becker antwortete nicht. Da wurde Krug unruhig und stand auf, um die Mutter zu holen.

„Bleiben Sie, Krug. Bleiben Sie. Es soll nicht so weitergehen. Man macht sich schuldig. Wer da mitmacht, ist verflucht und alles, was ihm geschieht, geschieht ihm recht. Heute läßt man die Menschen schwatzen, sich aufregen, nach den besten „demokratischen Methoden" suchen, man läßt sie sich ängstigen, weil sie diese Ordnung nicht finden können. Aber keiner wendet sich überhaupt davon ab, keiner klärt sie auf, zieht sie an den Staat zurück und zeigt ihnen, was diese Ordnung überhaupt ist und was man mit ihr leisten kann. Was kann eine „Ordnung" demokratischer oder welcher Art Sie wollen, bewirken an bewußtlosen Tieren, an Naturobjekten, Ratten, Schweinen, Tigern?"

Dr. Krug: „Worauf wollen Sie hinaus?"

Becker stierte vor sich. Er schluckte an seinem Glas, goß sich neu ein. Er flüsterte: „Es muß ein neuer Versuch gemacht werden. — Und welcher das ist, das sollten wir als Lehrer wissen. Man kann sich nur an den Menschen wenden. Er ist es, der irgendwann auch die Regierung macht. Das Wühlen im Müll der Regierungsformen nützt nichts. Man lasse die Magistrate und Behörden unter sich. Das ist eine notwendige Sache, die sich leicht ordnet; dicke Männer mit einer Schärpe um den Bauch. Man schaffe — Raum für sich."

Er unterbrach sich, sah auf die blinkende Teekanne: „Aber während wir reden, fallen schon unsere Tiger über uns her. Glauben Sie mir: Man will uns neu narkotisieren: das ist der Sinn jeder Regierungsveränderung. Krug, unsere Henker sind schon am Werk."

Krug war froh, endlich klarer zu sehen. Er stimmte mit Vergnügen zu: „Da gehe ich mit Ihnen konform. Raum für uns! Privat möchte man endlich wieder sein, privat. Freut euch des Lebens, solang noch das Lämpchen glüht. Sie meinen doch das Alte, Becker, wie wir es immer hielten."

Er strahlte Becker förmlich an und schien seinen alten Freund, an dessen Anblick er sich gewöhnt hatte, zu locken: „Wissen Sie, Becker, daß mir das alles ausgezeichnet gefällt. Sie waren immer ein ganz ehrlicher Mensch." Er flüsterte: „Hüten Sie sich aber, was Sie da sagten, das vor all und jedem zu tun. Die Menschen sind blödsinnig, besonders bei uns im Gymnasium. Bei denen wären Sie morgen als Vaterlandsverräter verschrien." Er klatschte sich auf den Schenkel: „Wissen Sie, welche Parole am Schluß dennoch bleibt? Rutscht mir den Buckel 'runter."

Becker seufzte. Dann nickte er: „Also das habe ich fein gemacht, Krug."

„Jawohl. Das haben Sie. Sie sind der alte. Gott sei Dank. Sie haben sich Ihre Wut vom Hals geredet. Natürlich. Die Leute reden lassen, und tun, was einem selber Spaß macht. Einen Mobilmachungsbefehl wird man ja wohl so bald nicht bekommen."

Die Mutter kam herein, als Becker heftig klingelte. Er bat um Tee für seinen Gast, aber sie blickte ihren Sohn an und

flüsterte Krug zu: „Ich glaube, wir dürfen ihn nicht überanstrengen."

Danach, als die Mutter den Gast herausbegleitet hatte, sagte Becker zu ihr: „Doch, er hat mir wohl getan. Ich versichere dich, du irrst. Wir haben Erinnerungen ausgetauscht. Ich muß ihn noch öfter sprechen."

Unsicher stieg Doktor Krug die Treppe abwärts. Sein Unbehagen war so groß, daß er sich einen Wagen nahm und seine eigene Adresse nannte. Im Fahren aber kam ihm ein anderer Gedanke, er ließ vor einer Kneipe halten und rief den neuen Direktor der Schule an, mit dem er vor ein paar Tagen, ebenso spät, beisammengesessen hatte. Der Direktor freute sich, er blätterte eben in einer alten Bildermappe, er sei ihm willkommen.

Die elegante Atelierwohnung des Direktors lag in der Nähe von Krugs eigener. Der Direktor, behäbig, blond, klug und versonnen, öffnete ihm in einer blauen Samtjacke. Es roch nach Parfüm und Zigarette in seiner Bibliothek. „Meine Haushälterin liegt schon", bedauerte der Herr, „ich kann Ihnen nichts anbieten." Aber dann kamen Schokolade, Bonbons, ja kandierte Früchte zum Vorschein.

„Endlich ein menschlicher Einfall, Doktor Krug, ich warte schon seit einem Jahr auf solche Regung seitens meiner Kollegen."

Die großen Bildermappen durchblätterte man auf Stativen, bequem saß man davor, es waren Stiche, Heliogravüren, meisterhafte Photos von Antiken. Ein lebensgroßer David des Michelangelo stand vor einem blauen Vorhang in einer Ecke.

Der Direktor analysierte die Schönheiten der Bilder, Krug staunte; heute abend ging es sonderbar zu. Und er fing unvermittelt an zu sprechen: ob der Direktor ahne, von wo er eben komme.

„Es war ein sonderbarer Mensch" (er sagte nicht „auch" ein sonderbarer), Sie kennen doch unseren Schwerverletzten, Becker."

„So, so", machte der Direktor interessiert, und legte ein Bild zurück, „Sie haben ihn besucht?"

„Er ist ja ein alter — ich kann nicht sagen „Freund", aber Kamerad von mir. Wir kennen uns am Gymnasium seit 1912,

er kam mit mir zusammen. Wir hatten uns ein bißchen angefreundet, machten zusammen Ausflüge, Spaziergänge."

„Sieh an, das ist schön, lauter gute Dinge."

„Nicht wahr, Herr Direktor." Und nun sah ich ihn heute vormittag zum erstenmal nach dem Krieg. Ich versichere Ihnen, ich war zerschmettert, über sein Aussehen. Dann plauderten wir. Ich wußte nicht recht, woran ich mit ihm war."

„Nun", ermunterte der Direktor, „was gab es dann? Der Krieg und solche schwere Verletzung können einen Menschen schon mitnehmen."

„Schon, schon. Aber wie ich oben bei ihm war, hatte ich manchmal den Eindruck — ganz unter uns —, der ist geistig mitgenommen. Faktisch. Dieses Brüten über Krieg und Verantwortung am Krieg."

„Politisch sehr links?"

„Nicht im mindesten, Herr Direktor. Dachte ich auch. Zuerst dachte ich: der ist noch in der Rekonvaleszenz, er kaut an dem ganzen ungesunden Kram. Er sagt, zum Beispiel, man solle auf die ganze Politik pfeifen, das Debattieren im Konferenzzimmer habe ihm nicht gefallen. Darüber freue ich mich und nehme an, das ist doch mein alter Becker. Denn was glauben Sie, Herr Direktor, was das für ein Bruder Luftikus, ein Leichtsinn, ein feiner Kerl war, hübsch, frei, frank, immer mit schönen Mädchen aus guter Gesellschaft, die auf ihn flogen."

Der Direktor: „Sieh, sieh, ein Mensch."

Krug wies auf die Bilderständer: „Er hat Bilderneigungen wie Sie, Antike. Und nun sehe ich ihn also, mit diesem schrecklichen, mageren Gesicht, und besuch' ihn wieder, treffe eine reizende, vernünftige Mutter, aber er — ich kann mir nicht helfen —, er ist verrückt. Er ist übergeschnappt. Er schimpft über den Staat, über alle Regierungsformen, Räte und Sozialismus eingeschlossen. Nun, denk' ich, das ist nicht so schlecht, der Mann wird wieder gesund, er hat sich nie für Politik interessiert, ich sah uns schon wieder zusammen bummeln. Da . . ."

Der Direktor wartete. „Nun, Doktor Krug, was war dann?"

Krug saß wieder in seinem Unbehagen: „Lange bin ich nicht mehr geblieben. Er hat sich zu sehr aufgeregt, er redete und predigte endlos, dann kam seine Mutter herein, ich bin gegangen."

„Daraus werde ich nicht klug. Er predigt? Er will Sie bekehren?"

„So ähnlich. Ich mag das Aufgeregte nicht. Das schleppen sie von draußen mit herein. Becker war ein prächtiger, ein vornehmer Mensch, ein Mensch aus einem Guß. Und nun kommt er, nimmt Bilder von der Wand, nagelt den Vorhang zu seiner Bibliothek fest. Was sagen Sie dazu? Ist doch halbverrückt? Kann der Krieg so was aus einem Menschen machen?"

Der Direktor nachdenklich: „Unsere Frontsoldaten kommen alle sonderbar wieder. Sie lassen uns aus der Vorkriegszeit nicht mehr gelten."

„Es kann erbaulich werden, wenn das Frontheer einrückt."

„Man muß sich auf allerhand gefaßt machen. Sie haben einen Vorgeschmack davon bekommen. Sehen Sie, apropos, was, bevor ich vom Gymnasium wegging, mir unser guter Schuldiener Falk übergab, zwei neue Erlasse des Kultusministeriums, ich weiß nicht, ob von Hänisch oder Hoffmann. Die Schreiben waren übrigens verschlossen."

„Falk öffnet, Herr Direktor. Sie können sicher sein. Haben Sie die Umschläge?"

„Nein. Ich weiß, der Mann spitzelt — im Auftrag des Pfarrers, einiger Eltern, irgendeiner Partei; ich werde nicht die Torheit begehen, ihn deswegen zu stellen."

Krug staunte. Der Direktor fuhr ruhig fort: „Aber was sagen Sie zu diesen Erlassen, sie werden dem Lehrerkolleg zur Einsichtnahme zugehen. Hier: ‚Aus der Schülerbibliothek sind alle Bücher zu entfernen, welche den Krieg verherrlichen.' Stellen Sie sich vor: vor dem Empfang des Frontheeres. ‚Alle tendenziösen und falschen Belehrungen über den Weltkrieg und dessen Ursachen sind zu vermeiden.'"

Krug: „Es heißt: über ‚seine' Ursachen."

Direktor: „Das ist das wenigste. Das Ganze ist unmöglich. Das kann ich doch dem Lehrerkolleg gar nicht anbieten. Ich kann es ihm nur schriftlich zugehen lassen, denn jede Diskussion muß tödlich für die Behörde ausfallen. ‚Tendenziös falsch' — welche Belehrungen sind richtig? Man wird von mir in der

nächsten Konferenz Aufklärung darüber verlangen." Er legte das Blatt mit einem ernsten Ausdruck beiseite.

„Und der zweite Erlaß?"

„Nicht heiter. ‚In keinem Unterrichtsfach sind seitens der Lehrer abfällige und entstellende Bemerkungen über die Ursachen und Folgen der Revolution sowie über die gegenwärtige Regierung zu äußern, welche geeignet sind, bei der Schuljugend das Ansehen und die Errungenschaften dieser Volksbefreiung herabzusetzen. Es hat seitens der Schulleiter (Sie gestatten, daß ich hintereinander lese) — seitens der Schulleiter (wo bin ich hier) — es hat seitens der Schulleiter und Lehrer im Verkehr mit der Jugend alles zu unterbleiben, was geeignet ist, die Stimmung zu einer Gegenrevolution besonders auf dem flachen Lande zu schüren, da solches Verhalten im jetzigen Augenblick die größten Gefahren eines Bürgerkrieges für unser Volk mit sich bringt." Das haben Sie, verehrter Doktor Krug, nun hiermit zur Kenntnis genommen."

„Verbindlichen Dank."

„Und was sagen Sie?"

„Ich unterhaue am Schluß."

„Ja, Sie mit dem Unterricht in Physik und Chemie. Sie sind fein heraus. Aber denken Sie an den Deutschunterricht, Geschichte, sogar an die Fremdsprachen. Wann sagt man etwas, was die Stimmung zu einer Gegenrevolution schürt? Es ist doch zum Verzweifeln für uns Lehrer. Was sollen die Herren also dem Schüler sagen? Sie werden nichts zu sagen wagen. Sie werden erbittert sein. Die Schüler werden verdrießlich werden, notwendig. Man bietet ihnen nichts. Einem jungen Menschen muß man etwas für sein Gefühl bieten. Selbst wenn ich ihn nicht begeistere, er will gefesselt sein. Soll ich die Revolution loben? Feiern? Wie? Man gibt kein Material her. Nur diese zwei Blätter. Man wird sich wohl die Lehrer dazu aussuchen müssen."

Krug schwieg.

„Sie werden sehen, wie das Lehrerkolleg darauf reagiert. — Ich rede nicht davon, welchen tristen Eindruck es machen muß, daß sich die bestehende Regierung, die höchste Behörde, verbittet, daß man abfällige Bemerkungen über sie macht."

Krug rückte mit seinem Fauteuil dem Direktor näher: „Sie

müssen sich überhaupt nicht dazu äußern. Einfach alle unterschreiben lassen und die Sache jedem einzelnen ins Gewissen schieben."

Der Direktor: „Es wird nichts weiter übrigbleiben. Ich bin kein Parteimann. Die Schule muß vaterländisch, aber nicht parteiisch sein. Das ist heute nicht möglich. Eigentlich ist heute überhaupt keine Schule möglich."

„Mut, Herr Direktor."

Krug staunte über seine Bitterkeit. Ob etwas stimmte an den Gerüchten über Merkwürdigkeiten im Leben des Direktors? Es gab ein unklares Gerede über sein Privatleben: Er saß öfter abends mit Primanern zusammen, unterstützte einige. Daran schloß man peinliche Bemerkungen.

„Was Sie mir von Dr. Becker erzählt haben, lieber Krug, interessierte mich. Ich kannte ihn noch nicht."

SONNABENDABEND

Eduard Bernstein, ein milder Theoretiker, will den Berlinern die Revolution ausreden. Ein großer Eiertanz vollzieht sich vor den Augen des Publikums, das nicht weiß, wie ihm wird. Einer, der vor der Tür steht, erregt unser Interesse. Am Abend ereignet sich eine richtige Mordtat.
Sonnabend, 23. November.

Versammlung am Bülowplatz

Am Sonnabend, dem 23., sprach am Bülowplatz der alte Bernstein, ein ehemals sozialdemokratischer Abgeordneter, jetzt Unabhängiger, ein milder Theoretiker, der bestimmt nicht schuld an dem Umsturz war, welcher das deutsche Volk betroffen hatte.

Es ging der merkwürdigen deutschen Sozialdemokratie in jener Zeit mit der Revolution wie der Jungfrau mit dem Kind: sie wußte nicht, wie sie dazu gekommen war. Die Sozis hatten sich bis zum letzten Augenblick tapfer gegen die Revolution gewehrt, dann war es geschehen, und jetzt mußte man sich irgendwie abfinden.

Sie staffierten ihren kleinen Saal großmächtig mit rotem Tuch und Büsten aus. Hier rauschte es von Rot und Revolution. Und wenn man sich auf eine Bank setzte, vor dem drohenden Prophetenbart von Karl Marx, so erwartete man, nun würde sich die ungezügelte revolutionäre Wut, der Schrecken entladen und auf einen niederfahren.

Aber erst schwang sich ein jüngerer breitschultriger Mann auf das Rednerpult und feierte von da herunter mit durchaus entschlossenen Worten den unblutig verlaufenen Umsturz. Seine Sätze waren gut gegliedert. Er verabfolgte der eingerissenen Spaltung unter den Arbeitern einige wohlwollende Hiebe. Er verstieg sich dazu, die selbständige Aktion einzelner Arbeitergruppen eigenmächtig und unverantwortlich zu nennen und gelangte damit zu einem liebenswürdigen Ende: Nämlich man wolle jetzt die grundlegende Frage, welches die Sozialisierung sei, von einem wirklich Sachkundigen beleuchten lassen, und dazu habe man den Genossen Bernstein hergebeten.

Als dieser jüngere Mann sich dann an den Vorstandstisch setzte und die Arme übereinanderschlug, nachdem er dem Genossen Bernstein das Wort gegeben hatte, schien er das Gefühl zu haben, nunmehr die Sache der Revolution auf das richtige Gleis geschoben zu haben.

Bernstein wurde mit respektvollem Klatschen von den Betriebsdelegierten empfangen. Er sprach einfach nud verständlich wie immer. Er zeigte, daß die Theorie grade Wege gehe, die Wirklichkeit krumme.

„Die sozialistische Lehre sieht sich in einer unerwarteten Situation. Ihr werdet sie weder bei Marx noch bei Engels dargelegt finden. Was ist an ihr eigentümlich? Daß der Kapitalismus wirklich von Reichtum zu Reichtum gestiegen ist, daß die Monopole sich wirklich immer mehr vergrößert haben, daß die Staaten dann aber auf einer bestimmten Stufe ihrer Entwicklung sich in Kriege und aufeinander stürzen, wobei sie dann, wie ihr wißt, den größten Teil ihres Reichtums, den die Arbeiterklasse geschaffen hat, vernichten. Die Frage ist also jetzt nicht, wie einige Genossen schrieben: schleunigst sozialisieren, sondern erst mal zu fragen: was erreichen wir damit unter diesen Umständen, die wir nicht haben verhindern können, da doch der imperialistische Krieg solche Zerstörungen angerichtet hat, daß zunächst einmal Jahre, vielleicht Jahrzehnte vergehen werden, bis wir den Schaden repariert haben.

Ich habe schon neulich in einer Versammlung gesagt: sozialisieren, ja — aber seid vorsichtig. Es kommt auf die Reife der Produktion an. Ein Genosse hat richtig gemeint: Wir sind gezwungen, die Erbschaft des wilhelminischen Staates und des Kapitalismus zu übernehmen, aber unsern Sozialismus werfen wir darum noch lange nicht in die Schuldenmasse hinein, wir kompromittieren ihn nicht, wir behalten ihn in unsern Händen und sauber."

Bernstein versagte sich zu wiederholen, was er privat zu einigen seiner Schüler geäußert hatte: Die Militärs haben nicht nur ihren Staat zerstört, sie haben auch der Arbeiterklasse für zwei Generationen die Möglichkeit des Sozialismus genommen.

Er sprach von dem trostlosen Zustand der Weltwirtschaft. Alle internationalen Verbindungen, auch in Handel und Gewerbe sind

zerrissen. Er erinnerte an das Wort von Bebel: „Wo kein Profit ist, raucht kein Schornstein."

„Es muß wieder Leben in die gestörte Weltwirtschaft kommen, Verbindungen wieder hergestellt, neu geschaffen werden. Produktion braucht einen Absatzmarkt."

Bernstein schloß: „Entweder man treibt rücksichtslose Gewaltpolitik, oder man vollzieht schrittweise, organisch das Sozialisierungswerk. Die Sowjetunion wird von unseren Heißköpfen gepriesen. Wie steht's für den nüchternen Beobachter? (Die zu nüchternen Beobachtern erhobenen Delegierten hörten nicht ohne Schadenfreude, was er ablas.)

Die Staatseinnahmen in Rußland haben sich im 1. Halbjahr 1919 gegen das entsprechende von 1917 von 2900 Millionen Rubel auf 500 Millionen Rubel vermindert."

(Zwischenrufe: „Was sagen die Spartakisten dazu?" „Das sagen sie den Arbeitern doch nicht.")

Proleten unter sich

Imker, Vater und Sohn, waren Fräser und hatten an der Versammlung teilgenommen. Sie konnten die Diskussion nicht anhören, denn vor der Tür wartete der zweite Sohn Imkers, der mit den Augustanern nach Hause gekommen war. Er stand friedlich unter dem Tor, rauchend. Erstaunte, daß sie so früh kamen.

Der Vater: „Wir wollten dich doch nicht warten lassen."

Der junge Soldat mit dem Band des EK. 2. knurrte friedlich, als man sich in Bewegung setzte: „Hier gibt's allerhand zu sehen. Und beim Kommiß lernt man warten."

Sie zogen über den Alexanderplatz, durch die Alexanderstraße, Blumenstraße zum Küstriner Platz. In der Langen Straße kletterten sie die engen Treppen zum dritten Stock hinauf. Eine freundliche möblierte Wohnung erwartete sie; ein großer Blumenstrauß leuchtete dem Helden zu Ehren auf dem Tisch in der blauen Vase. Das war das Wohnzimmer. Das rote Sofa diente als Bett für einen Sohn. Im Korridor war die Matratze für den Heimgekehrten aufgetürmt. Im anliegenden dunkleren Zimmer gab es an den Wänden drei Betten und einen großen Wandschirm.

An der Nähmaschine am Fenster, das auf den grauen Hof hinausging, saß die Tochter, das älteste Kind der Familie. Sie gab dem jüngeren Bruder die Hand, arbeitete dann weiter. Im Krieg hatten alle drei gut verdient und besaßen Ersparnisse. Jetzt arbeitete nur noch der Vater ganz, die Tochter hatte Heimarbeit, die Mutter und der ältere Sohn feierten.

Nach dem Mittagessen machte die Mutter Gerstenkaffee.

„Minna arbeitet zuviel", meinte der Soldat. Er wollte nicht sagen, daß sie gealtert und verändert aussah mit ihren fünfundzwanzig Jahren, oder ist der etwas passiert?

Der Soldat sollte vom Krieg erzählen, aber man mußte ihm die Worte aus dem Mund ziehen. Er sagte: da gibt's bloß Dreck, Ratten und knapp zu essen. Natürlich macht man auch Angriffe, oder die anderen greifen an. „Wir von der Artillerie erzählen überhaupt nicht viel, wir spielen Karten und rauchen. Die meisten von uns sind außerdem schwerhörig. Bei mir ist's das rechte Trommelfell."

„Ist mir schon aufgefallen", meinte die Mutter; „wenn man dich rechts was fragt, antwortest du nicht." „Auch links nicht, Mutter", lachte der Soldat.

Die Schwester, mit der er besonders gut stand, wollte wissen, wie die Agitation im Feld gearbeitete hat. „Wer hat sich darum gekümmert. Das macht keinen satt. Wir waren froh, daß es nach Hause ging."

Die Mutter: „Hast recht, Ede." Er qualmend: „Vom ältesten Feldwebel bis zum Rekruten hatten alle genug. Wie im Frühjahr die Offensive war und wir englische Konservenbüchsen, Gamaschen und Decken und richtige Wollwaren fanden, wollten viele weitermachen. Da konnte man billig einkaufen. Aber nachher, nee."

Minna wiederholte: „Und die Agitation? Ist nichts zu eurem Truppenteil gekommen?" Der Soldat: „Ich sage dir doch: nein. Wenn ich bloß wüßte, wofür die bei uns agitieren sollten. War doch ganz überflüssig."

Der Vater und der ältere Sohn mischten sich in die Unterhaltung nicht ein. Sie schienen mit den Antworten des Soldaten einverstanden. Die Mutter gab eine versöhnliche Erklärung:

„Minna hat immer schön verdient und sich auch nie um Politik gekümmert. Erst seit der Revolution ist das."

Minna blickte die Mutter an: „Vater hat mich doch selber aus der Fabrik geholt, am 9., und auf mich eingeredet. Und du hast dich auch gefreut, Mutter."

Der Vater zum Soldaten: „Bei Minna kommt's vom 10. November. Vom Zirkus Busch. Ein richtiges Parteimitglied, in der Frauengruppe, wie Mutti, war sie nicht. Aber seit dem Zirkus Busch."

Der Soldat: „Was war bei Busch?"

Sie sahen zu Minna hinüber. Sie blickte, die Hände im Schoß, vor sich, sprach aber nicht gleich. Sie drehte den Kopf zum Vater, sie trug auch in der Wohnung ein dunkles Wolltuch um den Kopf (sie sagte: weil es am Fenster zieht), und zuckte die Achseln: „Bei mir kommt es nicht von Busch. Das verbreitet Vater immer. Vater weiß, ich war vier Jahre in Betrieben."

Der Vater: „Ist nicht schlimm gemeint, Minnchen."

Der Soldat: „Also los mit Zirkus Busch."

Sie erzählte ruhig: „Da war eine Versammlung. Ebert war da, als Präsident, ich kam von unserer Fabrik. Ebert sagte: Der Streit, der Bruderstreit in den sozialistischen Parteien ist begraben. Nachher sprach Liebknecht und der Hauptmann Beerfelde. Dann haben wir einen Arbeiter -und Soldatenrat gebildet, der alle Geschäfte führen soll. Dann hieß es: Deutschland wird eine Republik, eine sozialistische Republik."

Ihre Züge strafften sich, sie setzte sich aufrecht, der Soldat empfand eine Freude. „Ein Jubel, ein Jubel, Ede. Ich — hab' geweint, so schön war es. Einer sagte: Wie der Friede auch aussehen mag, er ist besser als die Fortsetzung des Massenschlachtens. Ede, ich höre noch, wie sie eine Viertelstunde gerufen und gesungen haben, und die Versammlung ging nicht weiter. Sie standen auf der Tribüne und sie konnten oben klingeln, was sie wollten."

Der Soldat hatte die Pfeife aus dem Mund genommen und hörte der Schwester zu, die so ungewöhnlich sprach. Sogar der Vater nickte, und Mutter machte ein gerührtes Gesicht.

„Sie wollten noch weiter sprechen. Aber sogar am Vorstandstisch saßen ein paar Männer, die legten die Köpfe auf den

Tisch. Und der Vorsitzende klingelt und klingelt, man sieht es bloß, man sieht, wie er schreit, aber hört kein Wort. Und dann sprechen sie über den Krieg und über die Regierung. Ede, wir haben wie das Vieh gearbeitet die ganzen vier Jahre. Nicht den Mund hast du aufmachen dürfen. Und bloß Heeresberichte. Endlich hörst du die Wahrheit. Endlich sagen alle laut, was du denkst und nicht sagen durftest, und es ist die Wahrheit."

Der Soldat zündete seine Pfeife wieder an.

Sie hatte glühende Backen: „Was das ist, die Wahrheit zu hören und mitreden zu können und fragen zu können — wo wir so betrogen wurden —, Ede, das ist beinah, als wenn man wieder was zu essen kriegt. Rausschreien, was sie alle für Lumpen und Verbrecher waren."

Der Vater: „So denkt ein richtiger Sozialist."

Der Soldat: „Und wie geht's weiter?"

Die Schwester mehr sachlich: „Schade, daß du erst gestern gekommen bist. Letzten Dienstag waren wir wieder da, Vater auch."

Der ältere Sohn: „Ich war auch da. Du hast mich nicht gesehen."

Die Schwester: „Hast du mir gar nicht gesagt. Na, was meinst du?"

Der ältere, der der Schwester ähnlich sah, auch ihr trockenes Wesen hatte, schüttelte den Kopf: „Erzähl man selber."

Die Schwester: „Da waren auch alle da, die Arbeiterräte. Müller hat geredet."

Der Sohn: „Welcher Müller?"

Der Vater achselzuckend: „Richard, der Leichenmüller."

Die Schwester: „Müller hat angefangen. Das war schon anders als am 10. Was der erzählte, ist gar nicht zu beschreiben. So schlecht soll es mit uns stehen, mit dem ganzen Land. Am besten könnte man sich gleich begraben lassen. Keine Rohstoffe gibt es und so weiter. Und dann wie es aussieht, das Kuddelmuddel."

Der Soldat: „Stimmt auch."

Die Schwester: „Wissen wir alles, braucht man uns nicht zu erzählen. Sind wir doch nicht dran schuld. Und überall bilden sich ‚Räte'. kein Mensch weiß, was die wollen. Nächstens wird es Hausbesitzerräte und Millionärräte geben. Alle möglichen Kom-

missionen bilden sich und erklären, sich der Regierung zur Verfügung zu stellen. Und dann ist Müller deutlich geworden, und das war gut, und Ebert und Molkenbuhr haben oben gesessen. Den wilden Räten, hat er gesagt, wird man zeigen, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat. Aber wenn jetzt manche schreien: Nationalversammlung, allgemeine Wahlen, dann weiß man auch genau, was sie wollen: Sie wollen den Proletariern, die die Revolution gemacht haben, die Macht entreißen, um sie den Bürgerlichen wieder zuzuschanzen."

Der Vater, mitleidiges Lächeln: „Wird nicht gelingen, Minna."

„Die Nationalversammlung, hat Müller gesagt, ist das Todesurteil für die Revolution. Und — der Weg zur Nationalversammlung führt über meine Leiche."

Der Soldat: „Und was war das Ende?"

Die Schwester ließ die Hände fallen: „Daß sich der Unabhängige Hase hinstellt und auch die Nationalversammlung verlangt. Und daß ein feiner Herr, ein Rechtsanwalt, aufsteht und die Unverschämtheit besitzt, uns zu erzählen, daß die Berliner Anwälte geschlossen hinter der Revolution stehen und die Nationalversammlung fordern. Der ist nämlich auch Rat."

Der Soldat schmunzelnd: „Justizrat. Mein Kassenarzt war Sanitätsrat."

Die Schwester dichter am Tisch: „Und wie gefällt dir das?"

Der Vater auf dem Sofa friedfertig. „Wir von der alten Garde sind anderer Meinung. Ihr seid zu hitzig. Sozialismus will gelernt sein. Wir brauchen die Bürgerlichen. Sabotieren sie unsere Arbeit, sind wir verloren."

Der Soldat: „Laß sie wählen, Minna."

Der Vater: „Wir werden die Mehrheit haben, und das ist die Hauptsache, so sicher wie zwei mal zwei vier. Sich gegen das ganze Volk erheben. Na."

Minna blickte seufzend zu Ede herüber. Der rauchte bequem und sprach nicht. Sie erhob sich ohne ein Wort und verschwand im Nebenzimmer. Man hörte ihre Maschine gehen.

Nach einer Stille meinte der Vater: „Ein feines Mädchen. Aber zu stürmisch."

Ede: „Was hat die eigentlich mit der Politik?"

Die Mutter: „Jetzt haben wir Frauen ja auch Stimmrecht."

Ede streichelte ihren Arm: „Du hast immer Stimmrecht gehabt, Mutter. — Aber ist mit Minna was gewesen, Kummer, Liebschaft?"

Die Mutter schlug die Hände zusammen: „Minna. Die ganzen Jahre gearbeitet, Kohle geschleppt wie ein Mann, bei der Straßenbahn, nachher Fabrik, und immer gespart und keinen Groschen vertan."

Ede: „Wo ist das Geld?"

Die Mutter: „Vater hat's auf die Sparkasse getragen."

Ede: „Kriegsanleihe?"

Ede nickte. „Brauchst dich nicht zu schämen. Hättet ihr keine Granaten gemacht, hätten uns die Franzosen und Engländer zusammengeschossen."

Der Vater nahm den „Vorwärts" von der großen Obstschale auf den Tisch und tippte auf die erste Seite und flüsterte, damit Minna es nicht hörte: „Da steht's: „Rechts sammeln sich die Parteien, um die Geschicke in ihrem Sinn zu beeinflussen. Links von uns stehen Gruppen, die unsern demokratischen Grundsätzen widersprechen."

Der Soldat streckte die Beine aus: „Du lieber Strohsack, was macht ihr euch das Leben schwer. Seit ich in Berlin bin, hör' ich nichts als quatschen und quatschen. Wenn man den Berlinern das Maul zunageln würde, ginge alles nochmal so gut. Wir brauchen Frieden und zu fressen. Alles andere ist Blech."

Der Vater bekümmert, weil auch die Mutter nickte: „Und der Sozialismus?"

„Frieden und zu fressen."

Der ältere Sohn hatte völlig stumm, den Kopf in beiden Händen aufgestützt, dagesessen. Jetzt ließ er die Hände sinken: „Die Kerle haben das Land in einem Zustand hinterlassen. Alles ausgepumpt. Geh in die Betriebe, Ede. Wir kommen so bald nicht hoch. Wir hätten früher dreinschlagen sollen."

Ede lachte auf: „Am besten vor dem Krieg."

Der ältere stützte den Kopf auf: „Was Bernstein erzählte, war verfluchter Dreck. Die Partei hat uns vor dem Krieg geleimt mit der Internationale und jetzt leimen sie uns mit dem Sozialismus. Ich gloob nischt, Vater ich sag's offen und ehrlich. Nischt und wieder nischt."

Der Vater: „Und wer macht die demokratische Republik?"

Der ältere: „Alles Dreck. Die Unternehmer setzen sich wieder fest. Das riecht man auf zehn Meilen. Und was auf uns fällt: Minna tritt ihre alte Maschine. Ich bin abgebaut."

Ede: „Und was möchtest du also, Fritz?"

„Auswandern."

Die Mutter: „Aber Fritz, wir haben noch unsere Ersparnisse und zwei arbeiten."

Ede: „Wohin?"

„Südamerika."

„Geh hier aufs Land zu Bauern."

„Mich ausbeuten lassen. Die sind die Schlimmsten."

Der Vater versuchte, ihm auf den breiten Rücken zu klopfen. Aber der zuckte weg: „Wir werden weiter für die Kapitalisten schuften und nun noch für die Entente. Nein."

Die Mutter: „Fritz neigt zum Trübsinn, Ede."

Ede: „Wenn ich in deiner Haut steckte, Fritz, geh' ich mit Minna und schlag' drein. Was mich anlangt, so hole ich mir meinen Entlassungsanzug und die fünfzig Emmchen. Und dann sehe ich zu, was die andern machen. Mein Gewehr behalte ich jedenfalls zu Hause."

Raubmord in der Friedrich-Karl-Straße

Es fing wie nichts mit einer Verabredung an und endete schrecklich in der Friedrich-Karl-Straße.

„Und ich rechne darauf, daß du kommst. Mitbringst du nicht mehr, als was du in die Tasche stecken kannst. Zieh einen Mantel an. K."

Die Rohrpostkarte war unter Lutzens Kammertür geschoben worden, sie lag vielleicht schon ein paar Stunden da, er hatte den Nachmittag über geschlafen. Eine Uhr besaß er nicht, aber wenn er auf sein Bett trat und zur Bodenluke hinausblickte, konnte er mit einigem Kopfverrenken die beleuchtete Kirchenuhr erkennen.

Jedenfalls war es abends. Er ließ sich ins Bett zurückfallen; furchtbar kalt heute. Ob Olga noch da ist? Sie war Zeitungs-

verkäuferin — und sich verkaufte sie auch, aber sie trieb es nicht systematisch, infolgedessen kam sie auf keinen grünen Zweig. Sie sagte öfter zu ihm: wenn ich einen Richtigen hätte, für den ich auf die Straße gehen müßte, würde ich es tun, aber ich finde keinen. Und verkaufte weiter durcheinander Zeitungen und sich, war lieb und nett, aber nicht ganz nach seinem Geschmack.

Außerdem — hatten im Feld ein Offizier und andere an ihm Gefallen gefunden. Zuletzt im März 1918 hatte er für einen Offizier Lebensmittelpakete nach Hause bringen müssen und war dabei in Berlin geblieben, illegal wie Tausende andere, in Laubenkolonien, Vororten, ein paarmal mitgenommen von feinen Herren, glänzend eingepuppt, für ein paar Tage in ersten Hotels, dann wieder verlumpt. Seine Familie hatte er nicht aufgesucht, sie hauste in Friedrichsfelde, warum sollte er sie aufsuchen, Vater soff, Mutter soff, sie schlugen sich regelmäßig Sonnabend nacht.

Lutz horchte, ob sich Olga im Nebenzimmer regte. Er klopfte an die Holzwand, keine Antwort. Sie war schon unterwegs, natürlich. Ob sie ihm Geld für Essen dagelassen hatte. Er zog sich an. Aus seinem Bett, sauber in Papier gepackt, holte er das gestreifte Beinkleid unter dem Strohsack hervor, er hatte drauf gelegen, die Falten waren tadellos. Zerrissene Socken, Sommersocken; er knurrte von Wut, wie er sie anzog. Die unförmigen gelben, genagelten Soldatenschuhe. Das Wasser in der Emailschüssel war gefroren; er stieß die Schale durch, wusch sich mit grüner, flüssiger Seife, auch sie mit einer Eisschale überzogen. Er stöhnte, als er sich in dem kleinen Messingspiegel besah: „Geld zum Rasieren."

Als er fertig war, den Mantel über, den Hut auf hatte, ging er hinaus, öffnete die Tür zu Olgas Kammer und knipste Licht. Das Zimmer, eine Dachkammer, war nett eingerichtet, sauber, Bilder und Ansichtskarten an der Wand, das Bett mit einer sauberen roten Steppdecke und einer kleinen runden Häkelarbeit darauf.

„Geld", stöhnte er und zitterte vor Kälte. Er suchte auf dem Tischchen zwischen den Parfüms und Kremen. Unter dem Tisch, unter einem schwarzen Segeltuch, lag ein Haufen nicht verkauf-

ter Zeitungen. Er riß das Bett auf, wühlte zwischen Matratze und Kopfkissen. Da tastete er Papier und zwei Mark fünfzig. Er war zufrieden, ordnete das Bett, ging, schloß ab.

Gegen acht ging er durch die Bellevuestraße, über den Kemperplatz. Die Bellevuestraße war gestopft voll von Autos, ein paar Schutzleute waren beschäftigt, die Autos in die Viktoriastraße und nach dem Tiergarten zu dirigieren. Im „Rheingold" fand eine Ärzteversammlung statt, erzählte ein älterer Mann, der, ebenso wie Lutz, müßig, die Hände in den Manteltaschen, dastand und die Aussteigenden beobachtete. „Lauter Ärzte", sagte der Mann, „wenn heute abend in Berlin einer was hat, findet er keinen Doktor." „Weshalb gehn sie hierher?" fragte Lutz. Der ältere Mann: „Ist wegen der Syphilis. Die Soldaten bringen nichts als Syphilis nach Hause."

„Quatsch", mischte sich ein anderer ein, „deshalb kommen die feinen Herren noch lange nicht her. Was die wollen, ist was für ihren Geldbeutel. Da können Sie Gift darauf nehmen."

Zahlreiche Herren, auch in Militäruniformen, kamen vom Potsdamer Platz die Straße herauf, zu Fuß; viele trugen Pelze.

Der ältere Mann spuckte auf den Boden: „Schweine."

Der Kemperplatz mit dem Rolandbrunnen war menschenleer, schwach beleuchtet zog sich die Siegesallee hin, Lutz ging rechts herüber in eine Allee, die dicht an der Straße im Bogen zum Brandenburger Tor führte. Die Allee lag völlig im Dunkel. Die Augen von Lutz gewöhnten sich, der matte Schein einer Straßenlaterne ließ ihn da und dort einen Menschen erkennen. Aber wo war Konrad? Das war die „Allee der Freunde"; manche standen zu zweit am Gitter und flüsterten, einige streiften herum. Ein Arm legte sich auf Lutzens Schulter, es war ein Fremder, er schüttelte ihn ab, er fror schrecklich.

Am Denkmal stand Konrad und kam auf ihn zu; er war ganz jung, trug einen kleinen, dicken steifen Hut, einen engen, fesch sitzenden Mantel, hatte Lackschuhe an den schmalen Füßen. Seine Backen waren, wie Lutz sah, als sie auf die Straße heraustraten, geschminkt. Aus seiner oberen Manteltasche hing ein parfümiertes Schmucktuch. Konrad lispelte, seine schmalen Augen wanderten ruhelos hin und her: „Was hast du dir eingesteckt?"

Und als Lutz ihn verwundert ansah, ballte Konrad die linke Faust vor seiner Nase und schüttelte sie verzweifelt: „Darum warte ich auf dich. Hast du nicht wenigstens eine Schnur?" Lutz wunderte sich. Konrad sagte nicht, was er vorhatte.

Nun steuerten sie auf die Dorotheenstraße zu und kauften in einem Papierladen dicken Bindfaden. Sie traten nebenan in einen halbfinsteren Hausflur, und da mußte er Konrad helfen: den viel zu langen Bindfaden zusammenlegen und mehrere feste Stricke daraus knoten. Lutz gehorchte; es mußte doch etwas geschehen.

Darüber wurde es neun, sie wärmten sich in einer Stehbierhalle, aßen Würstchen und nahmen Bier und einen Kognak. Dann meinte Konrad, er sei so weit, und erzählte von einem alten ekelhaften Kerl, einem schäbigen Lotterieloshändler in der Friedrich-Karl-Straße, der ihn heute für zehn bestellt habe. Der Kerl wohne allein, er wisse schon, wo er sein Geld habe, und dem sollten sie einen ordentlichen Batzen abnehmen. „Das ist ein Wucherer, ein Halsabschneider. Wenn wir den schröpfen, zahlen wir's ihm heim für hundert, Lutz."

Lutz wollte wissen, was er dabei sollte. Konrad gab ihm Anweisung: „Umbringen werden wir ihn auf keinen Fall, aber gebunden muß er werden und ein Taschentuch in den Mund."

Konrad hatte den Hausschlüssel. Sie steckten Streichhölzer an und stiegen die breite Treppe hinauf, zwei Stock. Konrad klingelte, Lutz hielt sich im Hintergrund auf der Treppe. Jemand öffnete, Licht fiel auf den Treppenabsatz, Lutz wich zurück, Konrad trat ein, die Tür schloß sich. Es vergingen lange, lange Minuten, Lutz wurde unruhig auf der Treppe, es konnte jemand kommen. Da öffnete sich leise die Tür, sehr leise, er sah Konrad in der Öffnung, ohne Hut und Mantel, elegant, mit einer Blume im Knopfloch, eine Zigarette im Mund, und winken. Im Augenblick folgte Lutz, auf Zehenspitzen, zum Glück war die Treppe mit einem Läufer bedeckt, und im Korridor der Wohnung traten sie auf einen dicken blauen Teppich. Es roch nach Zigaretten, die Wohnungstür ließen sie offen.

Der Korridor war von der Decke her nur schwach beleuchtet, aber rechts am Ende des Korridors fiel ein breiter Lichtschein

aus einem Zimmer. Aus dem Zimmer kam eine heisere nörgelnde Stimme: „Was suchst du denn draußen?"

„Gleich!" antwortete Konrad und trat ein. Lutz dicht hinter ihm, im Schatten des Flurs, sah drin in einem unordentlichen, üppig eingerichteten Zimmer schöne Plüschsessel, eine Palme auf einer Holzsäule, ein braunes altes Klavier, und auf dem Diwan, der quer in den Raum hineinstand, lag halb aufgerichtet ein älterer, sehr bleicher Mann mit wirrem dunklem Haar. Er hatte eine Hand auf den kleinen runden Tisch neben sich gelegt und richtete sich jetzt noch höher auf. Konrad, der merkte, daß Lutz zu dicht hinter ihm war, puffte Lutz gegen den Leib, damit er zurückbliebe, und ging selber tänzelnd, an der Zigarette ziehend, unbefangen in das Zimmer auf den Mann zu.

Aber der hatte Verdacht geschöpft, Konrad bewegte sich zu auffällig, der Mann saß ganz auf, den gespannten Blick an seinem Freund vorbei auf die Tür gerichtet. Lutz draußen bemerkte es. Er sah, wie der schwerfällige bleiche Mann, ohne sich um ihn zu kümmern, aufstand und auf den Korridor wollte — und da legte er los. Er stürzte, wie im Sturmsprung aus dem Graben heraus, in die Stube hinein, fünf, sechs Laufschritte, kippte mit einer Handbewegung einen Fauteuil um, der ihm im Wege stand, und warf sich buchstäblich im Schwung auf den völlig erstarrten Mann.

Es mußte etwas geschehen. Konrad hatte erschreckt eine Bewegung zur Seite gemacht, als er die wilden Schritte hörte, der kleine Tisch mit der Stehlampe fiel gegen ihn, er fing ihn mit den Händen auf, dabei verlor er die Zigarette aus den Fingern. Und so kam es, daß, während Lutz wie ein Berserker mit dem Mann auf der Chaiselongue kämpfte — der hatte sich auf den Bauch gewälzt, um den Griffen nach seinem Halse zu entgehen —, daß Konrad inzwischen am Boden kniete und nach seiner Zigarette suchte, die den Teppich versengte. Erst wie sie auf dem Aschenbecher unter dem Spiegel in Sicherheit war, rannte er selbst auf den Korridor und holte aus seinem Mantel die Stricke, die sie hergestellt hatten.

Der fürchterliche Kampf drin, wobei weder Lutz noch der Mann ein Wort herausbrachte, dauerte an. Beide stöhnten. Ab und zu schien es, als ob der Mann doch einen Schrei heraus-

pressen konnte, aber schon hatte Lutz, der halb auf ihm lag, wieder seinen Kopf mit beiden Händen gedreht und das Gesicht in das Diwanpolster gepreßt. Als Konrad ankam, keuchte Lutz: „Taschentuch, Taschentuch." Konrad wieder in den Korridor, sein Schmucktuch aus dem Mantel gezogen, sein eigenes Taschentuch damit verknüllt. Lutz, der jetzt endlich die beste Haltung für sein Opfer gefunden hatte — er ritt auf ihm, umklammerte mit den Beinen von hinten die Beine des Mannes und stemmte seinen Kopf nieder — griff, sobald er Konrad neben sich fühlte, nach den Tüchern und gab dem Mann den Kopf frei, der sich sofort mit einem tönenden Luftziehen auf die Seite drehte. Da stopfte ihm Konrad rasch den Tuchballen zwischen die Zähne.

„Die Füße, die Beine binden!" fauchte Lutz. Konrad machte sich daran. Es geschah. Nun bog Lutz, der von dem Körper herunterrutschte, von hinten dem Opfer einen Arm, dann den andern auf den Rücken. Den Strick ließ er zweimal von Konrad fest um die Handgelenke des Mannes legen, und dann schnürte er — von Konrad unterstützt — die Arme von hinten an den Rumpf.

Sie ließen den Mann auf den Teppich gleiten. Er lag da, mit offenen Augen, den Kopf an einem Fuß des Diwans aufgerichtet, und verfolgte mit seinen Blicken die beiden, die sich nicht um ihn kümmerten.

Konrad wußte Bescheid in der Wohnung. Lutz aber war nicht imstande, sich noch dem Mann zu nähern und ihm die Schlüssel des Geldschranks aus der Tasche zu ziehen. Das mußte Konrad besorgen. Er tat es, ohne sich durch das Geifern und Stirnrunzeln des Opfers beirren zu lassen. Wie der Mann unter dem Knebel heftig mit der Nase schniefte, fiel Konrad ein: „Die Korridortür steht offen."

Darauf Lutz wieder hinaus und zog sie zu. Er traf den andern schon beim Ausprobieren der Schlüssel.

Konrad fragte einmal: „Was guckt der Kerl immer her? Deck ihm mal was übers Gesicht." Und da half es Lutz nichts, er mußte es tun, er ging in das Schlafzimmer nebenan, kam mit einem Bademantel und warf ihn von der Seite her über den Mann, ohne einen Blick auf ihn zu wagen und rieb sich nachher die Hände an den Hosen, als wenn er Feuer angefaßt hätte.

Als sie das Geld und Schmucksachen gefunden und auf dem Boden ausgebreitet hatten, stopften sie sich die Taschen damit voll. Sie zogen sich Jacke und Weste aus und beide legten sich Handtücher, gefüllt mit dem Raub, um den Leib, weil sie sich nicht mit einem Koffer auf die Straße wagten.

Sie mußten viele schöne Dinge liegen lassen. Konrad sagte zwar: „Wir kommen nachher nochmals", aber beide wußten, daß sie's nicht tun würden.

Denn grade, während sie sich ihre Jacken zuknöpften, hörten sie jemand langsam und schwer die Treppe heraufgehen, und, das Entsetzen beider, vor der Wohnung haltmachen und sich bewegen.

„Wer ist es?" flüsterte Konrad außer sich. Beide dachten, der Alte hat noch einen bestellt und der hat einen Schlüssel.

Lutz: „Sei still."

Es dauerte grausige Minuten, während deren sie lautlos dastanden und sich der Stubentür näherten — bis sich der Fremde von der Wohnungstür entfernte. Sie kamen beide auf den Gedanken, daß dieser Fremde das schnarchende Atmen und Blasen des Geknebelten hören mußte. Der Fremde sah auch den Lichtschein unten an der Leiste der Korridortür. Als weiter nichts erfolgte, verzog er sich.

Sie machten, daß sie davonkamen. Konrad horchte in das finstere stille Treppenhaus hinein, dann lief er in das Zimmer zurück, wo das Opfer unter dem Bademantel lag, und stieß, damit er das Tuch nicht zu früh mit der Zunge herausarbeitete, den Knebel tiefer in den Hals hinein.

„Schwein", flüsterte er, als er seine Finger besah, die naß und blutig geworden waren. Er wischte sich am Bademantel ab.

GEGEN ABEND NAHM DIE KÄLTE ZU

Der Titel verrät die Hauptsache. Die spanische Grippe ist und bleibt ein Malheur; ein Mann tut sich ihretwegen ein Leid an. — Wir machen bei einer reichen Dame am Hohen Steg in Straßburg einen Besuch und wohnen einem großen Empfang bei. Zwei Teilnehmer wissen nicht, ob sie sich noch lieben. Es ist der 24. November.

Gegen Abend nahm die Kälte in der Stadt Straßburg, durch deren Straßen die fröhlichen Menschen, Zivil und Militär, fluteten, zu. Das Wasser der Ill war von einer dicken Eisplatte bedeckt, Kinder rannten zum Schlittschuhlaufen, in den Brasserieen und Cafés saß man Schulter an Schulter, niemand mochte an diesem Freudentage zu Hause bleiben.

Auf ihrem düstern Besuchsgang ließ sich auch heute nicht die Seuche, die spanische Grippe, aufhalten. Es waren ihr schon Millionen in allen Ländern erlegen, sie schien eifersüchtig auf die Beute ihrer Wegbereiterin, des Kriegs, zu sein.

Da ging ein Mann betrübt zur Beerdigung seiner Mutter, die die Grippe getötet hatte. Und als er nach Hause kam, wo seine Frau und sein kleines Kind krank waren, lagen auch sie schon tot und ohne Bewegung. Er war nicht betrunken, der Mann. Er warf sich auf den nackten Boden der Wohnstube im schwarzen Rock, wie er von der Beerdigung der Mutter kam. Und als ihn die Nachbarn am nächsten Morgen suchten, lag er in der Küche mit durchschnittenem Hals.

Empfang bei Frau Scharrel

Speisesaal und Salon bei der reichen und schönen Frau Anni Scharrel am Hohen Steg waren strahlend erleuchtet. Schon war der höchste alliierte Feldherr, Marschall Foch, angemeldet, und wie bald, dann würden große Männer der Kriegsregierung kommen. In den Läden der Stadt hingen Bilderbogen, auf denen man die bewunderten Gesichter dieser Tage sah: Poincaré, den Präsidenten der siegreichen Republik, mit dem quadratischen Kopf, dem kräf-

tigen Spitz- und Schnurrbart, um ihn die andern Männer, die den Siegeswillen des Landes aufrechterhalten hatten, den alten Georges Clemenceau, von dem es hieß, er sei bissig wie ein Tiger, der Arzt aus der Vendee, er hatte einen Kahlkopf, der weiße struppige Schnurrbart hing melancholisch herunter, tief liegende Greisenaugen. Man sah den Außenminister Pichon, den Blockademinister Lebrun, die Präsidenten der beiden gesetzgebenden Körperschaften, Dubost und Paul Dechanel, den eleganten, der noch Präsident der Republik werden sollte, für sieben knappe Monate, dann stürzte er aus einem Zug, legte sein Amt nieder und starb. Man sah Maurice Barrès, den Akademiker, scharf, mit vollem, gescheiteltem Haar; vom Blut, von der Wollust und dem Tod hatte er geschrieben, er überlebte fünf Jahre den Sieg, der auch seiner war. Man sah zwei Baumeister dieses Frankreichs, dem man sich jetzt hingab — den greisen Victor Hugo, die Hülle seines noch immer leuchtenden und wärmenden Geistes ruhte schon lange im Pantheon, und Leon Gambetta, den Patrioten und Redner, der vor fünfzig Jahren dem von seinem Kaiser verlassenen, vom Krieg verwüsteten Land geholfen hatte, in die Republik hineinzuwachsen.

Nun bewegten sich in Madame Scharrels schöner, vornehmer Wohnung, in den beiden Zimmern so viele Menschen, Herren und Damen, und lachten und sprachen, daß man das Schmettern und Pauken des Westminstercafés im Nachbarhaus nur als Kulissenmusik empfand. Und wenn der Lärm der Unterhaltung, des Teller- und Gläserklapperns sank und die Musik stärker hervortrat, so fühlte man sich wie auf einem Ball in einer Tanzpause.

Es kamen und gingen Offiziere, Frau Scharrel hatte Einquartierung bekommen. Man sprach in Gruppen, wo man mit Teetassen in der Hand stand oder Kuchen löffelte. Einige erzählten von dem Déjeuner in der Mairie. Die Offiziere wurden in die Unterhaltung gezogen, besser und schlechter sprachen hier alle französisch. Der Herr Curé, Frau Scharrels Beichtvater, sammelte einige ernste Straßburger um seinen Fauteuil, man steckte die Köpfe zusammen und flüsterte von unangenehmen Zwischenfällen des Tages, das Fahnenabreißen an Geschäften sei ärgerlich, es wären schon gräßliche Irrtümer vorgekommen, wer denn eigentlich diese Aktion leite, man stände schließlich in keiner Revolution.

Zu den Leuten, die da ernst und gerecht diskutierten, gehörten natürlich welche, die aus irgendeinem Grund fürchteten, selber einem Irrtum zum Opfer zu fallen.

Frau Anni Scharrel, die schon lange Witwe war und in den ersten Kriegsjahren ihren ältesten Sohn im Feld verloren hatte, trug ein gemildertes Trauerkostüm, gewissermaßen Übergangstrauer. Der schöne, reiche Spitzenkragen, der ihre schmalen Schultern bedeckte, war das einzige, ganz Schwarze an ihr. Sie trug ihre eigenartige, exotisch anmutende Frisur, die kastanienbraunen Haare hochgekämmt, den Scheitel in der Mitte, schwere Haarwellen über den Ohren, die heute ein kleines Korallengehänge trugen (lockend trat aus dem verborgenen Dunkel ihr Rot hervor). Sie trug ein dunkelblaues schillerndes Atlaskleid mit einer kleinen Schleppe. Ihr weißer Hals war frei. Man sah an ihren Füßen, wenn sie ging — wofern man Zeit fand, den Blick von dem feinen dunkelgetönten Gesicht zu lösen und diesen erregenden Augen zu entgehen —, die Spitzen, die in Silberschuhen wippten.

Frau Scharrel stellte sofort den Kuchenteller hin, als Hilde in das Zimmer trat und sie anlächelte. Sie legten vorsichtig die Wangen aneinander; sie waren beide gepudert und hatten die Lippen gezogen.

Ja, dies war Hilde, die ehemalige Krankenschwester in dem kleinen elsässischen Kriegslazarett, um die sich unser Leutnant Maus so grämte, weil sie ihm keine Zeile gönnte und ihm offenbar jenen Überfall am Abschiedstage nicht verzieh. Sie war, die Tochter eines Straßburger Baumeisters, nach Straßburg zurückgekehrt. Was suchte sie bei Frau Scharrel? Sie suchte hier jemanden — ach, und wie die Liebe ist, nicht den Leutnant Maus.

Sie war in den Krieg gegangen, um sich aus einer unglücklichen Liebschaft zu retten, war einem Mann verfallen gewesen und ihm hörig geworden und hatte ein dunkles Empfinden, daß dies nicht mehr Liebe war. Draußen, im Feld, war alles wie mit einem Schlag vorbei. Sie schrieben sich nicht. Sie dachte nur manchmal, und mit Grauen, an ihn. Jetzt war der Krieg aus, sie kehrte zurück. Sie wollte ihn sehen. Wo war er? Sie wollte ihm nicht ausweichen. Sie wollte ein Ergebnis des Krieges feststellen bei

sich. Frau Scharrel war seine Verwandte, hier hatten sie sich getroffen.

Bevor Hilde ins Zimmer trat, sah sie Bernhards Stöckchen draußen im Schirmständer; er war also da. Nun stand sie bei Anni, die ihr einen Teller zurechtmachte und plauderte und lachte.

Hilde war eine große, schlanke Person. Der Busen, in den einmal der kranke Oberleutnant Becker sein Gesicht vergraben hatte, schwoll in einer weißen Seidenbluse. Sie trug den Kopf mit dem welligen hellblonden Haar, dem losen Haar, sehr hoch, ja übermütig nach rückwärts. Durch einen rätselhaften Umschwung war seit Anbruch dieses Tages, seitdem sie im Bett das Blasen einer Vereinskapelle von der Straße her vernommen hatte, der Übermut in sie geschossen. Sie hatte, seitdem sie aus dem Lazarett war, ihre zarte Farbe wieder gewonnen, ihre Wangen, als hätten sie auf die Rückkehr nach Straßburg gewartet, hatten sich wieder prächtig gerundet. So blickte sie neben der feinen Anni strahlend in den hellen, nach Zigaretten duftenden Raum, und Anni freute sich so sehr an ihr, die in dem langen Seidenkleid von Gesundheit und Freude quoll, daß sie, als Hilde grade einen kleinen Silberlöffel mit Kuchen in den Mund steckte, Hildes Hand faßte: „Schenk mir ein Stückchen", und sie aßen den Rest des Kuchens gemeinsam, umarmten sich und lachten.

Es kamen da gerade zwei Fräulein, Zwillinge, Annis Nichten, aus dem Salon in den Raum und stießen sofort auf Anni zu und zeigten sich entzückt, Hilde zu sehen. Sie wollten nach Paris, aber sie blieben noch eine Woche, denn hier in Straßburg sei solch Trubel und Jubel. Die beiden langsamen Geschöpfe, die nicht voneinander ließen, in langhängenden Gesellschaftskleidern, die keine Linie ihres Körpers preisgaben, unter schweren blauen Schals, blickten aufmerksam auf Hilde. Die Schwestern spazierten mit Hilde durch die beiden Räume. Es schien Hilde, als führten die Zwillinge sie irgendwohin, aber sie legte keinen Wert darauf, sie fühlte sich glücklich. Als sich im Salon die Zwillinge von ihr lösten, kam der kluge Curé auf sie zu, ein französischer Offizier begleitete ihn, der Offizier ließ sich vorstellen, man sprach durcheinander deutsch und französisch, der nicht junge Offizier wollte durchaus elsässisches Dütsch hören, er nannte sie den schönsten Repräsentanten des wiedergewonnenen Elsaß, dem

zu begegnen er bisher das Glück hatte —, ob sie nicht neulich abends, am Rabenplatz gestanden hätte, als der Fackelzug vorbeikam.

Da kam ihr mitten in der Unterhaltung — der Curé erzählte, welche aufopfernde Tätigkeit sie freiwillig während der ganzen vier Jahre geübt hätte, im Osten, in Rumänien, zuletzt hier — der Einfall: hier stehen so viele Leute und reden mit mir, und sehen mich an — wo ist aber Bernhard? Der Gedanke, daß Bernhard im Raum sei, machte sie zerstreut. Sie verabschiedete sich von den beiden Herren und ging mit aufmerksamen Blicken wieder zurück. Die Zwillinge hängten sich an sie und fragten: „Sie gehen doch nicht schon?" Sie ließ sich nicht aufhalten.

Im Speisesaal war ein Kommen und Gehen. Sie entdeckte ihn nicht. Aber — wenn er da ist, so ist's wohl am besten, ich halte mich in der Nähe von Anni auf, da wird er sich schon einmal zeigen. Anni saß in ihrem Fauteuil, den im Halbkreis unbekannte Herren umgaben. Von Anni eingeladen, nahm Hilde neben, eigentlich mehr hinter ihr Platz. Da war eine ernste Unterhaltung im Gange. Der eine Herr, noch jung, mit einem braunen Vollbart, eine goldene Uhrkette über der weißen Weste, wurde von Hilde gleich erkannt: es war Annis Hausarzt. Er gehörte zur medizinischen Fakultät der Universität.

Und wie sie dann zu dritt in der Fensternische vor dem schweren feierlichen Vorhang standen und der Arzt und Hilde Kriegserinnerungen austauschten (zwischen der Straßburger Klinik und dem kleinen Lazarett bestanden Verbindungen) — näherte sich ihnen ein eleganter, auffallender Herr, ein Künstler, Maler oder Musiker nach seinem vollen, in den Nacken zurückfallenden hellbraunen Haar. Das lockige Haar fiel ihm auch in die Stirn, und eine große Strähne lag über der Nasenwurzel. Sein blütenweißes Hemd, dessen lose Stulpen unter dem Ärmel des Samtjacketts hervorquollen, öffnete am Hals einen weichen Kragen, den eine kleine, lose gebundene Krawatte, eine marineblaue, festhielt. Er tänzelte in Lackschuhen, die breiten Bänder waren zierlich und sorgfältig placiert. Erhitzt näherte sich dieser geschmackvolle Herr der Gruppe am Fenster — alle waren in diesen Räumen von den Getränken und dem dichten Beisammenstehen erhitzt —, er strich sich damenhaft mit seinem kleinen zusammengeballten

Taschentuch den flockigen hellbraunen Bart, der seine beiden Wangen einrahmte und das weiche Kinn freiließ; ein dünner ausgezogener Haarstreifen bildete den Schnurrbart. Vor der plaudernden Gruppe machte er halt; er schien künstlerisch entzückt das Bild aufzunehmen, das die drei vor dem Teppich boten: Hilde, hellblond, walkürenhaft, strahlend, Anni zugewandt, die kleiner als sie war, aber in ihrer Fremdartigkeit die Blicke anzog, und der bürgerliche Arzt mit seinem bekümmerten Gesicht.

„Ja, ihr kennt euch nicht?" fragte Anni verwundert. „Das ist mein Neffe Bernhard, und das ist sie, Hilde."

Anni lachte Hilde an: „Er sucht dich seit einer Stunde in der ganzen Wohnung und erkennt dich nicht. Hast du dich so verändert in den vier Jahren, Hilde? Ich finde nicht."

Bernhard, der schöne Künstler, ließ ordnend seine rechte Hand über seinen Schlips gleiten und reichte Hilde unter kleinen Verbeugungen die Hand. Er nahm aufmerksam ihre, und während er Hilde begrüßte, gelang es ihr nicht, ihm ihre Hand zu entziehen: „Seit Tagen verfolgt mich das Gerücht von Ihnen, Fräulein Hilde", log er mit schwärmerischen und koketten Augen. „Tante Anni spricht von Ihnen, Ihr Vater, aber sogar jetzt, wo Sie hier sind, machen Sie sich unsichtbar."

„Welchen Grund sollte Hilde haben, sich vor dir zu verstecken, Bernhard? Du bist ihr vielleicht in der Stadt begegnet, oder in der Wohnung ihres Vaters — und hast sie nicht erkannt."

„Wahrhaftig, ich bekenne mich schuldig", beteuerte er, ohne seinen Blick von ihr zu lassen, endlich hatte sie ihre Hand frei, „Sie steigen aus dem Krieg hervor wie — ja, mir fehlt der Ausdruck."

„Nun wie, Bernhard?" Die Tante drängte, sie blickte mit scheinbarer Zärtlichkeit Hilde an, „wie sieht Hilde aus? Du siehst sie in einem Bilde?"

„Ein Bild? Du bist eine Muse, Tante Anni. Sie sehen aus, Fräulein Hilde" — und damit breitete er seine Arme aus und schob Anni und den Arzt eng zusammen neben Hilde gegen die Portiere und flüsterte: „Wie Germania."

Anni machte eine scharfe Schulterbewegung: „Bernhard."

Der Arzt verneigte sich entschuldigend vor Hilde: „Ein Künstlerkompliment."

Hilde ließ sich eine Zigarette anzünden und war fröhlich. Die Tante mußte einen Besuch verabschieden, kam aber sofort wieder. Und siehe da, sie schleppte hinter sich die beiden Unzertrennlichen, die schwarzhaarigen jungen Fräulein, die schon lange in der Nähe lauerten, und die beiden erweiterten die Gruppe, ihre Blicke flogen von Bernhard zu Hilde und von Bernhard zu Anni, sie blieben in ihrer statuenhaften Haltung Arm in Arm und gaben sich vergnügte Stöße mit dem Ellenbogen. Hilde lachte, die Unterhaltung war im muntersten Fluß, die Zwillinge wurden nach ihrer Pariser Reise gefragt, Anni erklärte plötzlich, sie habe selber eine Reise nach Paris vor, wegen juristischer Streitigkeiten.

„Aber Tante Anni", fragte Bernhard, „nach dem schönen Paris, und uns läßt du allein?"

Es war Hilde, die sich zuerst verabschiedete. Bernhard begleitete sie auf den Korridor. Wie ihr das Hausmädchen den Wintermantel umlegte und Bernhard half, studierte Hilde aufmerksam den Schirmständer und stieß ein fröhlich erstauntes „Ah!" aus, „da ist ja das Stöckchen. Das haben Sie noch."

Er fand keine Antwort.

Er brauchte geraume Zeit, bis er im Korridor am Spiegel seinen Schlips und die Haare in Ordnung gebracht hatte, er wagte sich nicht in den Saal zurück, aber er mußte. Die Gäste entfernten sich. Als die Tante ihn sah — sie begleitete zwei ältere Damen zur Tür —, nickte sie ihm flüchtig zu: „Ich dachte, du begleitest Hilde."

Er brachte nur ein „Oh!" und ein inhaltloses Lächeln zustande.

Hilde eilte zu Fuß nach Haus. Es war matschig nach dem Frost des Morgens und des Mittags geworden.

Sie trug noch mit sich die Wolke von Heiterkeit, Gesellschaftstreiben, Erregung des Tees, Likörs, der Zigaretten. Aber im Zentrum, in ihrer Brust, bis an den Hals fühlte sie einen Stein.

Die Begegnung nach dem Krieg, vor der sie sich gefürchtet hatte: das war sie, mit einem parfümierten Kerl.

Sie bog in eine Seitengasse ein, kam auf den stillen Sankt-Peters-Platz und wanderte die Häuser entlang. Zwei einsame Laternen brannten trübe. Sie trat in ein offenes Haus und stellte sich an die Wand. Sie war so bestürzt, daß sie stehen mußte.

Sie sah und roch diesen fremden Menschen, einen Künstler, einen geleckten schönen Mann, er hätte sie beinah nach Hause begleitet. Er stellte sich als Bernhard vor. Unter dessen Knute sie gestanden hatte: Vor dem sie geflohen war.

Als sie im Flur fror, raffte sie ihren Mantel und machte sich davon. Noch als sie nach dem Essen mit dem Vater aufstand und auf ihr Zimmer ging, hatte sich ihre Betroffenheit nicht verloren.

Anni Scharrel war zerstreut, und Bernhard, der nach dem Empfang bei ihr zum Essen blieb, auch. Mehrmals sah Bernhard bittend zu ihr herüber, sie reagierte nicht. Beim Kaffee küßte er ihre Hand.

Er bettelte: „Hab' ich dich gekränkt?"

„Nicht doch, ich habe Geschäftliches im Kopf."

Er blieb, an dem kleinen Kaffeetisch, mit ihrer schlaffen Hand beschäftigt. Sie, immer in Gedanken, fuhr über die dichten Haare seines Hinterkopfes. Er ließ sich krauen und kniete schließlich vor ihr, um ihr die Arbeit zu erleichtern und um seinen Kopf an ihr Knie zu legen. Er empfand das wohlbekannte, friedliche und angenehme Gefühl, nahe bei Anni zu sein. Während seine Haut den starren Atlasstoff streifte, drängte sich wieder das Bild der blonden Germania vor, das erstaunliche Bild von Hilde. Der Krieg war wirklich aus, die Schwalben zogen wieder heim. Es war schön, an den Knien Annis zu liegen und zu wissen: Hilde, eine junge quellende Schönheit war wieder da.

Als ob sie etwas von seinen Träumen berührte, erhob sich Anni. Während sie ihm ihren Mund reichte, den sie aber nicht öffnete, sah sie in seine Augen, aber entdeckte nichts. An der Tür zu ihrem Zimmer wollte er ihr folgen, es war ihm nicht Ernst. Sie waren beide zufrieden, als sie sich nach einer fragenschweren Umarmung an der Tür trennten.

Er saß nach zehn Minuten in der lärmerfüllten Aubette, in einem freien Winkel, und schrieb auf seinen Knien — denn er mußte mit mehreren an einem Tischchen sitzen — auf einem Blatt, das er aus seinem Notitzbuch riß:

„Liebe, verehrte Hilde (der Herr wünscht? Eine Schokolade bitte!) — der Krieg hat Güter zerstört und Menschen vernichtet,

aber lassen Sie mich das blasphemische Wort aussprechen: daß Sie in ihm gewachsen sind zu der Hilde, der ich diesen Nachmittag begegnete, nach vier Jahren (Ein Kellner: Der Herr hat schon bestellt? — Aber ich bitte. Ich warte zehn Minuten. — Was hat der Herr bestellt? — Eine Schokolade. — Entschuldigung, der Betrieb), macht einiges von ihm wett. Zwei Rätsel: diese Wandlung — und Ihr langes Schweigen. Halten Sie es für richtig, daß dies Schweigen andauert, auch jetzt, wo die Sachen sich so eng im Raume stoßen?" (Für wen ist der Cassis? Ein Cassis, ein Tee.)

Als er seinen Umschlag und die Marke am Büfett bekommen hatte, wurde die Tür aufgerissen, und mit einer Kältewelle flutete ein Haufen junger Männer herein, stürmte wie ein Schwarm von Vögeln herein, warf Tische um, die Kellner retteten das herumstehende Getränk, die Leute lachten und johlten, einige Jungen trugen Masken, Wilhelm mit dem Schnurrbart: „Es ist erreicht", einen bärenbeißigen Ludendorff, ein preußischer Feldgendarm auf einem Steckenpferdchen.

ZWEITES BUCH

VOM 24. ZUM 27. NOVEMBER

Soldaten marschieren, die Akademie tagt, Diebe stehlen, Reisebrotkarten erleben ein merkwürdiges Schicksal, und so tut jeder, was er kann, um über die trübe Zeit hinwegzukommen. Hinter dem Rücken, weiß man, wird man verkauft. Es ist der 23. und 24. November 1918.

Der Rückzug des geschlagenen Heeres

Die Zeit würgte aus sich heraus, was sie in sich hatte. Blieb abzuwarten, ob sie davon gesund wurde.

Alliierte Truppen drängten hinter den Deutschen. Die Engländer schickten ihre Kavallerie auf Jagd. Sie überschritten das Feld ihres alten Triumphes, Waterloo, und ritten gegen die deutsche Grenze. In der alten Linie trafen sie deutsche Offiziere, ausgesuchte Leute, die Englisch sprachen, sie übergaben den Briten eine mächtige Zahl deutscher Kanonen.

Hinter der französischen Kavallerie marschierten Amerikaner. Sie nahmen die Stadt Luxemburg ein.

Das Heer erreichte am 22. die Linie Essen—Düsseldorf—Köln—Mayen—Simmern, westlich Ludwigstadt—Offenburg—Neustadt—Schorfheim.

Während der Berliner Bürgermeister Wermuth die Stadt zum festlichen Truppenempfang einlud — „über allen Schatten des deutschen Landes ihr ewiger Ruhm, die Herzen empor, um Deutschlands Söhne zu grüßen, windet ihnen Ehrenkränze für Bahnhof, Haus und Straße, stellt Bürgerquartiere" —, marschierte die britische Kavallerie gegen Namur, Lüttich.

Belgische Truppen bewegten sich auf Köln zu, französische Divisionen gegen Mainz. Die Vorhut der englischen Truppen führte der General Harbringer. Als er in Charleroi eintraf, deutsche Regimenter vor sich treibend, hatten sie grade die Stadt verlassen und vor ihrem Abzug fünfzig Munitionswagen gesprengt, dabei kamen Zivilisten um. Die abmarschierenden Deutschen wurden von feindlichen Bürgern angegriffen. Belgische Polizei mußte eingreifen.

Am 22. erschienen unerwartet die Augustaner in Berlin. Nicht einmal das Berliner Regiment wußte von ihrer Ankunft. Die Truppen bezogen still ihre Kaserne in der Friesenstraße.

Auf der Straße, an den Häusern zeigten sich schon die ersten Fahnen schwarzweißrot, des alten Reichs, unter denen die Heere ausgezogen waren, besonders im Westen, in Wilmersdorf, Steglitz, Charlottenburg. Die Elektrischen nahmen an der beginnenden Festesfreude teil. Wo sie fuhren, hingen an ihnen und standen auf den Trittbrettern die Scharen der Menschen, die Wagen klingelten und sausten; voran aber wehte die Fahne Altdeutschlands und Preußens. In dem Arbeiterviertel von Neukölln wußte man, was das bedeutete, hielt die Elektrischen an und riß die Fahnen herunter.

Der Schlesische Bahnhof in Berlin, Friedrichsbahnhof, Anhalter aber verwandelten sich in Feldlager. Gepäck lagerte in riesigen Bergen. Und wenn jedes Gepäckstück ein Kind wäre, das seine Mutter suchte, so hätte man auf den Bahnhöfen in diesen Tagen ein schreckliches Geschrei zu hören bekommen von verzweifelten Kindern nach verzweifelten Müttern.

Preußische Akademie der Wissenschaften

Dagegen traten still und gehalten Unter den Linden, in der Preußischen Akademie der Wissenschaften, Gelehrte zusammen, um zu berichten, was sie gearbeitet und wie sie die Grenzen des Erkennbaren hinausgeschoben hätten. Denn, ob Krieg oder Frieden, Sieg oder Niederlage, der menschliche Geist ruht nicht. In Finsternis sind wir eingestellt, aber wie ein Glühwürmchen in der Nacht erhebt sich unser Geist und blickt um sich.

Die Gelehrten der Berliner Akademie der Wissenschaften immerhin waren tief betroffen. Was um sie vorging, erschütterte sie. Ihr Schriftführer war der Professor Max Planck, ein Mann, in die feinen Theorien der Physik versponnen. Bekümmert stellte er, bevor man daranging, Gedanken auszutauschen, die Frage: ob man denn das überhaupt tun wolle, ob man nicht die Arbeiten

unterbrechen solle. Er habe darüber mit den andern Herren des Sekretariats gesprochen. Sie seien gemeinsam der Ansicht: man dürfe nicht pausieren.

Er sagte nicht: in die Finsternis sind wir eingestellt, der menschliche Geist ruht nicht, kann nicht ruhen. Er sagte: „Der Feind hat uns Wehr und Macht genommen, er ist im Begriff, uns zu erniedrigen. Im Innern des Reiches ist eine schwere Krise ausgebrochen (der Professor schluckte und blickte blaß vor sich). Aber eins hat uns der Feind nicht genommen: die deutsche Wissenschaft und die Stellung der deutschen Wissenschaft. Wir sind keine Soldaten des Feldheeres. Was wir können, ist das eine: die deutsche Wissenschaft und ihre Stellung in der Welt, ihren Glanz und Ruhm verteidigen, mit allen Mitteln, über die wir verfügen." Er endete: „Dazu ist diese Akademie in erster Reihe berufen."

Man war, während er sprach, aufgestanden, zwei Dutzend älterer Männer und Greise. Der Gelehrte sprach nicht weiter. Man setzte sich stumm.

Es kam der wissenschaftliche Teil. Ein Philosoph sprach über die Lehre Spinozas von den Attributen. Lange war dieser Denker tot, über die Zeiten weg zogen sich seine Gedanken, es war etwas an ihnen, was Folgen hatte.

Nach dem Philosophen stand ein anderer auf, im einfachen Straßenanzug wie alle. Er trug einen schmalen schwarzen Schlips und redete leise. Wieder senkten sich die Köpfe. Er las die Arbeit eines gefallenen jungen Historikers, eine Untersuchung, über die Finanzverwaltung Ägyptens in hellenistisch-römischer Zeit".

Der patriotische Uhrmacher

Man „expropriierte" in Berlin. Das war jenes Faktum, welches die Bibel naiv „Diebstahl" nennt und feierlich verbietet. Jetzt hatte sich das Faktum in ein modernes Gewand geworfen, und Philosophen und Polizisten rangen Arm in Arm um die Erkenntnis des plötzlich akut gewordenen Phänomens.

In Berlin nahm eine Gruppe neuer Bibelgegner einen Uhr-

macher im Osten aufs Korn, der ein großes Geschäft mit Verkauf im Parterre und im ersten Stock betrieb. In einem der Schaufenster dieses Geschäfts hatte man in der Kriegszeit ein großes Photo gesehen, ein Familienbild. Es zeigte den Inhaber des Geschäfts mit seiner ebenso kräftigen Frau, darunter rechts und links symmetrisch gruppiert vier Söhne und zwei Töchter, alle erwachsen, von den Damen eine mit einem Kneifer, von den Söhnen zwei mit Brillen, die Damen sämtlich in Werktracht wie der Vater und die Mutter, die Söhne feldgrau mit Helm. Man sah dieselben Söhne auch daneben in Einzelphotos, als Uhrmacher und Goldschmiede. Dieses dynastische Gebaren im Zusammenhang mit den vielen schwarzweißroten Fahnen, Siegesdepeschen, Bildern von Generalen hatte schon früher die Aufmerksamkeit der Nachbarschaft auf sich gezogen. Jetzt beschäftigten sich revolutionäre Sondergruppen mit den kaiserlichen Uhrmachern. Obwohl ein Polizeibüro in der Nähe war, wurde das Parterreschaufenster eines Abends in voller Öffentlichkeit ausgeplündert. Die Scheiben wurden eingeschlagen, das Publikum draußen gebeten, nicht stehenzubleiben, die Familienmitglieder im Oberstock festgehalten. Der Inhaber stellte, nachdem er heruntergekommen war, seinen Schaden fest, verzagte aber nicht. Das erste, was er veranlaßte, war, die Scheiben reparieren zu lassen. Schon am nächsten Nachmittag war das geschehen, und auf den nackten Etagen standen trauernd eine Anzahl leerer Etuits. Zu dem, was die Räuber nicht mitgenommen hatten, gehörten aber auch die Familienbilder. Sie verstaute der Besitzer jetzt in einem langen seitlichen Kasten, den er vergitterte. An die Glasscheibe innen klebte er einen Streifen mit der Inschrift: „Und dennoch deutscher Aufbau." Man sah förmlich die sechsköpfige wohlgenährte Goldschmiedefamilie hinter dem Gitter trotzig deutschen Aufbau wirken. An der Haustür hing ein Schild: „Warnung für Diebe. Erstens ist alles versichert. Zweitens Selbstschüsse." Das alles stammte von dem Besitzer, der empörten Frau und den beiden Töchtern, denn die Söhne waren noch im Anmarsch, aus dem Westen und in der Ukraine.

Das hinderte nicht, daß nach zwei Tagen eine starke Bande vor dem Haus erschien, wieder die Scheibe einschlug, diesmal in den

Laden selbst drang und allerhand mitnahm. Auch dem seitlichen Kasten ging es nicht gut, den riß man ab, und da man nicht das Gitter aufbrechen konnte, zertrat und zerbrach man das Ganze, und durch die Splitter, dazu durch Messerstiche wurden die Bilder schwer verletzt.

Das war ein Auflauf am Morgen und den ganzen Tag vor dem Haus des Uhrmachers! Die diskutierenden Gruppen vergrößerten sich, über die Straße weg auf die andere Seite. „Warum setzt sich die Polizei nicht ein?" fragten die einen. Mehr zurückhaltend benahmen sich andere, die nur zusahen und an dem Malheur des Uhrmachers offenbar keinen Anstoß nahmen. Wie die Bibel sagt: des Menschen Herz ist unergründlich. Wer aber hätte geglaubt und es für möglich gehalten, daß Uhrmacher, Frau und Töchter auch jetzt noch nicht wichen? Auf wen der Hauptteil der Widerstandskraft fiel, ist schwer zu sagen. Der Mann hätte aus allen möglichen Erwägungen schon nachgegeben und sich friedlich gehalten und auf besseres Wetter wie das Gros des Volkes gewartet. Die Frauen aber waren hart. Sie ließen in Eile neue Abzüge der zerrissenen Photos herstellen. Mit Brettern verdeckten sie die großen Schaufenster, dahinter mußten Schlosser an einem ganz gewaltigen Gitter arbeiten, und auf das Holz außen malten sie herausfordernd:

„Und dennoch deutscher Aufbau."

Reisebrotmarken

Wer damals in Berlin essen und trinken wollte, mußte viel Geld, am besten ausländisches, haben. Aber auch Reisebrotmarken waren beliebt. Davon wußte ein süßes und kurzes Lied zu singen ein Mann, der eigentlich wenig reiste und dessen Geld grade dazu ausreichte, um seine Brotkarte einzulösen.

Er war ein junger Berliner Arbeiter namens Hock oder Heck, ein ungelernter Mann. Aber um zu wissen, daß es in Berlin schöne kaufbare Dinge gab und daß einem nur das Geld dazu fehlte, brauchte man ja nichts gelernt zu haben. Er arbeitete in der Beuthstraße, erst seit der Revolution; vorher war er Rekrut gewesen und dankte Gott, daß er direkt aus der Kaserne in

Magdeburg wieder nach Hause radeln, ja radeln konnte, auf dem Motorrad, das ihm seine Eltern vor einem halben Jahr geschenkt hatten, damit er an Urlaubstagen herüberkommen konnte. Er saß wieder bei seinen Eltern, die beide während des Krieges gut daran waren, als Munitionsarbeiter in Spandau. Aber auch mit der Munitionsarbeit hatte der Krieg ein Ende gemacht, und da saßen sie nun in Charlottenburg und verfluchten den Frieden, weil er dem Krieg ein Ende gemacht hatte, und segneten den Frieden, weil er ihnen ihren Sohn aus Jüterbog heimgeschickt hatte. Zu neuen Einnahmen kamen sie durch beide Prozeduren nicht.

Da brachte es nun der Zufall, der so viel Glückliches und Unglückliches schafft, mit sich, daß ihr Sohn, Max, in einer Druckerei ankam, wo er mit schwerer, wenn auch ungelernter Arbeit beschäftigt wurde. Er mußte Papierballen schleppen und heizen. Auch das Reinigen der Räume gehörte zu seinen Funktionen. Über das letzte schimpfte er mächtig, denn er meinte, man sollte dafür eine Frau anstellen. Da machten ihn aber seine Eltern darauf aufmerksam, daß es immer nützlich sei aufzuräumen, wenn edle Herrschaften speisen und sich in Unordnung zurückziehen. Man druckte nämlich damals in der Beuthstraße Reisebrotkarten. Sie waren ursprünglich für Reisende bestimmt. Im weiteren Verlauf der Entwicklung wurden sie auch für Nichtreisende von Nutzen, vorausgesetzt, daß sie zu diesen Karten gelangten. Besonders der schlechte Verlauf des U-Boot-Krieges brachte es mit sich, daß auch die nichtreisende Bevölkerung ihr Interesse der Reisebrotkarte zuwandte, denn wer sie besaß und auch Geld hatte, konnte sich Zusatzbrot kaufen und den Wirkungen der Hungerblockade entgehen. Als die Eltern des Max davon erfuhren, daß er in der Druckerei aufzuräumen hatte, wußten sie: das ist das große Los. Sie waren beide, wie es sich für entlassene Munitionsarbeiter gehörte, revolutionär, und nichts war ihnen lieber, als dem Kapitalismus am Zeug zu flicken. Stand nicht vor aller Augen, wie sich die Kriegsgewinnler fett machten, wie sie sich Riemen aus der Haut des Volkes schnitten? War es nicht notorisch, daß sie praßten, und zwar unter Benutzung eines glänzend organisierten Schleichhandels, unter offener Mitwirkung der Bauernschaft? Da sollte man sich zurückhalten? Nein, keinen Augenblick. Und das kriegerische

Paar riet dem Sohn, das seine zu tun, um dem totfaulen erschütterten Kapitalismus zum völligen Zusammenbruch zu verhelfen. Er solle sehen, wie er zu Reisebrotkarten käme; das Weitere würden sie übernehmen. „Wie?" fragte Max. „Indem wir sie verkaufen." Sie wollten Lieferanten für Schleichhändler werden; die Karten Schleichhändlern oder direkt Wohlhabenden anbieten. Der Widerspruch in ihrem Verhalten genierte sie nicht. Es kann nicht schaden, sagten sie heimtückisch, wenn die Parasiten mächtig anschwellen, da bringt man sie schließlich zum Platzen. So daß ihre Gemeinheit zum Himmel stinkt. Das sollte ihr Beitrag zur Revolution sein. Gesagt, getan.

Anfang November wurde nun in Berlin ein Nummernwechsel der Reisebrotmarken vorgenommen. Eine Anzahl schon gedruckter Bogen wurde zur Vernichtung bestimmt. Diejenige Person in der Druckerei, die man mit der Vernichtung betraute, war der ungelernte Arbeiter Max. Max hatte sich bisher im Betrieb nur kümmerlich vorwärts bewegt vermittels seines Lohnes und gelegentlicher Diebstähle. Jedoch waren diese kleinen Diebstähle für ihn keine richtigen Diebstähle, da ja um diese Zeit, praktisch wie theoretisch, der Eigentumsbegriff schwankte. Da stand er nun mit einem Riesenpack abends in der Druckerei und schleppte das Papier, in einen Sack gestopft, gehorsam die Treppe in den Keller hinunter. Unten stand der Ofen, er brannte für die Zentralheizung.

Schwere Gedanken liefen bei seinem Anblick durch Max. Sorgfältig schloß er zunächst den Ofen, um nicht in Versuchung zu geraten. Wenn das Papier verbrannt war, war es aus. Daher nahm er eine Schippe, grub ein Loch in den Kohlenberg und versenkte den Papiersack hinein. Er wollte seine Eltern um Rat fragen. Je mehr er sich nun auf seinem ratternden Motorrad durch die Charlottenburger Chaussee der Schillerstraße näherte, wo er wohnte und wo vermutlich seine Eltern grade um einen armseligen Heringsschwanz versammelt waren, um so klarer wurde es ihm. Und als er zu Hause erschien und alles antraf, wie er erwartet hatte, die Eltern, den Heringsschwanz, und als er berichtete, was geschehen war bzw. noch nicht geschehen war, da fuhr ein Donnerwetter auf ihn. Daß er es nötig hätte, erst eine solche Strecke von Berlin, Beuthstraße, bis Charlottenburg,

Schillerstraße, zu fahren, um zu wissen, daß er den Sack schleunigst nach Hause transportieren müßte! Aber dafür war es heute zu spät. Es ließ sich erst am nächsten Mittag und auch da nicht leicht bewerkstelligen. Denn am Tor der Druckerei stand der Portier, und ein Sack war ein sichtbares Objekt. Aber das Haus hatte eine Treppe, und die Treppe führte auf das Dach, und diesen alten Diebsweg nahm mit Max der Sack.

Sie haben, die Eltern von Max, ohne sonstige Beschäftigung, die ersten Wochen der jungen deutschen Revolution dazu benutzt, um ihre ungültigen Reisebrotkarten zu Geld zu machen. Es war ein großer Erfolg. Mit den feinsten Leuten kamen sie dabei in Berührung, die Liebenswürdigkeit der Herren und Damen, die ihnen begegneten, faszinierte sie und brachte ihren revolutionären Abscheu vor der Bourgeoisie zum Schmelzen. Sie haben Bildung, sagten sich die Eheleute, da muß man sich ja ordentlich schämen. Sie besuchten Theater, kauften sich neue Mäntel. Geld muß man haben, jauchzten sie zu Hause und umarmten ihren Rekruten Max, der sich so gut bewährt hatte. Sie wollten ihn herrlichen Zeiten entgegenführen.

Es wurden aber damals, in der Zeit zwischen dem 10. und 22. November, so viele Reisebrotmarken in Berlin eingelöst, daß es Verdacht erweckte. Man schob es zuerst auf den Zustrom der Soldaten. Die Getreidevorräte wurden enorm beansprucht, man erregte sich auf dem Ernährungsamt. Sie schrien, die Soldaten müssen 'raus aus Berlin, wir können uns das nicht leisten. Es wurden in Eile entsprechende Plakate gedruckt, mit Druckfehlern, aber verständlich. Es dauerte dann, als der beängstigende Zustrom nicht nachließ, noch eine Weile, ehe sich ein Beamter daran machte festzustellen, aus welcher Provinz eigentlich diese verdammten vielen Durchreisenden kämen, die sich in Berlin herumtrieben und den Berlinern das Brot wegfräßen. Nicht einmal die frisch gedruckten Plakate lasen sie. Man wollte Pech und Schwefel regnen lassen und an den Bahnhöfen Bewaffnete aufstellen, die keinen aus dem Zug ließen, der in Berlin nichts zu suchen hätte.

Dieser eine Beamte, gereizt wie er war, ließ sich, um die Herkunft der brotfressenden Großmäuler zu ermitteln, auf dem Grundstück des Ernährungsamtes in den Raum führen, in den

man den Berg der eingelaufenen Reisebrotmarken transportiert hatte. Es war ein extra dazu freigemachter Schuppen auf dem Hof. Dieser Schuppen hatte früher einer Molkerei als Kuhstall gedient. Danach roch er noch, und gräßlich finster war er dazu.

„Gibt's denn hier kein Licht?" schrie der Beamte seinen Begleiter an.

„Wozu brauchen Kühe Licht?" gab dieser zurück. In den Revolutionstagen hatte sich ein freier Ton zwischen Vorgesetzten und Untergebenen herausgebildet. „Aber ich brauche Licht!" schrie der Beamte, „ich bin keine Kuh."

„Das kann jeder sagen", antwortete man verächtlich und suchte eine Laterne, was aber in einem Ernährungsamt keine leichte Sache war. So mußte sich der Beamte aufs Gratewohl, wie ein Vieh das Gras, ein paar Hände von den verfluchten, schon verfressenen Brotmarken aus dem Berg raufen; stopfte sich die Taschen damit voll, stopfte sie den Begleitern in die Taschen, und so ausgestopft marschierten sie wieder über den Hof, nachdem sie den finsteren und elend verstunkenen Kuhstall, der das Unglück der Stadt Berlin beherbergte, wieder fest verschlossen hatten.

Natürlich hatten sie bei der Rückkehr in das Gebäude erst den furchtbaren Widerstand des Pförtners zu brechen, der sie absolut nicht einlassen wollte, erstens wegen ihres verdächtigen Umfangs und zweitens wegen des pestilenzialischen Gestanks, den sie ausströmten. Es schien, als ob diese Brotmarken ihre Verruchtheit mit der Verwesung des verlassenen Stalls verbanden, um ein ungewöhnliches Aroma zu entwickeln. Im Eiltempo in ein isoliertes Zimmer eindringend, machte sich dann der Beamte — er stöhnte in einer Gasmaske — an die Durchforschung des Materials.

Nach zehn Minuten hatte er alles 'raus. Er brüllte vor Wut. Er schleuderte die Gasmaske von sich. Es waren keine Soldaten, keine Ausländer, es waren einfach abgelaufene Brotmarken, Marken von einer Serie, die zur Vernichtung bestimmt war, die hätten zerstört werden sollen, aber nicht zerstört worden waren, vielmehr in dieser schon so ausgefressenen Weltstadt Berlin ihr Unwesen trieben wie Gespenster, wie lebende Leichen, und dem entsprechend durch die Rippen rochen.

Nunmehr wurde die Kriminalpolizei gerufen. Wie der Soldat im Krieg das gefährdetste Wesen ist, so in der Revolution die Polizei. Sie weiß nie, mit wem sie es halten soll. Ihr ist die Funktion übergeben, zu verhaften. Aber wenn sie nach der falschen Seite hin verhaftet, riskiert sie selber Hals und Kragen. Daher gehört in Revolutionszeiten Zeitungslektüre und Benutzung des Telephons zu den wichtigsten Tätigkeiten der Polizei, um nämlich von Tag zu Tag, eventuell von Stunde zu Stunde zu ermitteln, wie weit man im Staate ist. Wenn schon in normalen Zeiten Mißtrauen zum Charakter eines Polizisten gehört, so steigert sich in der Revolution dieses Mißtrauen bis zum Zweifel an allem, woraus dann eine sture Unbeweglichkeit des Polizisten resultiert, der sich an seinen Bürosessel klammert, als dem einzigen Ding in der Welt, das ihm Sicherheit verspricht. Als mehrfaches Anrufen aus dem zuständigen Polizeibüro keinen Erfolg hatte, machte sich Herr Lustig, unser Beamter, selbst auf den Weg, um den Polizisten von seinem Sessel zu locken. Der Fall war ihm nichts Neues. Aber Polizisten von ihrem Sessel zu trennen, war so schwierig, wie die Operation eines zahnkranken Nilpferdes: Lustig bewaffnete sich mit einer Liste und einer kleinen abgedunsteten Masse der Brotkarten, verstaute sie in seiner Aktenmappe. Heraus aber ließ er hängen als Köder gelbe Bänder, Bauchbinden von Zigarren.

Auf dem Polizeibüro der Kriminalkommissar ließ sich natürlich nicht sprechen. Der Mann hatte sich mit einer Anzahl älterer Personen umgeben, die er aus der Auflösung einer Blödsinnigenanstalt billig erworben hatte. Diese Personen wären da wie mehrere ihrer Kollegen unbeachtet verhungert, wenn nicht der Kriminalkommissar erkannt hätte, daß sie während der Revolution noch von Nutzen sein könnten. Er setzte sie in Beamtenuniform in sein Vorzimmer, sie hörten nicht, sie sprachen nicht, sie schrieben nur sanft lächelnd und sabbernd auf, was sie nicht gehört hatten, und vor ihrem grauenhaft unverständlichen Unwesen flohen hundert Prozent aller Besucher, um sich zu beschweren, bei anderen Stellen, die von dem Trick nichts wußten und infolgedessen Revolutionsopfer wurden. Als Lustig, der diese Personen kannte, mit seiner Aktenmappe erschien, aus

der die gelben Zigarrenbänder nur so herausquollen, liefen sie in die Stube zum Kommissar, der grade mit der Herstellung seiner täglichen Sicherheitskurve beschäftigt war. Die blöden Personen machten merkwürdige Zeichen nach Mund und Nase. Er verstand nicht. Handelte es sich um ihren oder einen fremden Schnupfen, handelte es sich um Freßsachen, hatten sie vielleicht beschlagnahmte Lebensmittel im Vorraum? Bei diesem Gedanken fuhr Herr Kommissar Sorge auf.

Vorsichtig folgte er ihnen. Im Raum sah er voll Abscheu den ihm nur zu wohl bekannten, übel beleumundeten Herrn Lustig von der Lebensmittelstelle, der ihm mit der Nachforschung von Schleichhandelaffären zusetzte. Aber was hing da festlich fröhlich aus seiner Mappe heraus? Zigarrenbauchbinden. Zugleich stank es freilich nach Kuh im Raum. Es konnte sich, schloß der Kriminalist, um die Beschlagnahme von Zigarren und Butter oder von Zigarren im Kuhstall handeln. Lustig sah, wie die Augen von Herrn Sorge glänzten. Die List war gelungen. Man schloß sich vor den Idioten in Sorges Zimmer ein.

Herr Lustig hatte keine Zigarren. Die Wut des Herrn Kriminalkommisars war grenzenlos. Aber Herr Lustig machte ihm Angst mit der Mitteilung von dem, was hier vorging. Eine große Bande war offenbar dabei, die Stadt Berlin auszuhungern. Man ließ es sich nicht genügen, mit Gas, Elektrizität und Wasser zu streiken, es hatten sich auch welche der amtlichen Reisebrotmarken bemächtigt, um damit der Regierung und der Revolution einen tödlichen Streich zu versetzen.

Herr Sorge horchte auf. „Wem? Der Regierung und der Revolution?" Es war ein glücklicher Fall: Es war sowohl die Regierung wie die Revolution. Weder die eine noch die andere konnten ihren Fortgang nehmen, wenn es nichts zu essen gab. Man konnte also verhaften.

Darauf machte sich Herr Sorge mit Herrn Lustig auf, streichelte im Vorraum seine Blödiane, die Protokolle aufnahmen und von verzweifelten Männern und Frauen umgeben waren „Ruhe!" schrie der Kommissar, „alles der Reihe nach."

Sie nahmen ein Auto und hin zur Beuthstraße in die Druckerei. Der Besitzer, ein redlicher Mann, stand im Hauptsaal. Er fiel,

als Sorge ihm den Vorfall meldete, wodurch sein Name geschändet war, in Ohnmacht und wäre ohne Zuspringen eines Arbeiters in eine Rotationsmaschine geraten, in der schon mehrere gelegentliche Besucher verschwunden waren. Diese Maschine, für Brotmarken bestimmt, war dadurch unbrauchbar geworden; sie stellte nur noch Fleisch- und Fettmarken her. Der Besitzer, gerettet und dankend, nannte den Namen des ungelernten Arbeiters Max, dem er die Bogen zum Verheizen gegeben hatte. Und nun konnte der Kommissar an die erste Verhaftung gehen, nämlich an die des eben dem Tode entronnenen Besitzers, weil er es an der notwendigen Sorgfalt beim Verbrennen der Bogen habe fehlen lassen.

Der Besitzer jammerte: „Aber ich kenne die Eltern von Max."

„Du lieber Gott", murmelte der Kriminalkommissar, „wer kennt heute wen? Kennt man sich selber? In Revolutionszeiten?" Er dachte an seine Sicherheitskurve.

Man stieg in den Keller. Max heizte. Das war die zweite Verhaftung.

Herr Lustig freute sich, Herr Sorge blühte.

Man stieg in ein Auto, fuhr nach dem Polizeibüro, nahm zwei Beamte mit und erreichte die Schillerstraße in Charlottenburg. Dort sollten Maxens Eltern wohnen im Quergebäude. Verbrechen dieser Art spielen sich immer in Quergebäuden und Seitenflügeln ab. Die Mutter, die herausblickte, erkannte sofort, worum es sich handelte. (Wir möchten mitteilen, daß andere Personen ebenso aufpaßten und daß zu gleicher Zeit ein heftiges Verstecken in mehreren kleinen Wohnungen erfolgte.

Ein Portier zeigte den Beamten ohne Gewissensbisse, wo es zu Maxens Eltern hinaufging.

Während die Beamten die Treppe hinaufpolterten, blickte derselbe Portier interessiert in die Höhe. Da gab ihm die Mutter ein Zeichen, und eine Zigarrenkiste knallte dicht vor ihm nieder. Er hob sie auf und verschwand.

Einige tausend Mark wurden in der Wohnung beschlagnahmt. Die Zigarrenkiste war aber auf ihrem Fluge von einem Beamten gesehen worden. Als man den Pförtner nach ihrem Verbleib fragte, war er erst nicht da, dann verstand er nicht, wovon die

Rede war, dann erinnerte er sich dunkel, dann war die Kiste nicht da, und schließlich fand sich sogar die Kiste, in einer Ecke, unter Zeitungen, zerbrochen, und es fehlten 3000 Mark.

So heftig zehrte die Berliner Luft damals an Wertsachen.

FORTSETZUNG EINIGER LIEBES- UND KRIMINALGESCHICHTEN

Einer grämt sich um eine Frau, die ihn vergessen hat. Einen andern macht ein Traum glücklich. Man erfährt, wie es Frauen im Kriege ging; Einigen ist das neu, und sie staunen darüber. Ein Lotteriehändler wird in dem Zustand aufgefunden, in den man ihn am Vorabend versetzt hat. Es ist der 24. und 25. November.

Vorspruch

Der Mensch, von dem man sagt, er sei das Gewaltigste in der Welt, ist es nur manchmal, zwischendurch. Sonst ist er etwas ganz anderes.

Als der Krieg aus war, dachten viele, nun käme der Friede, und das sei die Reihenfolge, und jetzt habe man das gute Ende erwischt.

Aber wie ein Mensch, den ein Verrückter oder Verbrecher mit Salzsäure begossen hat, und er brüllt vor Schmerz und man gelangt endlich dazu, ihn festzuhalten, die Wundflächen abzuspülen und zu neutralisieren, aber das Gift hat die Gewebe schon in großer Tiefe zerstört und ist in Lymphspalten eingedrungen, und nun erst fängt die schreckliche Entzündung und Eiterung an, so wurden die Völker, als der Krieg vorbei war, nun erst wirklich krank vom Krieg und litten sehr.

In Deutschland hatte sich der Hunger eingegraben. Nur die Reichen und Schlauen entgingen ihm, aber Zehntausende starben. Und nach Kriegsende ließ der Hunger nicht nach. Krüppel, Sieche, Blinde und Irre überfluteten die Länder. Die Vernunft hatte nicht zugenommen. Keiner wies den Weg und keines Stimme war kraftvoll genug, um den Lärm des Jammers und der Verwirrung zu übertönen.

Kummer um Hilde

Wir fahnden nach Becker und Maus. Wir finden sie leicht.

Maus sitzt bei Becker.

Seit dem Überfall auf das Polizeipräsidium war er nicht da.

Sie hatten große Freude aneinander. Sie lachten über Neuigkeiten so viel, daß die Mutter eintrat und mitlachte. Maus hatte sich, wie er erzählte, mit dem Polizeipräsidium wieder ausgesöhnt. Auch sein Freund von ehemals, das Große Ding, und dessen Verlobte schwärmten neuerdings für das Polizeipräsidium und hielten es für das schönste Gebäude von Berlin: denn es sei da ein Polizeipräsident, zu dem sie Vertrauen hätten. Er sei zwar schon früher dagewesen, aber jetzt hätten sie plötzlich Vertrauen.

Becker und Maus lachten.

Da begann Maus von seiner geheimnisvollen Doppelexistenz zu erzählen.

Morgens, mittags und abends, zu allen Mahlzeiten sei er frommer Sohn zu Hause am Familientisch. Gelegentlich erscheine er sogar mit hohen Ehren als Frontkämpfer, Kriegsverletzter bei einer Geheimversammlung der Bürgerwehr oder Einwohnerwehr. Da könnte er gleich General werden, seine Karriere sei gesichert. Und zwischendurch — ziehe er ins Präsidium oder in den Marstall: „Habe mir eine Bude gemietet, wo ich mich zaubermäßig umkleide. Wenn es dir mal einfällt, besuchst du mich."

„Du bist ja ganz verwahrlost", meinte Becker, als sie nicht mehr lachten.

Maus: „Ich treibe mit dem Heiligsten Spott. Anders weiß ich mir nicht zu helfen. Eine vernünftige Tätigkeit finde ich nicht. Du kannst mir doch auch nichts raten. Kolossales Leben übrigens in Berlin jetzt. Im Marstall, im Präsidium, im Schloß und überall in der Stadt."

„Man wird euch eines Tages wie Hühner aus dem Schloß und dem Marstall jagen."

„Nehme ich auch an, Becker. Soviel verstehe ich vom Militärspielen noch. Denn einen ernsthaften Dienst tut man natürlich nicht, und über die Kommandostellen bin ich mir bis zum heutigen Datum komplett im unklaren. Aber das macht nichts."

„Bekommt ihr Löhnung?"

„Selbstverständlich. Wenn's damit hapert, gehen wir entweder in die Stadt plündern oder holen uns Geld mit Kanonen von der Reichsbank. (Maus lachte plötzlich unter einem Gedanken

auf.) Wenn man denen wirklich einmal nicht die Löhnung zahlt, worauf sie bestehen werden, dann miete ich die Besten von ihnen für die ‚Bürgerwehr' aus."

„Wird schwer gehen, Maus."

„Du weißt auch alles. Ja, sie haben Ideen im Kopf. ‚Alle Macht den Arbeiterräten' ‚Alle Macht den Soldatenräten', davon sind sie nicht abzukriegen. — Und du, Becker?"

„In einigen Monaten werde ich wieder unterrichten. Du machst mir große Sorge. Treib es nicht zu bunt."

Maus ernst: „Das letztemal, als ich bei dir war, nach unserm Sturm aufs Präsidium, sagtest du: Es ist alles hin; erst haben uns andere zertrümmert, jetzt sind wir an der Reihe. Du hast gesagt: Man soll diese Revolution benutzen; es ist gut, daß allerhand wacklig geworden ist. Du hast so mit der Faust gemacht: In Trümmer schlagen."

„Ich stehe dazu, Maus. Man muß verhindern, daß das Alte sich wieder festsetzt. Wir sind greulich geschunden aus dem Krieg gekommen, und draußen liegen unsere Kameraden. Wenn wir eine Pflicht haben, so die: Folgerungen zu ziehen. Wir haben Glück mit Deutschland, weil es wacklig geworden ist."

„Und dein süßer Friede?".

„Als wir das Lazarett und das Städtchen verließen, wußten wir alles besser als heute."

„Was für eine Zeit, Becker."

„Hat dir Hilde noch nicht geschrieben?"

„Nein."

„Vergiß. Behalte in Erinnerung, was — dir in die Schulter eingebrannt ist und mir ins Kreuz.

Maus leise: „Komm, gib mir einen Rat, bitte."

„Was du tust, ist nicht gut. Versprich mir, daß du dich hinsetzst und nachdenkst."

„Das kann ich nicht, Becker. Es kommt noch immer, du weißt."

„Du bist mein Freund."

Finster starrte Maus vor sich: „Sie hat mir nicht verziehen. Ich bin ein Lump. Ich kann nichts Besseres tun, als mich wegwerfen."

Becker: „Unsinn. Ich sage dir, eines Tages wirst du alles anders sehen."

Maus: „Meinst du?"

Und wie ein Block warf er sich vor Becker auf die Knie und weinte in seinen Schoß.

Glockenläuten

Mit Becker ging es voran. Er machte in Berlin raschere Fortschritte als in dem kleinen Elsässer Lazarett. Es lag an einer Zufälligkeit: im Elsaß hatte seine Krankheit — die lähmungsartige Schwäche der unteren Körperhälfte, ausgehend von der Schrapnellverletzung mit Rückenmarkskompression — schon die entscheidende Wendung zur Besserung genommen. Man sah jetzt erst, was sich da angebahnt hatte. Es kam die kombinierte Behandlung hinzu, der er unterzogen wurde, die örtliche, die Nervenbehandlung, die Massage, Bestrahlungen, und die Kräftigung seines Allgemeinzustandes.

Er schleppte sich nicht mehr hin als der wachsbleiche Totenkopf, das lange bejammernswerte Gestell, bei dessen Anblick die Mutter ohnmächtig im Flur hinsank. Er hob, von rechts und links auf Stöcke gestützt, rascher und kräftiger die Beine. Er konnte gewisse Strecken ohne Ermüdung gehen, und jeder Erfolg spornte ihn an. Er schob alles auf Berlin — Antäus auf seinem Heimatboden.

Noch immer bot sein Arbeitszimmer den wüsten Anblick der nackten Wänden, Bilder und Büsten hinter dem Schreibtisch und unter dem Sofa. Der straffgespannte Vorhang über dem breiten Bücherregal war und blieb fest angenagelt.

Als Maus ihn verlassen hatte — es war spät am Nachmittag — und grade der Werber einer Offiziersorganisation zu ihm kam, setzte Becker sich zu seiner Mutter in das Wohnzimmer und grollte: „Die Leute belästigen mich. Was soll das. Wenn ich etwas will, werde ich es allein wissen. So was gab's vor dem Krieg nicht. Man saß auf seiner Stube und war zu Hause, und wenn man etwas wollte, ging man selber hin und kümmerte sich drum."

Sie meinte, es sei wie mit den Schleichhändlern und Agenten

von Abzahlungsgeschäften; sie wollen einem Appetit machen; sie lachte: „Und vielleicht hat man Appetit und weiß es nur nicht".

Er riß die Augen auf: „Nein, ich habe keinen Appetit. Ich protestiere. Ich lasse mich nicht drängen. (Sie sah ihn zum erstenmal seit seiner Rückkehr ärgerlich.) Mutter, vielleicht bin ich noch krank, und vielleicht haben die Wunden noch einen Schorf, und da sieht eine Partie nicht schön aus. Ich habe vielleicht alles nur schlecht und recht zugedeckt. Ich muß vorsichtig gehen, damit mir von meinen vielen Läppchen nicht eins oder das andere abgeweht wird. Und da kommt jemand und sagt: darf ich mir diese Partie ansehen, verehrter Herr? Erlauben Sie, was steckt hinter diesem Ihrem Läppchen?"

Sie lachte: „Du stellst dich als einen Pflasterkasten hin. Die Welt ist jetzt so, Friedrich. Sie lassen dich nicht in Ruhe. Früher konnte man sich sein Brot, seine Schrippen, seinen Sonntagskuchen, sein Fleisch, wie man wollte, holen. Wer hat sich darum gekümmert, was der andere aß. Und ins Portemonnaie hat man sich auch nicht blicken lassen. Jetzt — muß ich in der Zeitung lesen, wann meine Karte dran ist —, dann stehen wir Schlange und man unterhält sich, und natürlich interessiert man sich dafür, wen der Bäcker bevorzugt und warum der Bäcker in der einen Straße solches Brot hat und der in der anderen solches. Es ist nicht schön, Friedrich. Es ist eine ganz andere Welt."

Becker: „So, so. Seit wann ist das? Seit dem Krieg? Seit es Marken gibt?"

Sie ließ die Augen sinken und nickte.

Sie saßen sich still gegenüber.

Die Mutter: „Solche Zeit wie früher, Friedrich, kommt nicht wieder."

Er auf dem Sofa ließ sich zurückfallen: „Ich habe auch keine Sehnsucht nach ihr."

„Das sollst du nicht sagen, Friedrich. Du hattest es gut. Du warst fröhlich und munter. Du warst ein Sonnenschein für alle; frage doch, die mit dir zusammenkamen. Sei nicht undankbar. Die Welt war offen. Seit dem Krieg (sie zuckte mit den Achseln) ist alles zugewachsen, alles so ernst, so finster, so brutal geworden, als wenn eine andere Menschenrasse entsteht."

„Und ich, Mutter?"

Sie lächelte nicht: „Es hat dich — angesteckt, Friedrich. Doch. Du wagst nicht mehr zu sein wie du bist."

Sie setzte sich neben ihn: „Und warum nicht, Friedrich? Warum willst du nicht wieder mein alter guter Friedrich sein? Der Friedrich brauchte nicht besser zu werden."

Er antwortete nicht.

Sie streichelte ihn und hob seine Hand an ihr Gesicht.

Er dachte: soll ich ihr sagen, was ich Maus im Lazarettzug erzählt habe, als wir zurückfuhren, von meiner zweiten Geburt? Ja, meine erste Geburt ist abgestorben. Ich bin schon ein anderer. Oder — ist es nicht wahr? Ist es nur eine Täuschung von mir? Von der Mutter habe ich das Leben, meinen Leib. Siehe da, da sitzt sie neben mir, und ich lege meinen Arm um ihre Schulter und sehe und fühle, wie sie sich freut, meine Mutter. Sie hat auch ihren Leib von jemand bekommen, und der hat ihn von einem andern bekommen, und wir sind eine Kette, die durch Liebe aneinanderhängt.

Sie fühlte, wie er sie herzlich drückte.

Von ihr hab' ich mein Dasein? Vielleicht — nicht. Ich bin durch sie geflossen. Aber ich hänge an ihr. Es ist schön, daß sie lebt. Wie sie mich rufen kann.

Die Mutter hatte gemerkt, was in ihm vorging, das Hin und Her..

„Du bist so stolz, Friedrich. Ich habe gesehen: alle, die zurückkommen und im Krieg waren, sind stolz. Es kommt ihnen vor, als ob sie mehr sind als die andern."

„Und was meinst du dazu?"

„Manche haben recht, zum Beispiel, die viel ausgestanden haben. Manche haben sich aber draußen als richtige Wüteriche bewiesen. Sie laufen noch mit solchen wilden Gesichtern herum. Die wollen noch immer Krieg führen. Ich fürchte mich, wenn das ganze Heer zurückkommt, wie es uns ergehen wird. Sei nicht so stolz, Friedrich. Nicht darauf."

„Auf — etwas anderes?"

„Darüber weißt du auch ohne mich Bescheid, Friedrich. Du willst dir doch nicht schmeicheln lassen?" Sie seufzte: „Ach, es wäre schon viel, wenn Ihr eins aus dem Krieg mitgebracht hättet,

Friedrich: Zu wissen, wie klein und arm und elend wir Menschen sind. Denn der Krieg war doch ein Unglück."

Das Wort fiel wie ein Schlag auf ihn. Er löste sich von der Mutter und saß vornübergebeugt. Die Bilder und Büsten lagen an der Wand, das Bücherregal war vernagelt. Klein und arm und elend. Wo hatte er das gehört? Wo war das schon einmal an ihn herangekommen, dieser Ruf, diese Warnung — im Krieg, im Lazarett? Wo?

Die Mutter drückte ihm wie immer einen Kuß auf die Stirn. Er faßte ihre Hand, sie ging.

Im Schlaf, im Traum aber — rollte der Zug, der ihn aus dem elsässischen Lazarett in die Heimat getragen hatte.

Er hörte zwischen dem Rollen eine Stimme. Jemand sprach, ein Mann, ein alter Mann, er hatte die Stimme schon damals vernommen. Der Mann trat aus dem weißen Mondschein hervor, Johannes Tauler, in mittelalterlichen Kleidern, der Prediger, der vor Jahrhunderten sein Licht über das Elsaß gegossen hatte.

„Erkennst du mich? Ich rief dich, als du mein Land verließest."

„Ja."

„Du liebe Seele. Ich folge dir wie eine Mutter ihrem Kind. Friedrich, das süße Antlitz des Friedens wolltest du sehen. Nun liegst du in deinem Zimmer, zwischen deinen Büchern. Dein Freund besucht dich, ihr sprecht zusammen, und du glaubst, ihm raten zu können. Aber du wirst nicht mehr lange hier liegen. Du wirst dich bewegen. Es wird nichts ausmachen, ob du auf die Straße trittst oder auf deiner Stube bleibst."

„Ja."

„Du wirst dich bewegen — wohin?"

„Ich weiß nicht."

„Die Krankheit deines Leibes weicht. Was du gelitten hast, war nur Vorbereitung. Es zieht über dich herauf. Du wirst dir nicht entgehen."

„Ich will es nicht."

„Mit einem Entschluß ist es nicht getan. Deine Seele tritt auf den Plan. Ihre Schlacht beginnt. Ich komme, um dir das anzukündigen."

„Mein Vater, mein Lehrer, rate mir, wenn ich zu kämpfen beginne. Zeige mir den Weg."

„Es ist kein Weg dahin oder dorthin. Friedrich, du großer Berg, du hohes Gemüt. In welcher Drangsal steckt deine arme verlassene Seele."

„Ich weiß nicht, was ich tun soll."

„Der böse Feind wird zu dir flüstern. Du wirst ihn nicht erkennen. Du wirst ihm folgen. Nimm meine Hand, halte sie fest. Greif immer nach ihr. Der Kampf wird schwer sein. Vergiß meiner nicht, mein Sohn. Das Grauen, die Verzweiflung sollen dich nicht verschlingen."

„Das Grauen? Die Verzweiflung?"

„So heißen die Tore. Sei stark. Im sanften Sausen kommt der Herr."

Die Räder rollten. Die Wagen sanken in das Dunkel.

Der Morgen graute, als Becker die Augen öffnete.

In der Nähe läuteten Glocken. Die Nacht war vorbei, Becker wußte von nichts.

In großer Ruhe, erwartungsvoll lag er. Ein Glück erfüllte ihn. Mit jedem Glockenton schwang er über grüne Hügel.

Frauen im Krieg

Der entlassene Soldat Eduard Imker vom Augustanerregiment verbrachte friedlich seine Tage in Berlin. Das faule Leben hatte er sich an der Front angewöhnt. Er schlief ergiebig, stellte fest, daß es in der Stadt keine Arbeit gab und freute sich über die Rücklagen seiner Familie.

In der Nähe seiner Behausung lag aber die Königsberger Straße. Lange Stunden des Tages hielt er sich hier in einem Bierlokal auf, wo von früh bis spät Müßige wie er herumsaßen und -standen. Dabei waren auch Frauen und Kinder, denn die Wohnungen waren finster und kalt, und auf der Straße konnte man sich nicht aufhalten, die Umgebung des Schlesischen Bahnhofs war nie geheuer wegen der Strolche, der Luden und neuerdings wegen der Schießereien. So hockte man bei Hildebrand in der Kneipe. Der Wirt erlaubte, daß man aß, was man mitgebracht hatte.

ohne Bestellung. Der Raum war von dickem Rauch erfüllt, das Grammophon lief ruhelos bis zur Polizeistunde.

Eduard Imker, vormittags in der Kneipe bei Hildebrand, unterhält sich mit Bekannten und mit Unbekannten, die teils für, teils gegen die Regierung, teils für, teils gegen eine Nationalversammlung sind. Jeder hat ein Flugblatt bei sich.

Gegen zehn Uhr gesellt sich da zu Ede eine junge blasse Frau aus seinem Haus, er kennt auch ihren Mann und ihre beiden Kinder. Die Frau nimmt das Glas Bier an, das er ihr spendiert. Sie wartet auf ihren Mann, der heute seinen Stempeltag hat.

„Da geht er doch erst um eins hin."

„Ja, er ist auch noch zu Hause", meint die Frau, „aber ich geh' auch gern unter Menschen."

Da hält sie Ede für eine von den Leichten und wundert sich. Sie sagt aber: „Nee, so 'rum nicht. Wegwerfen tu' ich mich nicht. Das weiß auch mein Mann. Aber amüsieren kann man sich doch auch."

Und sie erzählt, wie fein sie im Krieg verdient habe und ihr Mann auch, aber jetzt sei alles Bruch.

Ede meint weise, das sei nun mal so.

Dann fängt sie wieder an, als sie ihr Bier halb aus hat: „Sie sind doch nun ein halbwegs vernünftiger Mann, Ede. Sie haben nicht geheiratet, und das ist schon das Richtige. Das werden Sie ja wohl ooch verstehn, warum man als Frau manchmal lieber aus dem Haus geht als zu Hause bleibt. Die Kohlen —"

Er nickt: „Die Kohlen. Dachte ich mir. Davon verdienen die Kneipiers. Einer hat immer den Vorteil."

Sie eifrig: „Ja, was wollen Sie machen in der kalten Stube. Die Kinder sind wenigstens in der Schule."

„Ist da geheizt?"

„Bei meinen ist geheizt. Die Kleinen werden alle in einen Raum gebracht, mehrere Klassen, da ist geheizt und das ist die Hauptsache, kriegen auch Quäkermilch."

„Donnerwetter", staunt Ede, „die Quäker, à la bonheur."

Die Frau: „Aber wir. Da sitzen wir oben, und nach dem Frühstück legt man sich wieder ins Bett, bloß um warm zu haben bis Mittag. Na und da..."

Ede schmunzelt: „Kann mir schon denken."

„Wat können Sie sich denken, Ede? Daß det schön ist? Das ist gar nicht schön, erstens für die Nerven, und kräftig sind wir alle beide nicht, Max nicht und ich nicht, er ist schon vom Militär nach Haus geschickt wegen Lunge, und ich, ich hab' schon zwei. Was wollen wir machen. — Sie sind ein ordentlicher Mann, Ede, Ihnen kann ich's ja sagen. Darum geh' ich lieber in die Kneipe."

Ede kann nichts antworten.

Die Frau: „Ich zanke nie und kein einziges Mal mit Max. Seit wir uns kennen, haben wir uns noch nicht ein einziges Mal gezankt. Aber Kinder will ich nicht mehr, wir können keine brauchen. Die zwei sind schon zuviel."

Sie dreht sich ab, hält ihr Taschentuch vor die Augen, nimmt aber rasch einen Zug.

„Trinken Sie man, Frau Mieren, das macht Mut. Ich schmeiß' noch einen Kognak, jawohl, nichts zu sagen."

Sie nippen an den Gläschen, die ihnen Hildebrand junior vorsichtig auf einem Tablett serviert, und schweigen still und fühlen, wie im Magen die angenehme Wärme sich ausbreitet.

Sie tippt ihm auf den Arm: „Sie, Ede, haben's besser als Max. Er hat mir so gern, aber wenn ich ihm wegloofe und sage: Max, das geht nicht, dann hat er schon manchmal geweint. Denn was hat er denn sonst als seine Familie. Sie bearbeiten ihn schon auf der Stempelstelle, er soll politisch werden, bringt mir auch jeden Abend so'n Zettel mit von 'ner Versammlung."

Ede sehr entschieden und ruhig, aber leise, damit ihn die andern nicht hören: „Von Politik halt' ich auch nischt, da springt für unsereins nischt 'raus. Das ist wie im Krieg, wir wissen nicht, was gespielt wird, aber wir müssen in den Graben, und wenn das Gas kommt, wessen Maske nicht sitzt, das sind allemal wir und wir. Nee, die Hände davon weg. Das sagen Sie ihm man, und sein Sie nicht so streng zu ihm."

Sie nickt traurig: „Ich komme erst aus der Frauenklinik. Wer soll das aushalten."

Da kam der Mann der Frau. Und darauf spaziert ein kräftiger Zivilist in Edes Alter herein, drängt an den Schanktisch, und wie er Ede zwischen den beiden bemerkt, schiebt er sich die Mütze ins Gesicht, reißt die Augen auf und geht mit erhobenen

Armen auf ihn zu, und die beiden Männer umarmen sich und klopfen sich den Rücken und lachen und schütteln sich die Hände. Das ist Edes bester Freund, der erste Mann ihres Sportklubs, aber trotzdem nur kurze Zeit im Krieg, denn er ist gelernter Dreher, ein geschickter und gesuchter Mann, und wurde von jeder Firma als unabkömmlich reklamiert.

Sie verabschieden sich von der jungen Frau und suchen im Lokal einen leeren Winkel, was ihnen neben dem Grammophon gelingt. Ein übermütiger, derber lustiger Kerl ist Erich Prietsch. Seitdem Ede ihn nicht sah, ist er breiter geworden. Er ist froh, Ede zu sehen: „Ich bin darauf aus, solche Kerle zu finden wie dich, Ede. Ich such' die mit der Laterne. Für unsern alten Sportklub. Den ziehen wir jetzt neu auf."

Ede erzählt, daß er mit den Augustanern nach Hause gekommen sei. „Und du", möchte Ede wissen, „wie ging's dir und den andern vom Klub?"

„Die andern?" Erich schüttelte den Kopf. „Da ist viel, viel hopps gegangen. Ich hab' mich nicht zu beklagen gehabt. Soll ich dir sagen, Ede — aber du erzählst es nicht weiter —, für unsereins konnte es noch ruhig länger weitergehn, aber schließlich waren wir nicht die einzigen. Wir haben blendend gelebt, Mensch, im Krieg."

Eduard: „Siehst auch ganz gut aus."

„Danke. Macht sich, wir stellen auf Frieden um, aber fehlt ja alles, sogar die Maschinen sind kaputt. Die Fabrik hat's gemacht wie alle: immer mit Volldampf voraus, wie ein Schiff in der Nacht, und wenn ein anderes Schiff kommt und man fährt auf, na, dann fährt man auf. Und daß wir aufgefahren sind, ist sicher."

Eduard: „Das ist sicher."

„Und ihr draußen? Wo warst du? Erzähl mal was."

„Da ist gar nichts zu sagen. Man schläft, frißt, schießt, muß 'raus, bleibt leben oder wird totgeschossen. Da legst du dich abends in deinen Unterstand schlafen, ganz friedlich und hast Karten gespielt und noch Tabak gehabt, und morgen bist du nicht mehr da und ist gar nischt passiert."

„Was ist det?" fragt Erich, dem sich die Haare sträuben.

„Gas. Hörst nicht, riechst nicht, vorne ist die Wache einge-

schlafen. Die Granaten machen kein Geräusch, bloß so 'n bißchen Latschen, davon wacht keiner auf. Nachher liegst du und bist weg. Wir haben ein paar Morgen beim Ablösen den Zauber gehabt. Wenn die Wache Alarm gibt, passiert natürlich nichts."

„Warum schläft denn die Wache?" Eduard lacht und schlägt Erich auf den Arm: „Mensch, wenn du so sitzst in stiller Nacht und nichts muckst sich, und bloß von Zeit zu Zeit 'ne Rakete, da schläfst du doch. Und nu ihr. Wie war's?"

„Knorke, Junge. Eigentlich für alle, die gearbeitet haben. Frage deinen Vater oder Max, und die Minna, sogar die Minna, deine Schwester. Die müssen einen schönen Batzen bekommen haben. Die Weiber (er schlägt sich begeistert vor die Stirn), war das eine Sache, besonders letztes Jahr. Mensch, wir kamen uns wie im Harem in der Türkei vor."

„Hab' gehört", schmauchte Eduard.

„Nee, davon kannst du dir keine Vorstellung machen. Und wenn dir das einer in zwei, drei Jahren erzählt und sagt Berlin, dann glaubst du das nicht. Du glaubst es einfach nicht."

„Wieso?"

„Ganz einfach. Wir hatten es so bequem, wie du's nur haben willst. Welche du willst, die hast du. Paar Ausnahmen natürlich, sonst . . ." Er lachte beseligt vor sich, und sie stießen mit einem neuen Kognak an.

Erich flüsternd weiter: „Erstens natürlich die jungen Witwen, wovon sollen die leben. Dann die, die ihre Männer lange draußen haben, natürlich nicht alle, aber die muß dann schon stark sein und Rückhalt haben, so'n Mädchen und nicht mitmachen, was die andern machen. Brauchen ja Geld, wollen doch nicht verhungern."

„Warum?" fragt Ede, „wenn eine verdient, braucht sie doch nicht zu verhungern." Erich strich sich vergnügt seinen kleinen Schnurrbart und schnalzte: „Das ist ebenso wie mit dem Gas bei euch. Wer nicht draußen war, kommt nicht drauf. Natürlich hat sie Arbeit und steht an der Drehbank wie ein Mann oder macht Pulver, und nachher kriegt sie ihre Lohntüte. Da frag' ich dich nun: wer richtet ihr die Maschine ein, Bohrer und so weiter? Na, wir, wir Gelernten. Das kannst du aber so oder so machen,

kannst keine Zeit haben, kannst gleich da sein. Je nachdem verdient sie oder verdient nicht oder fliegt 'raus."

„Ist Akkord?" fragte Eduard.

„Akkord natürlich. Und hat sie nicht genügend abgeliefert oder läßt den Bohrer heißlaufen, so kann sie Krach erleben und fliegt und kann suchen. Na, da ist es besseer, sich mit irgend jemand gut zu stellen, mit dem Meister, mit dem Einrichter oder wer sonst da ist."

Eduard hielt den Kopf aufgestützt, er machte nur hm, hm. Während Erich stolz und genießerisch pfiff, sagte Eduard vor sich: „Schöne Schweine seid ihr."

Erich: „Mein Junge, das wissen wir selber. Aber das war nun mal so. Wenn welche von draußen kamen, Reklamierte, waren sie auch so."

Eduard: „Ich denke, ihr wart in der Partei."

„Was hat das damit zu tun?"

„Na", Eduard machte eine unsichere Bewegung mit der Hand.

Erich: „Du bist ein Dussel, Eduard."

Eduard winkte friedlich ab: „Kannste mir ruhig erzählen, Erich. Du weißt doch, ich bin nie politisch gewesen. Mich kriegt auch heute keiner dazu. Aber daß das eigentlich so im großen und ganzen eine Schweinerei war, und daß einem die Frauen und Mädchen leid tun können, wirst du wohl zugeben."

„Tu' ich, Ede. Aber so ist der Krieg."

Eduard: „Ist der Krieg, ich weiß, ich weiß."

Er zottelte langsam über den kahlen Küstriner Platz am Alten Bahnhof vorbei nach Hause. Ihm war Minna, seine Schwester, eingefallen. Schon wie er wegging, saß sie an der Maschine. Eigentlich habe ich mit der noch kein vernünftiges Wort gesprochen, und früher war sie so nett zu mir, wir hielten immer zusammen, sie hat mir immer was extra zugesteckt.

Als er oben klopfte, blieb die Maschine stehen, Minna öffnete. Sie erschrak, als sie ihren Bruder sah, lief schnurstracks in die Stube und machte die Tür hinter sich zu. Er trat ein, er war auch erschrocken. Minna hatte er, seitdem er zurückgekehrt war, immer mit dem kleinen blauen Kopftuch gesehen, das ihr nicht schlecht stand, sie legte es nie ab, angeblich hatte es der Doktor

verboten, die Haare waren verklebt. Jetzt — ein paar Sekunden lang — hatte er ihren Kopf gesehen: Sie war fast ratzekahl, wie mit der Maschine geschnitten.

Unsicher, die Mütze noch auf dem Kopf, bewegte er sich in der nicht geheizten Wohnstube. Das Klappern der Maschine drüben hatte noch nicht begonnen. Er klopfte zaghaft an. Nach einer kleinen Pause rief sie herein, die Maschine lief wieder, sie saß gebückt, das Tuch umgebunden. Die Stube war geheizt. Das nahm er zum Anlaß, um sie zu fragen, ob sie etwas dagegen habe, wenn er hier bliebe. Sie sagte kurz: „Aber zieh deinen Mantel aus." Das tat er und sah ihr von der Wand zu. „Ein bißchen Zeit, Viertelstunde, zehn Minuten zum Unterhalten hast du nicht, Minna?"

„Hab' viel Arbeit, Ede."

„Hör mal auf."

Sie stellte gehorsam die Maschine ab.

Er: „Haben uns lange nicht unterhalten, Minna. Bist mit mir schuß?"

„Nein."

„Ich denk' ooch. Warum sollste mit mir schuß sein."

Sie nach einer Pause, während deren sie glührot wurde, sie drehte mit einem Finger an der Garnspule: „Mit meinem Haar, das haste ja gesehen. Ich habe es mir von Muttern abschneiden lassen, bevor du kamst."

Er verblüfft, sagte nichts.

„Weil es grün war, von der Säure. Ich war zuletzt in der Pulverfabrik. Draußen konnte ich mir immer das Tuch drüber legen. Jetzt wie du kamst."

Er stellte sich hinter sie und drückte von hinten sein Gesicht an ihren Kopf. Sie stieß ihn weg. Er sagte weich: „Minnchen."

Sie mit belegter Stimme: „Setz dir, Ede."

Er saß wieder.

Sie sagte: „Willste noch was wissen?"

„Noo, Minnchen, ganz und gar nicht. Möchte bloß bißchen bei dir sitzen, man kommt sonst nicht dazu, nachher kommt Mutter und die andern, und du klapperst und klapperst. Ich war drüben bei Hildebrand, da ist ein Lärm und die vielen Menschen."

„Immer Hildebrand und trinken. Was machst du eigentlich, Ede? Ich werd' aus dir nicht klug."

„Bei Hildebrand, Minnchen, ist nicht schlecht. Man steht so'n bißchen herum und hört, was los ist. Zeitungen ist nicht für mich. Kennst du eigentlich den Erich, von meinem Sportklub, kannst dich auf den besinnen?"

„Genau."

„Den hab' ich auch wieder gesehn."

„Da haste was Schönes gesehn."

„Warum?"

„Weil es was Schönes ist. Solche Leute triffst du drüben bei Hildebrand."

„Noch andere, über uns die Frau, die wartete auf ihren Mann."

Minna kurz: „Keine Kohlen."

„Und Erich, also den kennst du auch? Haste mit dem gearbeitet?"

Sie richtete sich auf und sah ihn voll an: „Deswegen willste mit mir reden?"

„Aber Minnchen, fällt mir gar nicht ein."

„Mit mir hat er nichts gehabt. Da hat er vielleicht Vatern oder Fritz gefürchtet."

„Ich wußte gar nicht, daß der so'n Schürzenjäger war."

„Er soll sich bloß nicht aufspielen. Es gab noch andere."

„Das stimmt also, was er sagt."

„Hat er dir Namen genannt?"

„Um Gottes willen, Minnchen."

Sie drehte sich auf ihrem Stuhl ihm zu und rückte näher und redete leise: „Ede, den kuck dir genau an, wird gut für dich sein. Solche Kerle sind sie alle, einer wie der andere. Und darum kann man mit ihnen auch nichts machen, und darum läuft der Karren auch so, und wir werden bald im alten Dreck sitzen. Wofür haben sich die interessiert im Krieg? Daß sie nicht 'rauskommen, daß sie immer wieder reklamiert werden, daß sie verdienen und spielen und wetten. Und die Weiber. Mir wird mal was zugeschoben vor ein paar Monaten, eine politische Meldung, sehr wichtig, die soll ich im Betriebe mitteilen, natürlich vorsichtig, es war Montag und es war eine ganz große Sache, wie es draußen zu wackeln anfing. Ich also 'ran. Weißt du, sie hätten mich

bald totgeschlagen, weil ich ihnen damit am Montag kam. Denn Montag, mußt du wissen, war großer Wettag, da haben sie gesetzt und da kriegen sie Pferdenachrichten vom Buchmacher. Haben die mich angebrüllt, ich soll sie zufrieden lassen damit. Wenn ich ihnen nochmal mit Krieg komme, hauen sie mir eine in die Fresse, sagen sie, und lassen mich hochgehen. Pergolese hieß das Pferd, und weißt du, wo das Pferd lief? In Paris. Jawoll; haben über einen Schweizer Buchmacher gesetzt."

Ede nickte trübe, aber er ließ sich nicht ins Gesicht sehen, er hatte in bezug auf Wetten selber ein schlechtes Gewissen.

Minna: „Dabei war die Bande kriecherisch bis da hinaus, um nicht an die Front zu kommen."

„Na", meinte Eduard, „die werden schon draußen gewesen sein, und wenn du mal draußen warst, wirst du's verstehn."

„Pah, wie haben sie's mit uns getrieben. Wir arbeiteten auf Stücklohn. Die Männer waren die Einrichter von den Maschinen. Manchmal gibt's für sechs Drehbänke nur einen Einrichter. Inzwischen stehst du 'rum und deine Zeit vergeht und du weißt, du fliegst. Er arbeitet aber ruhig an der Bank, wo seine Freundin steht. Die andern können warten. Ede, ich hab' manchmal vor Wut so gestanden. Und wenn sie frühstücken und saufen, wovon reden sie, wenn's nicht grade ein Pferd ist? Von Weibern. Die haben sich Tipps gegeben, Ede, mit wem sich's gut schlafen läßt. Die haben unsere Notlage genau so ausgenützt wie die Unternehmer; und wie Wilhelm und die Generale."

Eduard saß geknickt auf seinem Stuhl. Wenn er hier gewesen wäre, zehn gegen eins, er hätte es ebenso gemacht.

Minna saß mit gekreuzten Beinen da. An die hat sich keiner 'rangewagt. Dabei ist sie nicht häßlich, unser Minchen.

„Ich hätte nie gegloobt, Minna, daß du noch mal politisch wirst."

Sie sprach so leise, daß er sie knapp verstand: „Bin ich nicht. Ich bin bloß menschlich."

„Minna, entschuldige, daß ich dich bei der Arbeit gestört habe. Du solltest nicht so wild fuhrwerken mit deiner Maschine".

„Wiedersehen, Ede." Sie beugte sich über ihre Arbeit.

Als am Sonntag in der Friedrich-Karl-Straße im Hause des Lotterieloshändlers noch mittags der Brotbeutel und die Milchkanne standen, kümmerte sich keiner darum. Denn einen Portier gab es hier nicht, der Lotterieloshändler war auch sein eigener Verwalter. Die „Morgenpost" steckte friedlich in der Türspalte und meldete alles mögliche einem, der nicht mehr lesen konnte, und morgen und übermorgen wird sie, da sie noch nicht abbestellt ist, ja die ganze folgende Woche, schaurige Einzelheiten davon bringen, was sich hinter dieser Tür in dem bis jetzt noch völlig stillen Haus abgespielt hat.

Sonntag kam die Reinemachefrau nicht zu dem Finanzmann; das war Lutz und Konrad bekannt und das gehörte zu ihrem Plan. Der Mann sollte möglichst lange liegen. Gegen fünf Uhr nachmittags kam ein Telegramm. Es war — schwer zu glauben — ein Telegramm von Lutz. In dem schrieb er: „Bin da zehn Uhr. Drahte, ob genehm."

Der Telegraphenbote klingelte, klopfte, klingelte bei den Nachbarn auf derselben Etage, die waren nicht zu Hause, stieg eine Treppe höher, um, da es sich nach dem Schild um ein Büro handelte, die Privatadresse zu ermitteln.

Im dritten Stock wohnte ein begüterter Herr, der erst kürzlich aus dem Osten Deutschlands, aus der Provinz Posen nach Berlin gekommen war, weil die Polenüberfälle begannen und er nicht warten wollte, bis man ihn verjagte. Dieser saß mit Frau und vier Kindern in der Wohnung zu Häupten des Lotterieloshändlers, und war der Mann, der gestern abend so spät die Treppe heraufging und an der Tür seines Wirtes horchte. Der Mann ging nämlich Abend um Abend aus, um, wie er seiner Frau anvertraute, „Geschäftsverbindungen" anzuknüpfen.

Als der Telegraphenbote ihn nach dem Wirt fragte und das Telegramm zeigte, meinte der Posener Herr, der den Sonntag verschlief, der Wirt wohne hier, komplett, Geschäft und Wohnung zusammen. Der sei auch sicher zu Hause. Und wie er das sagte, fiel ihm der kleine nächtliche Zwischenfall auf der Treppe ein: „Ich hab' ihn selbst gehört heut nacht, der Mann schnarcht durch die Türen."

„Inzwischen kann er doch weggegangen sein."

„Ich habe noch vorhin meiner Frau gesagt, wir können froh sein, daß unser Schlafzimmer nicht über seinem liegt.

„Dann ist er weggegangen", meinte der Bote und wog unsicher das Papier in der Hand. Die zierliche und ungekämmte Posensche Frau stellte sich ein, der Mann fragte: „Ob der weggegangen ist?"

„Das können wir doch nicht wissen", meinte sie und wollte ihren Mann von der Tür in den Flur ziehen.

Aber er: „Na, warten Sie mal, junger Mann; ich werde Ihnen behilflich sein."

Und ging in Hemdärmeln und Pantoffeln, wie er war, mit dem Boten die Treppe herunter.

Unten klingelte er forsch, klingelte nochmal, nochmal, klopfte energischer.

„Der scheint wirklich nicht da zu sein." Er wollte wieder die dumme Bemerkung machen, daß er heute nacht doch da war. Da legte er, in Wiederholung der abendlichen Situation, sein Ohr an die Tür. Und bald erhellte sich sein Gesicht, dann runzelte sich seine Stirn: „St, st. Der ist doch da. Hören Sie mal."

Sie hörten ein Geräusch nicht weit entfernt. Was war es eigentlich, ein Schnarchen oder was. Sie standen beide und sahen sich an. Der Posener war verwirrt: „Da ist er jedenfalls."

Nun war auch der junge Postbeamte interessiert. Ihnen fiel nichts anderes ein, als nochmal heftig zu klopfen. Und als der Postbote, dem durch den Kopf ging, man müßte einen Drücker haben und aufmachen, kräftiger gegen die Tür stieß, sprang sie von selbst auf. Sie war von Konrad, der Geräusch vermeiden wollte, nicht ganz geschlossen worden.

Auf dem Flur brannte von der Nacht her das Gaslicht, sie hatten es von außen wegen der Tageshelligkeit nicht bemerkt. Der Postbote stürzte mit der Tür zwei Schritt vor.

Der Posener sagte: „Na also", da bewegte sich der Postbote schon rückwärts. Der Posener konnte grade an der Tür an ihm vorbeitreten.

Der Finanzier lag in der Mitte des Korridors quer auf dem Läufer, mit dem Kopf zur Tür. Er lag mit angezogenen Beinen auf der Seite, hatte die Hände unnatürlich auf dem Rücken. Man

sah sofort den Strick, der ihm um seine Beine und Füße gewickelt war und der sich bis zur Stubentür am Ende des Korridors fortsetzte. Schrecklich nach hinten zurückgebogen war sein Kopf, so daß man schon von hinten die Stirn und die Nase, blau und geschwollen, erkannte. Das Geräusch von vorhin war ein seltenes, leise schlürfendes Atmen.

Der Posener (nur weg): „Ich telephoniere Polizei." Und wie ein Wilder die Treppe herauf.

Die Frau, die oben an der Tür geblieben ist, schreit: „Was ist, Mann, um Gottes willen?"

Er stürmt ins Herrenzimmer: „Die Kinder 'raus." Er ruft das Amt an mit einer Stimme, die nichts hergibt, das Amt verspricht die Vermittlung an das Polizeibüro, als er bloß die Adresse und „Unglück" und „rasch" sagt. Er muß dann wieder 'runter, die Frau legt ihm den Mantel um, sie will ihn zurückhalten, aber er geht. Der Telegraphenbote steht unten, neben ihm schon die Nachbarn von der Etage, rechts und links stehen die Türen offen.

Als das Überfallkommando die Treppe heraufstürmt, sechs Mann mit Gewehr, atmen alle auf der Treppe auf. Es ist nicht mehr ihre Sache, die Sache ist an die Behörde abgegeben. Was jetzt kommt, wird seine Ordnung bekommen. Vier von den Beamten gehen in die Wohnung, zwei durchwandern die Räume, zwei bücken sich über den Mann. Man sieht jetzt, daß sich eine dicke Blutspur aus dem Eßzimmer herauszieht, sie finden das verwüstete Eßzimmer. Aus dem Eßzimmer klingelt ein Beamter sein Büro an. Bevor die Mordkommission erscheint, hat die Unfallstation schon einen Arzt herübergeschickt, der mit einem Handgriff dem Mann den Knebel, die beiden blutdurchtränkten Taschentücher, aus dem Rachen hervorzieht. Er hat dabei den Mann auf den Rücken gewälzt. Der Auflauf unten wächst.

Die Mordkommission findet im großen und ganzen alles im alten Stadium. Der Überfall hat im Wohnzimmer stattgefunden, da ist das Opfer gebunden und geknebelt worden. Da sich Spuren eines Narkotikums nicht finden und der Mann kräftig ist, nimmt man an, daß mindestens zwei Personen an dem Verbrechen beteiligt sind. Aber man hält dies in der Schwebe, denn man erfährt von den Nachbarn und andern im Haus, von den

Sonderneigungen des Überfallenen. Es kann möglich sein, daß er sich aus einem perversen Gelüst hat binden lassen, und daß der Verbrecher dann an sein Werk ging. Nachher hat das Opfer, mit dem Knebel in dem Mund, die Hände und Beine gebunden, noch soviel Kraft gehabt, um den Strick wenigstens an den Knien zu lockern. Das hat ihm ermöglicht, sich aus dem dunklen Zimmer auf den Gang zu wälzen. Er war bei Bewußtsein, wollte Hilfe holen, und der Posener im dritten Stock hat ihn ja auch gehört, leider hat der Posener, den man sorgfältig befragt, das Röcheln nicht genügend beachtet. Der Mann geht nach der Vernehmung bedrückt nach oben, man fragt ihn noch abends in seiner Wohnung aus, er muß — seine Frau darf erfreulicherweise nicht im Raum bleiben —, genau angeben, wann und wo und mit wem er sich zuletzt aufgehalten hat, gestern abend. Es dreht sich um nichts Böses, nur um die exakte Zeitbestimmung.

Man findet charakteristische Photos, ausschließlich junge Männer und Knaben, im Schreibtisch, einen noch geladenen Photoapparat, und nimmt ihn zur Entwicklung der Photos mit. Und dann das rätselhafte Telegramm. Wer ist es?

Wären sie um zehn Uhr am Abend auf die Straße gegangen und hätten alle unten verhaftet, so hätten sie die Möglichkeit gehabt, sofort einen Täter zu fassen. Nämlich Lutz. Er stand unten, wo sich noch immer Menschen ansammelten, hörte alles und zog, zum Weinen bereit, ab.

Seit dem Morgen kämpfte Lutz mit Konrad, der ihn besuchte und in Olgas Kammer übernachtete. Sie war glücklich über einen so frischen und zahlungsfähigen Kavalier. Konrad schloß sich mit Olga ein, und sie ließen Lutz betteln und klopfen, was er wollte, bis mittags. Übrigens war Lutz inzwischen schon auf die Straße gegangen, hatte sich ängstlich den „Lokalanzeiger" gekauft und war selig, nichts zu finden. Er überlegte sich nicht, daß die Meldung schwerlich in der Morgenausgabe stehen konnte. Konrad hatte ihn in der Nacht beim Nachhausegehen roh aufgezogen; jawoll, der Olle sei tot, sie hätten sich viel zu viel Umstände mit dem gemacht.

Lutz sucht dann am Mittag eine öffentliche Telephonstelle auf, ruft den Alten an und — bekommt keine Verbindung. Er wiederholt es mit demselben Ergebnis in einer Kneipe. Und läuft zit-

ternd nach Hause. Was ist passiert? Was haben sie gemacht. Konrad hat ihn 'reingelegt.

Endlich kann er Konrad sprechen. Olga holt grade aus einer Kneipe Essen und Bier, Kognak und Zigaretten.

„Warum bist du noch mal zurückgelaufen und hast ihm das Tuch so tief 'reingestoßen? Jetzt ist er tot."

Lutz weint. Konrad gibt ihm einen Stoß, daß er gegen die Wand fällt:: „Geh hin und zeig dich an."

Lutz ist so dumm und fassungslos, daß er gesteht, eben bei dem Alten angerufen zu haben. Konrad traut seinen Ohren nicht. Minutenlang kann er nicht sprechen.

Lutz bekommt es mit einer neuen Angst, und zwar mit Recht, denn Konrad hat die Absicht, ihn zu beseitigen. Aber Olga, ahnungslos und lustig, mit dem großen Eßkorb — die Kneipe hat ihn ihr gegen Pfand geliehen — bringt für ein paar Stunden alles wieder ins gleiche. Sie trinken so viel, daß sie Lust bekommen, zu tanzen, sie tanzen zu dritt. Konrad mit Olga, dann nicht minder innig Lutz mit Konrad, und Lutz will Olga absolut nicht Konrad überlassen.

Wie Konrad und Olga sich aber wieder küssen, verfällt Lutz in seinen Kummer. Er schleicht auf die Straße. Und da kommt ihm der Einfall: ich schick' ihm ein Telegramm, das wenigstens wird ankommen. Er macht sich das nicht weiter klar. Und dann geht er gleich nach Hause, jetzt ganz aufgelebt, und bleibt und erwartet als das höchste Glück — die Rückantwort des Alten.

Wie die aber abends nicht da ist und Konrad und Olga abziehen, um zu bummeln, versteht er es, sich wegen einer angeblichen Verabredung zu drücken. Es ist zehn Uhr und vor dem Hause Friedrich-Karl-Straße, nicht weit vom Reitstall, drängen sich die Leute, und die Mordkommission photographiert oben und vernimmt.

Der Lotterieloshändler aber liegt in der Charité, endlich abgebunden und gut gelagert im Bett, weiß von nichts und stirbt Montag früh. Die Mittagszeitungen bringen die Nachricht.

Es ward gemeldet, daß die Mörder in dem „speziellen Milieu" zu suchen seien, in dem sich Herr X Y zu bewegen pflegte.

Wir finden am Dienstag Lutz und Konrad auf der Bahn. Lutz trägt die grobe Soldatenuniform, Konrad Zivil. Konrad trans-

portiert sein Opfer, den völlig weich gewordenen Lutz, nach Döberitz, wo eine Meldestelle für entlassene Heeresangehörige ist, die sich, sie wissen nicht wofür, anwerben lassen. Das geht glatt. Lutz hat nur einige von seinen Militärpapieren, der Rest ist, wie üblich, verloren.

Erleichtert fährt Konrad nach Berlin. Er hat jetzt seine „Weiberwelle", wie er sagt, es macht ihm Spaß, sich mit Frauen abzugeben. Daher spaziert er zu Olga und konstatiert, daß er zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen hat: einmal hat er den Esel, den Lutz, in Döberitz in Sicherheit gebracht und kaltgestellt, und dann kann er Olga übernehmen. Die gesamte, soweit noch vorhandene Beute hat er zurückbehalten. Er hat Lutz versprochen, ihm von Zeit zu Zeit was zu schicken, aber nur wenig, damit es nicht auffällt. Lutz, der Schlappschwanz, war drauf und dran, auch das abzulehnen.

ÜBERGANG ZU GRÖSSERER HEITERKEIT

Das übliche Durcheinander von wichtigen und unwichtigen Ereignissen in Berlin. Ein Herr Motz und seine Toni schlafen im Bureau eines dritten. Es fehlt an Kohle in Berlin. Füchse in Ämtern zeigen, was sie können. Ein Oberfuchs kann das Volk nicht rasch genug den Generalen ausliefern. Die Schwerfälligkeit des behördlichen Apparates hat eine größere Länge des Kapitals zur Folge. Dienstag, den 26. November.

Vorspruch

Der Schreiber dieser Zeilen ist betrübt, seine Leser trotz aller fantastischen Möglichkeiten dauernd zur Verfolgung der Ereignisse und der Schicksale der Personen durch trübes Wetter, Regen jagen zu müssen und sie nur gelegentlich in strengen Frost und fröhliches Schneetreiben führen zu können. Es ist nicht seine Schuld. Ihm wäre es lieber, herüber in eine warme Adrialandschaft zu wechseln, und zum mindesten, wenn man schon in Europa und Deutschland bliebe, Frühlingslüften zu begegnen. Aber es ist Berlin und bleibt November. Ein harter, abreißender, blätterzerreißender, gießender Mahl- und Vernichtungsmonat. Sehr lang, zu lang dauert (nicht nur dem Leser, auch dem Schreiber) dieser November. Aber die, die ihn erlebt haben, haben ihn selber nicht kürzer empfunden. Und darum passieren ohne Abwechslung an uns vorbei Personen in dicker unförmiger Winterkleidung, die sie gegen die Kälte, nicht aber gegen das Schicksal schützt. Wir werden demnach einzelne dieser Herrschaften bitten, gelegentlich das entstellende Kostüm abzulegen und sich frei zu bewegen; man wird sie dann abwechslungsreicher böse und geschmeidig, lieblich und betrügerisch, zärtlich und unersättlich schleichen sehen.

Wir treffen so einen gewissen Herrn Motz. Freund eines Herrn Brose-Zenk alias Schröder, an diesem Dienstag, dem 26. November in angenehmen Umständen. Man wird nichts von diesem Herrn Motz wissen, und auch der Name Brose-Zenk alias Schröder wird vielen nichts besagen. Sie sind Parasiten; Brose-Zenk ist

Spekulant und Schieber. Motz ein Parasit an den Parasiten. Wir befinden uns in einer Großstadt nach dem Krieg.

An diesem grauenden Morgen des Dienstags, des 26. — während Konrad seinen zittrigen Lutz auf der Eisenbahn nach Döberitz transportiert — schlief Motz, der Parasit an Brose-Zenk, tief und froh zu Füßen seiner gefärbten Freundin Antonie, die der mißtrauische Brose-Zenk für eine Spionin gehalten hatte und die es auch war. Was freilich die junge Person, von Hause Portierstochter und erst kürzlich aus der Fürsorgeerziehung entlassen, spionierte, war die Gelegenheit, Herren die Brieftasche wegzunehmen.

Sie schliefen, er unter dem Tisch, sie auf dem Sofa, im Büro des alias Schröder. Motz und Toni hatten beide kein Geld, aber sie liebten sich. Gestern hatte Brose-Zenk seinem Freund finster einen kleinen Betrag aushändigen müssen mit der Bemerkung: „Die Regierung taugt nichts, wir können einpacken" und hatte ihm freigestellt, in seinem Büro zu übernachten, weil Motz wegen Schulden nicht mehr in sein Zimmer eingelassen wurde. Fröhlich vertranken Motz und Toni im Finanzierungsbüro den gesamten Betrag. Motz war ein wunderbarer Wirt, ein unerschöpflicher Liebhaber. Er schlief vor dem Sofa in dem aufgerollten und von Toni um ihn geschlagenen Teppich, sie oben unter allen Mänteln, Handtüchern und Servietten, die sich im Büro auftreiben ließen.

Es wurde Morgen, sie ließ die Beine herunter. Der Glatzkopf glänzte weiß aus dem Teppichrohr, unbeweglich. Sie machte sich in der Küche zurecht, in der fand sie Streichhölzer, aber keinen Kaffee und keine Milch. Da kochte sie Wasser und trug in das Zimmer zwei Tassen mit heißem Zuckerwasser. In jede hatte sie einen Vanillestengel gesteckt. Darauf rollte sie den Teppich auf, Motz knurrte, wie er sich gedreht fühlte, hielt sich fest, schrie Hilfe, dann lag er im Wollhemd, Unterhose und Strümpfen frei und offen da, und sie lachte gewaltig. Er schalt ihr Benehmen unanständig, beruhigte sich aber, als er hochkrabbelte und sie selber in interessanter Aufmachung bemerkte.

Sie trug an ihrem jungenhaft schlanken ebenmäßigen Körper ein paar lange fleischfarbene Strümpfe und ein kurzes Schnür-

leibchen, von dem die Strumpfbänder herabhingen. Das war alles. Es schien, als ob sie nicht fror. Motz, um sich nicht zu lange an ihr egoistisch zu delektieren, legte ihr seinen Wintermantel um und zog sich selber schnell an. Dann setzten sie sich zum Frühstück auf das Sofa.

„Was ist das?" fragte er weinerlich und sah in die helle Tasse.

„Probier's." Er roch an dem Stengel, probierte und war zufrieden. Es schmeckte besser als Kaffee. Darauf stolzierte sie in die Küche, um neues Zuckerwasser zu produzieren.

Währenddessen schloß jemand draußen. Der tapfere Motz richtete sich verdutzt auf. Als sich die Tür mit einem kräftigen Ruck öffnete, stand im Pelz ein vollbärtiger Mann da, in dem Motz unschwer den Besitzer des Büros, seinen Freund Brose-Zenk, entdeckte. Gleich darauf öffnete sich die Küchentür, und mit einem Teebrett in der Hand wurde Toni sichtbar, lächelte den neuen Herrn, den sie nie gesehen hatte, mit gewinnender Herzlichkeit an und gestand: sie habe bloß zwei Tassen. Den Mantel von Motz hatte sie wegen der Hitze am Herd gelassen.

Motz stellte beklommen vor: „Das ist Antonie."

Der Herr im Pelz hob zwei Finger an den Hut, glotzte sie an, wie sie die Tassen hinstellte und in der Küche verschwand, wobei sie ihn noch über die Schulter anlächelte. Ihre Hinterseite befand sich, von den zierlichen Bändern des Brusthalters abgesehen, in völligem Unschuldszustand.

„Wer ist Antonie?" krächzte Brose.

„Die Gefärbte."

„Wo ist sie gefärbt?"

„Jetzt ist sie wieder blond, vorige Woche war sie blau, du weißt doch."

Brose, einem Wutausbruch nahe, trat zu Motz: „Was geht mich das an? Was hat sie in meinem Büro zu suchen?"

„Wir haben hier übernachtet, du hast es erlaubt."

„Dir, aber nicht ihr. Außerhalb habe ich dir Geld gegeben."

„Ich kann nicht allein schlafen. Ich leide an Angstzuständen. Das Geld — ist hin. Sieh dir an, was ich für Kaffee trinken muß."

Brose blickte in die Tasse: „Was ist das für ein Stengel?"

„Vanille von meiner Milchsuppe von gestern."

Brose, der traurig weite Kuhaugen hatte, öffnete sie noch mehr: „'raus mit ihr."

Aber da kam sie mit einer dritten Tasse Zuckerwasser und sagte: „Hier ist für Sie Zuckerwasser, heiß, mit einem Vanillestengel."

Sie war noch immer im Unschuldszustand. Brose war resolut: „Fräulein, jetzt ziehen Sie sich an, und dann holen Sie mir Zigarren."

Motz nickte; sie klagte, ihre zweite Tasse würde kalt, aber sie schluckte sie rasch herunter und war nach wenigen Minuten da, schick, im kurzen, kniefreien Kleidchen. Brose drückte ihr, ohne sie anzublicken, einen Schein in die Hand und gab ihr aus seinem Etui eine Zigarre als Probe. Sie warf beiden Handküßchen zu und war hinaus.

„Schweinevolk", tobte Brose vor Motz, der verfroren auf dem Sofa saß.

Der fragte: „Wann kommt die Frau, die hier heizt?"

Brose schrie: „Das ist nicht deine Wohnung, das ist mein Büro."

„Aber Brose", klagte Motz, „du wirst doch auch nicht frieren wollen."

Der höhnte: „Aber Brose, aber Motz."

„Was ist bloß geschehen?"

Das war eine gute Frage. Sofort setzte sich Brose, klappte seinen Hut auf den Tisch hin: „Es ist alles aus. Wir müssen doch zu den Spartakisten. Die Regierung versagt."

„Was du sagst."

Brose wiegte in Voraussicht des völligen Unterganges den Kopf: „Es ist eine unglaubliche Unordnung im Land. Wir brauchen eine starke Hand. Wir brauchen den Kaiser. Und wenn das nicht ist, dann Liebknecht."

„Um Gottes willen."

„Es geht nicht anders. Man muß sich entscheiden. Diese Republik — Republik nennt sie sich — versagt bis auf das letzte. Man beschlagnahmt neuerdings Zigarren."

„Was?"

„Zigarren."

„Ja, warum?"

Brose resigniert: „Ich weiß nicht. Ich versteh' überhaupt nichts mehr. Ich weiß nicht, was ihnen die Zigarren getan haben. Warum sie nicht Fleisch oder Eier oder Hühner beschlagnahmen. Die sind doch wichtig fürs Leben. Oder Fett. Wie ernährt sich das kleine Volk? Sieh dir das auf den Straßen an. Aber Zigarren! Meine Zigarren! Wo ich erst seit einer Woche Zigarren verkaufe."

Er richtete sich plötzlich auf und richtete von der Seite — sie saßen nebeneinander auf dem Sofa — einen durchdringenden Blick auf Motz: „Wer ist diese Gefärbte? Eine Spionin. Hab' ich es dir nicht gesagt?"

„Warum?"

Motz war gebrochen, was hatte er angerichtet. Brose an sein Ohr: „Hab' ich dich nicht gewarnt? Sie hat mich angezeigt. Sie hat uns verraten. Dich auch."

„Aber das ist nicht möglich. Brose. Sie weiß von nichts."

„Sie weiß mehr als du. Einer war es doch. Es sind deine Weibersachen, die uns ins Unglück bringen."

„Brose", weinte Motz, „du hast heute nacht im Spiel verloren."

Er kalt: „Ich hab' im Spiel verloren, gewiß, Spiel ist Spiel, dadurch läßt sich ein richtiger Spieler nicht irremachen. Hörst du auf zu lieben, wenn dich eine Frau betrügt? Aber fünfzigtausend Mark? Im ganzen sollen für fünfhunderttausend Mark Zigarren beschlagnahmt worden sein, hörst du, für fünfhunderttausend Mark. Ein paar Lager gehören mir."

„Wer macht so was?" fragte Motz vergraust, „das sind ja ungeheure Beträge."

„Sag's ihnen. Sie wirtschaften im geheimen weiter Die Spartakisten haben vollkommen recht. Man muß sie mit Gewalt aus den Ämtern jagen."

Er wühlte in seiner Manteltasche, seine Hand war auf etwas gestoßen, er zog es heraus; echter Brose-Zenk: zerknüllte Hundertmarkscheine, ein ganzes Bündel. Er war überrascht, betrachtete unter den leuchtenden Augen Motzens das Bündel: „So. Ich werde mal hingehen auf das Amt. Die Leute werden mit sich reden lassen. Wo bleibt das Weib?"

„Ich kann dir eine Zigarre geben."

„Ich brauch' deine Zigarren nicht. Ich will bloß wissen, was heute Zigarren kosten."

„Dann will ich mich anziehen und selber gehen."

„Ich bitte darum."

Wie Motz sich den Mantel anzog, sagte er kein Wort davon, was ihm schwante, daß nämlich Toni nicht wiederkommen würde, weil er ihr einen Hundertmarkschein gegeben hatte. Aber Brose legte keinen Wert darauf, er gab ihm auch eine der Zigarren und wieder einen zerknüllten Hunderter.

Als er nach knapp fünf Minuten wiederkam, fand er Toni vor, mit einem neuen Hut, einem Paar eleganter Handschuhe, und in dieser Verkleidung suchte sie vergeblich den völlig indifferenten Brose zu umarmen.

„Fünfzig Prozent gesunken", rief er Motz hinter ihrem Hütchen zu und schob das Fräulein beiseite.

„Und was hast du bezahlt?"

Motz nannte einen Betrag.

Brose: „Also sechzig Prozent. Ein Preissturz. Sie werfen mein Geld auf die Straße. In Chemnitz und Hamburg sollen sie's ebenso machen."

Er stand auf und marschierte zwischen Fenster und Tisch hin und her: „Ich stürze diese Regierung. Sie soll meine Faust fühlen. Verarmung des Handels. Hast du gehört, was sie auf dem Schlesischen Bahnhof gemacht haben?"

Motz verneinte, er war in Tonis Anblick versunken, sie trug einen wunderbaren Topfhut neuester Mode, auch hatte sie sich unterwegs geschminkt, vielleicht nicht völlig gewaschen, sie sah warm und sehr satt aus, sie schob Motz diskret unter dem Tisch eine Tüte Pralinés zu.

Brose kalt: „Da haben sie ganze Eisenbahnzüge mit Lebensmitteln beschlagnahmt. Geh auf den Markt oder frage Schleichhändler, du wirst Preise hören. Sie haben einen Eisenbahnzug in voller Fahrt angehalten, natürlich unter Komplizität des Zugführers, und haben in bar drei Millionen gestohlen. So geht man jetzt vor."

„Wer ist das?"

„Die Regierung. Dahinter stehen Interessenten. Man kon-

fisziert. Daher bin und bleibe ich für Liebknecht. Wenn schon, denn schon."

Und er sank auf den Stuhl und vergrub hilflos das Gesicht in den Händen: „Ich bin geschlagen."

Da erwies sich Motz als Freund. Er flüsterte mit Toni, sie verschwanden. Nach zehn stummen Minuten erschienen sie und verbreiteten Fröhlichkeit. Es war ein gediegenes Frühstück, das sie heraufschleppten. Eier, Wurst, Brot, Bier, Kuchen, auch Bonbons. Und nach weiteren zehn Minuten aßen sie und dämpften ihren Schmerz.

„Versuch es noch einmal mit der Regierung", meinte Motz während des Frühstücks.

Brose halsstarrig: „Nein. Es ist zuviel."

Auch Antonie flehte ihn an, in seinem Zorn nicht zu weit zu gehen.

Brose trank Bier: „In einem Zustand haben diese Hohenzollern das Land hinterlassen."

Zuletzt steckten er und Motz sich eine der neuen billigen Zigarren an, und der Finanzier trat in das Stadium der Meditation, Toni wurde mit einem neuen Schein gnädig entlassen, ein wildes Telephonieren begann. Motz wollte unbemerkt fliehen, aber er durfte nicht, er diente Brose als Blitzableiter.

„Was macht deine Parzelle, deine Laube in Friedrichsfelde?" fragte zwischen zwei wütenden Telephongesprächen Brose seinen Freund und strich sich mit unheimlicher Gleichmäßigkeit den Bart, ein Zeichen gefährlicher Erregung. Motz beeilte sich, zu versichern, daß er zwar im Winter nicht hinaus in die Natur gehe, daß die Parzelle aber noch sein Eigentum sei.

„Gut, gut", meinte Brose in unheimlicher Ruhe, „du bist doch Bauernrat?"

Die Angst überfiel Motz, er wagte nicht, nein zu sagen.

Brose stand und bewegte sich nicht: „Also, machen wir es von da. Wenn sie es haben wollen, kämpfen wir, bis aufs Messer. Ich ergebe mich nicht. Was für eine Fahne habt ihr?"

„Die rote natürlich. Oder die schwarze."

„Die rote", bestimmte Brose, „eine schwarze kenne ich nicht."

„Gottes willen!" stöhnte Motz.

Brose unerbittlich: „Alle Lager sind hin, alle. Verstehst du. Die rote, es bleibt dabei."

Sie gingen nach unten in die Kneipe, rauchten und wurden menschlicher. Sanft blickte Brose durch das Schaufenster neben den hängenden Würsten auf die Straße, er hatte seine Uhr vor sich auf dem blankgescheuerten Holztisch. Motz wußte, jetzt zählte Brose zwei oder drei Minuten lang die Männer und Frauen, die die Straße weitergingen; er hielt seinen kleinen Silberstift in der Hand und machte auf der Holzplatte Striche, links Männer, rechts Frauen. Das ergab Zahlen für das Spiel heute nacht.

Reichskonferenz in der Wilhelmstraße

Strahlende Gesichter sah man in den Mittags- und Nachmittagsstunden in dem Gebäude der Reichskanzlei, wo auf den Ruf, die Reichseinheit zu wahren, Vertreter aus allen Ländern zusammengeströmt waren. Das ganze von Bismarck errichtete Reich war beisammen, und mehr als das: ein Herr aus Österreich erschien, und was der zu sagen hatte, war zu schön, um es gleich zu verraten.

Man öffnete den großen Sitzungssaal. Die prächtigen Teppiche lagen auf den Treppen, der Sitzungssaal funkelte vor Licht. Dies war ein Amt, eine Behörde. Hier war Deutschland.

Im Zimmer des ehemaligen Reichskanzlers Ebert gingen drei Volksbeauftragte auf und ab. Die Herrschaften debattierten, jedoch in aller Freundlichkeit. Ein Mann aus München war angereist gekommen, auf Einladung der Regierung, und die drei Rechtssozialisten wüteten und wollten den Kerl in offener Sitzung denunzieren, weil er, wie bekannt geworden war, privatim und hinterrücks Verhandlungen mit Vertretern von Sachsen, Baden und Württemberg geführt hatte, um sie zu bewegen, ein Sonderreich, ein eigenes Direktorium der deutschen Südstaaten zu bilden, um es den unfähigen und reaktionären Nordstaaten entgegenzustellen. Kurt Eisner gegen Friedrich Ebert. Aus dem Plan konnte nichts werden, weil es bei den Badensern und den andern immerhin vernünftige Leute gab, gute Demokraten, die alles

gleich weitererzählten. Aber das Donnerwetter mußte doch dreinschlagen.

Und wie sie, erregt, aber einer Meinung, dies besprachen — Ebert meinte geringschätzig, die Sache habe nicht viel auf sich, man kenne den guten Eisner, er werde sich sehr die Finger verbrennen —, wurde er zu einer kurzen Unterredung mit einem Major herausgebeten.

Im Nebenzimmer begrüßte Ebert sehr herzlich diesen Herrn, der ihn gelegentlich über Heeressachen orientierte. Der Major, ein ruhiger kurzangebundener Mann, war völlig aus dem Häuschen.

„Aber warum, warum, Verehrtester?"

Es ging um denselben Eisner, den Unglückswurm aus München.

„Exzellenz müssen eingreifen, es ist unerhört. Er vernichtet alle Möglichkeiten eines gerechten Friedens ..."

„Was denn?"

„Diese Veröffentlichungen über die Schuld Deutschlands am Krieg. Das ist Hochverrat."

Ebert blickte sinnend vor sich: „Man muß sich bei dem Mann auf alles gefaßt machen. Er ist ein Phantast, ein Träumer."

Der Major war erstaunt: „Ein Verbrecher. Ein Mann, der heute hier im Haus erscheint bei einer Reichskonferenz. Machen Sie von Ihrem Hausrecht Gebrauch; setzen Sie ihn vor die Tür. Wir werden ihn uns holen."

„Sie werden nichts tun, Herr Major."

„Ich bitte um Entschuldigung, Exzellenz, es war nur eine Bemerkung. Aber dieser Mensch ist gemeingefährlich. Er ist jetzt bayerischer Ministerpräsident, verfügt über Geheimarchive und plündert sie unter dem Hohngelächter der Entente aus."

Der Volksbeauftragte nickte freundlich ernst. Er war trotz allem genug Sozialist, um dem Militär den Ärger über die Enthüllungen zu gönnen. Er erzählte: „Sie dürfen ihn nicht zu ernst nehmen. Man hat ihm gesagt, seine Offenheit mache einen vorzüglichen Eindruck auf die Alliierten. Und nun hat ihm ein unglückseliger Narr, ein Amerikaner, Pazifist wie er, eingeredet — ein gewisser Herron —, der Präsident Wilson wünsche vor allem von Deutschland ein vollständiges und offenes Schuldbekenntnis. Er ist auf den Leim gegangen."

Der Major: „Kassel tobt über die Publikation."

„Man beruhigt sich schon wieder. Übrigens lassen wir uns nicht Fehler früherer Regierungen anhängen."

Der Major machte erstaunte Augen, dann lächelte er: „Natürlich." Man verstand sich.

Das Gebäude der Reichskanzlei stand ernst und würdig hinter seinem Gitter. Und als die Stunde gekommen war, öffneten sich die Türen der Büros und mehrere Herren stiegen die Treppe hinauf und tauchten in den Glanz der Lichter. Man trug ihnen dicke Akten nach.

Die Regierung betrat den Saal.

Sie wurde zu ihrem Leidwesen nicht den Umständen entsprechend empfangen. Es liefen zwar einge Herren auf sie zu und schüttelten ihr die Hände. Aber das Feierliche fehlte, die meisten blieben sitzen oder standen herum. Man rauchte und sprach und sprach und nahm vom Einzug keine Notiz.

Unbeirrt ließ sich die Regierung auf den Stühlen nieder, die sie sich oben am Tisch reserviert hatte. Freilich mußte man sogar von da schokoladekauende Herren aufscheuchen, die, statt sich zu entschuldigen, lächelnd sagten: „Da haben wir Ihnen Ihren Platz eingewärmt."

Da man sich nicht mit den deutschen Zuständen, sondern mit dem Reich des Fürsten Bismarck befassen wollte, so trat man in eine Beratung ein, welche vier Punkte betraf: Erstens die Aufrechterhaltung der Einheit dieses „Reiches", wozu man sich eine Nationalversammlung wünschte (man nannte weder den Namen Bismarcks noch eines der drei Kaiser, in begreiflicher Diskretion), zweitens nochmal die „Einheit des Reiches", und die nun einmal vorhandenen Arbeiter- und Soldatenräte sollten bis zur Nationalversammlung den Volkswillen repräsentieren, und schließlich drittens, damit Nummer eins bis zwei schnell ginge, man solle auf einen schleunigen Präliminarfrieden drängen. Das war das patriotische Konferenzprogramm, das, sauber getippt, vor allen Vertretern der Länder auf dem Tisch lag.

Es erhob sich nach einer kurzen Begrüßung einer, der noch aus der letzten Kaiserzeit stammte und daher wahrhaftig legitimiert war, zu dieser Sache zu sprechen, ein Staatssekretär namens Solf. Der Biedere sprach ohne Falsch

„In unserer Lage", erklärte er mit geheimrätlichem Knarren, „ist die einzige Rettung eine pazifistische Politik. Damit kann man taktisch versuchen, den Imperialismus der Alliierten einzudämmen. Allerdings herrscht auch in Amerika Siegesstimmung. (Er machte bei dieser Mitteilung eine Pause. Alle fühlten, wie traurig er war, daß bei andern Siegesstimmung herrschte). Er sprach von „dem unbedingten Vernichtungswillen Frankreichs". „Was ist die Aufgabe dieser Konferenz? Sie muß beschließen: die Regierung als Zentralgewalt darf keiner Kontrolle unterstellt werden. Die Auslandsgeschäfte dürfen nur durch die Reichsregierung laufen. Für die Nationalversammlung muß man einen Ort außerhalb Berlins suchen."

Nun stand geräuschvoll, nach Dankabstattung an die Regierung, ihn mit diesem Referat betraut zu haben, der Journalist und ehemalige Staatssekretär und Abgeordnete Erzberger auf und zeigte, was man Deutschland antat mit den Waffenstillstandsbedingungen, und wie es unter diesen Bedingungen litt und daß man dagegen protestieren, protestieren und protestieren müsse. Er nannte Daten und schlug auf den Tisch.

Er stammte aus Buttenhausen in Schwaben und war der pausbäckige Führer der Delegation von vier Männern, die als deutsche Unterhändler am Freitag, dem 8. November, früh, im Hauptquartier des Marschalls Foch anlangten, wo man ihnen die Waffenstillstandsbedingungen der Alliierten übergab. Er war schon mit achtundzwanzig Jahren Reichstagsabgeordneter der Zentrumspartei. Er hatte im Reichstag gegen den U-Boot-Krieg gekämpft, eine Friedensresolution durchgesetzt und schwor damals: wenn er sich mit Lloyd George oder einem andern der Gegner an einen Tisch setzen würde, so würde es nur ein paar Stunden brauchen, um zu einer wirklichen Verständigung zu gelangen.

Wie er sich setzte, verneigten er und die Regierung sich gegeneinander.

Den, der sich jetzt zum Wort meldete, kannten die meisten Anwesenden nicht von Angesicht. Es war der, über den sie im Beratungszimmer hergefallen waren, der ehemalige Chefredakteur der sozialdemokratischen Zeitung Berlins, des „Vorwärts", Kurt Eisner, ein kleiner älterer Herr mit einem dichten grau-

braunen Vollbart und einem schlecht sitzenden Kneifer. Er trug einen unordentlichen Straßenanzug, lange wirre, schon graue Haare fielen ihm im Nacken über den Kragen. Als Minister des bayrischen Volksstaates hatte er am 12. dieses Novembers über den Berner Bundesrat eine Kundgebung an den Präsidenten Wilson und die Regierungen Frankreichs, Englands, Italiens und an die Proletarier aller Länder gerichtet, worin es hieß:

„Das bayrische Volk hat zuerst in Deutschland unter Führung von Männern, die seit Beginn des Krieges den leidenschaftlichen Kampf gegen die frevelhafte Politik der deutschen Regierungen und Fürsten geführt haben, in einer stürmischen und von endgültigem Erfolg gekrönten revolutionären Erhebung alles und alles beseitigt, was schuldig und mitschuldig am Weltkrieg war. Bayern hat sich als Volksstaat proklamiert, das ganze Volk begeht jubelnd seine Befreiung. In diesem Augenblick stürzt auf das junge Bayern die Veröffentlichung der Waffenstillstandsbedingungen der alliierten Mächte herein. Die neue Republik wird in kurzer Zeit Wüste und Chaos sein. Jetzt ist die Stunde gekommen, wo durch einen Akt weit ausblickender Großmut die Versöhnung der Völker herbeigeführt werden kann. Der Völkerbund kann niemals werden, wenn er beginnt mit der Ausrottung des jüngsten Gliedes demokratischer Kultur. Das Schicksal der Menschheit liegt in den Händen der Männer, die jetzt verantwortlich sind für die Herbeiführung des Friedens und der Neugestaltung der zerrütteten Völker."

(Ein fast gleichzeitiges Telegramm der Berliner Häupter der Sozialdemokratie an neutrale Freunde redete von der „Volksernährung" und versetzte den Waffenstillstandsbedingungen, „die von imperalistischen-Regierungen diktiert" seien, scharfe Hiebe.)

Eisner, maßlos bitter und ein Zittern seines schwächlichen Körpers unterdrückend, zwang seine Stimme zu einem geschäftlichen Ton:

„Ich wünsche zu bemerken, daß die beiden eben gehaltenen Referate nicht ahnen lassen, daß im Lande eine Revolution stattgefunden hat." (Die Regierung blickte betreten vor sich, sie genierte sich wegen der beiden kaiserlichen Referenten.) „Wir brauchen unkorrumpierte Leute. Herr Erzberger hat die öffentliche Weltmeinung vergiftet. Solf gar — will nur mit Wilson

verhandeln. Dabei stellt alles, was die beiden Herrn tun und sagen, nichts als Konterrevolution dar. Ich möchte den beiden Herren Referenten einen Rat geben: der Kaiser, ihr Herr und Meister, ist geflohen, sie mögen ihm folgen."

Darauf setzte er sich und schob mit zitternden Fingern seinen Kneifer auf der Nase zurecht. Da und dort lächelte man. Einige stimmten mit wilden Mienen zu.

An der Regierungsecke räusperte man sich, und der Volksbeauftragte Ebert steckte seinen höflichsten Ausdruck auf: er hätte nunmehr etwas Besonderes mitzuteilen. Ein ganz besonderer Gast weile unter ihnen, ja bei dieser Beratung der deutschen Reichskonferenz ein Gast. „Sie wissen alle, es ist der deutsch-österreichische Gesandte Hartmann. Ich darf ihn den übrigen Herren vorstellen (Hartmann erhob sich, allgemeines Klatschen). Wir begrüßen Sie herzlich, ganz herzlich." Hartmann dankte; er fühle sich schon zu ihnen gehörig.

Man setzte sich. Die Verhandlungsleitung tuschelte: besser hätte man Eisner nicht zudecken können.

Es glaubte aber der Rechtsanwalt Heine noch ausdrücklich Erzberger verteidigen zu müssen, nachdem er ein paar Worte mit der Regierung getauscht hatte. Er wies, mit einer vor Erregung brüchigen Stimme, darauf hin, daß es doch nicht anginge, ohne sofortigen Widerspruch solche Worte, wie man sie eben gehört habe, über einen Mann wie Erzberger vorzubringen. Seine sonstigen Verdienste beiseite — sie seien jedem, der die letzten Kriegsjahre bewußt erlebt habe, zu bekannt, als daß er sie hier aufzählen müßte —, aber grade die Stelle, die ihn so scharf, so hart, so ungerecht angriff, möchte sich erinnern, was Erzberger, in der ersten Linie kämpfend, gegen die Militärherrschaft im Reich, geleistet habe (und was wohl auch für die Revolution nicht ohne Bedeutung war).

Heine saß, Eisner blickte kalt vor sich.

Es war nichts. Man hatte die Degen gekreuzt.

Einer hieß Ulrich, aus Hessen, vom Lande, eine friedliche behäbige Seele. Als er sich zum Wort meldete, wußte man, es würde nichts Aufregendes, vielleicht ein saftiger Kernspruch kommen. Er meinte, ohne sich aus dem geräumigen Stuhl vorzubewegen: „Das Reich muß bestehen. Wenn sich aber in Berlin eine Dik-

tatur breitmacht, so sage ich für nichts gut." Dies erläuterte er nach keiner Seite. Er war es zufrieden und die andern auch.

Dann gab es den schon lange erwarteten Zwischenfall. Als der Präsident der Republik Braunschweig, Merger, seinen Stuhl zurückschob und klein und klumpig, ein richtiger Miniaturzyklop, den Tisch betastete, sah es aus, als ob er den Tisch umkippen wollte. Er paßte schrecklich schlecht in diese vornehmen Räume, und ihm paßte selbst hier offenbar vieles nicht, er fühlte sich in eine Falle gelockt und wollte sich mit einem Gewaltstreich daraus befreien. Was er zuerst sagte und fluchte, mußte Dialekt sein, es waren unverständliche Schimpfworte, mit denen er seinen Karren in Bewegung brachte. Dann machte er Front zur Regierung und brüllte. Aus dem Gebrüll hob sich ein Satz hervor: „Diese Regierung muß vom Zorn des Volkes weggefegt werden."

Totschlaglustig stand er einige atemlose Sekunden noch am Tisch, dann berührte ihn ein Nachbar am Ärmel, schob ihm den Stuhl hin, und sofort setzte er sich wie ein Automat, geräuschvoll, ohne seinen Blick von der Regierung loszulassen.

Während man rechts und links rot wurde, die Stirn kräuselte, die Schultern hob, saß Ebert aufrecht, Auge in Auge mit dem Mann, und nahm wie durch Induktion eine Ähnlichkeit mit ihm an. Auch seine Stimme, nachdem sich Merger gesetzt hatte, war bäurisch schwer. Es sprach kein geschmeidiger Diplomat, sondern einer aus demselben Holz wie der da. Er nahm die Attacke als gegen sich gerichtet und wartete, bis sich der andere gesetzt hatte. Dann räusperte er sich, und man wußte, dies Räuspern ersetzte ein Dutzend Flüche derselben Sorte, wie sie Merger von sich gegeben hatte. Dann kam mit einer künstlich herabgesetzten Lautstärke, aber in derselben heftigen Weise der eine Satz: „Die Regierung ist getragen vom Vertrauen der Arbeiter- und Soldatenräte."

Das Duell war beendet.

Man legte dem Vorsitzenden einen Zettel hin. Der ölige Herr, Scheidemann, sein Parteifreund, bat ums Wort. Er saß vorgebeugt und warf dem Vorsitzenden einen lockenden vielsagenden Blick zu, bekam das Wort, und siehe, er wandte sich verbindlich zärtlich an Eisner, um, wenn auch nicht seine Worte von heute, so doch einen Satz von früher zu unterstützen: nämlich daß man

im Augenblick der Zerrüttung nicht sozialisieren könne. Zweifellos stehe Eisner noch heute zu dem Satz, den er vor einigen Tagen geprägt habe. Eisner könnte nicht widersprechen. Nur um dies zu sagen und um diese Einheit in diesem zentralen Punkt zu unterstreichen, habe er das Wort ergriffen. Es gäbe naturgemäß Dinge, in denen er anderer Meinung sei, aber sie kämen doch in Wirklichkeit nicht auf gegen andere, und es sei eigentlich mehr Temperamentssache, ob man die peripheren Dinge, sie mögen noch so sehr das Gemüt beschäftigen oder einen irritieren — wer fühlt sich heute nicht durch dies und jenes irritiert, die Revolution ist ein großer Mischkessel —, ob man aus Gründen des allgemeinen Wohls, das doch allen gleichmäßig am Herzen liege, sich nicht lieber an das Notwendige, Gemeinsame halten solle. Er frage das ernsthaft und natürlich ohne jeden Tadel, der ihm ja nicht zustände, den Kollegen Eisner und andere hier, die alle das eine wollen: das Reich erhalten und seinen Untergang in Unordnung verhindern. Und da müsse er, Scheidemann, so bitter es ihm wäre — es solle keiner an seiner sozialistischen Gesinnung, an seinem Glauben an der Revolution zweifeln —, er müsse an das Gewissen aller hier im Raum, aus welchem deutschen Land auch immer, appellieren: „Glauben Sie, daß ein Klassenparlament der Arbeiter- und Soldatenräte dem Reich, der Reichseinheit, dem Zusammenhalt aller, wirklich aller Deutschen dienlich sein kann?"

Ein gefährliches Murmeln entstand unten am Tisch. Scheidemann fühlte, er hatte sich zu weit vorgewagt und wehrte sofort ab, die Arme wie Schwingen ausbreitend:

„Was wir brauchen nach dem schrecklichsten aller Kriege ist Friede, Friede, Friede. Die Not ist ungeheuer. Jeder hat dafür seine eigenen Erfahrungen. Wir dürfen die Dinge nicht komplizieren. Stellen wir voran, was uns eint: Volksherrschaft, Demokratie, nachdem nun mal das Volk an die Macht gekommen ist."

Irgendeiner rief: „Wo ist das Volk?"

Der Vorsitzende, trotz seiner niedergeschlagenen Augen, auf der Lauer, warf zurück: „Bei einer Regierung, die vom Vertrauen der Arbeiter- und Soldatenräte getragen ist."

Dagegen ließ sich nichts sagen. Eisner knöpfte sich mit einem spöttischen Ausdruck die Jacke zu.

Man erhob sich zu einem Imbiß im Nebenraum, von dem man sich eine persönliche Fühlungnahme der Delegierten erhoffte.

Das Gegenteil erfolgte: Klüngel gruppierten sich und man tuschelte untereinander.

Bevor die Herren auseinandergingen, sprach der Vorsitzende Ebert allen, die, jeder auf seine Weise, dem Wohle des deutschen Reiches dienten in dieser schweren Zeit, den Dank der Regierung aus:

„Eines ist sicher: wenn eine deutsche Republik leben soll, so bedarf sie der Arbeit. Wir haben über Sozialisierung gesprochen, wir werden noch mehr, noch eingehender über sie beraten, in Gegenwart, unter Mitwirkung aller Beteiligten, Fachmänner, Finanziers, Gewerkschaftler, Arbeiter, Politiker. Aber eines bleibt sicher: Sozialismus ist Arbeit (Händeklatschen, Bravo). Beseitigung der Kriegsübel, Hebung der Volksernährung auf ein normales Niveau ist unsere dringlichste Arbeit. Daher appelliere ich an die deutschen Arbeiter und Soldaten. Sie mögen die fünfzig Jahre sozialistischer Erziehungsarbeit nicht vergessen."

NACHKLÄNGE

Einige Nachklänge zu der langen Konferenz und sonstige Vorgänge am Abend tags darauf, die den Gemütszustand einiger Offiziere und eines Politikers beleuchten. „Lebewohl, Liebe", sagt ein junger Mann und kämpft gegen die Polen. Das ereignet sich am 26. und 27. November.

Kabarett am Kurfürstendamm

Abends gab es Tumult in einem Kabarett am Kurfürstendamm. Eine Kapelle füllte die Pausen zwischen den artistischen Darbietungen, Gesängen, Tänzen mit Musik aus Es war ein neues, kleineres und sehr elegantes Lokal, man aß und trank, und es erschienen Offiziere. Als man nach einem neuen Schlager lustig geworden war und die Musik wieder sachte dudelte, riefen die Offiziere einen Kellner herbei, dem sie eine Bestellung für die Musik übergaben.

Sie verlangten „Heil dir im Siegerkranz!" Als die Kapelle ruhig weiterspielte, randalierten sie und begannen zu rufen. Der Geschäftsführer erschien und suchte die Herren zu beruhigen. Sie verlangten die alte Kaiserhymne. Der ehrlich erschrockene Mann suchte zwischen Offizieren und Kapelle zu vermitteln. Ein Offizier, der jüngste von den fünf, stand auf und ging zum Podium: „Warum wollen Sie denn die Hymne nicht spielen. wenn wir sie verlangen? Sie spielen doch jeden Dreck, den das Publikum will."

Der erste Geiger, der dirigierte, antwortete nicht, weil er nicht zu antworten wußte. Aber der Cellist an der Rampe, ein älterer Mann, antwortete, wie der Offizier mit noch stärkerer Stimme und neuem „Donnerwetter" seine Frage wiederholte: „Weil wir hier nicht beim Kommiß sind. Wir spielen Ihr Kaiserlied nicht." Der Geschäftsführer bat den Offizier zu bedenken, dies sei ein unpolitisches Lokal, eine Bar für jedefmann.

„Dann ist sie auch für mich!" schrie der junge Offizier. Die vier andern applaudierten.

Darauf besprachen sich die fünf Musiker unter sich, der Geschäftsführer trat zu ihnen auf das Podium, sie verschwänden

gemeinsam durch die Tür der Artisten. Der Offizier stand wartend da. Mehrere Herren und Damen aus dem Publikum — man war etwa dreißig — klatschten ihm zu, er nahm davon keine Kenntnis. Dann zeigte sich der Geschäftsführer allein wieder und teilte betreten mit, die Kapelle habe sich geweigert, das Lied zu spielen.

Der Offizier: „Und?"

„Sie sind weggegangen."

Der Offizier drehte sich zum Publikum und zu seinen Freunden um: „Die Flucht ergriffen."

Der Geschäftsführer öffnete hilflos die Arme.

„Dann singen wir allein ‚Heil dir im Siegerkranz', auf den übrigen Mist verzichten wir."

Und er — während hinten die Offiziere aufstanden und sich noch mehrere Personen erhoben, Herren und Damen — legte mit einer nicht schlechten Stimme los, der Chor fiel ein, sie sangen auch die zweite Strophe. Als man fertig war und geklatscht wurde, verzog sich der junge Offizier an seinen Tisch, nicht ohne einigen Leuten zu seiner Rechten, die sich nicht bewegt hatten, zuzurufen: „Euch wird man Mores lehren, Herrschaften." Die Offiziere verschwanden ziemlich rasch.

Der Geschäftsführer bat die noch Anwesenden um Entschuldigung für den Zwischenfall. Ein Tisch riet ihm, sich eine andere Kapelle zu besorgen. Er klagte: „Heute ist alles so empfindlich. Die Musiker wollen nicht."

„Kündigen Sie denen, sie verderben Ihnen das Geschäft."

„Es sind ordentliche Leute."

„Bestimmt Unabhängige."

„Ganz Unpolitische, alle Gewerkschaftler."

Man blieb dabei: „Unabhängige."

Ein ehemals kaiserlicher Leutnant

Es war auch ein Leutnant, aber in Zivil, der sich um diese späte Abendstunde nicht weit vom Kurfürstendamm auf den Straßen herumtrieb, am Arm eines älteren Herrn. Sie strichen

die Wilmersdorfer Straße herunter, suchten dunkle Straßen auf, der jüngere führte.

Dies war der Leutnant von Heiberg, der zuletzt in Garnison in dem elsässischen Städtchen stand, das wir schon kennen — vom Oberleutnant Becker und Leutnant Maus her, sie lagen da im Kriegslazarett, Hilde war ihre Krankenschwester —, und von Hanna und ihrem kleinen Provisor her; aber dies ist der Leutnant Heiberg, ihr Geliebter, der in den ersten Revolutionstagen hatte fliehen müssen, weil er auf zwei „Meuterer" geschossen hatte. In Berlin, seiner Heimat, in dem großen weiten Berlin war Heiberg durch Zufall seinem Major in den Arm gelaufen, heute am ersten Tag, an dem er sich nach Berlin wagte.

Der Major mußte ihm nachlaufen, Heiberg war starr, als sein ehemaliger Major ihn ansprach. Heiberg erzählte, daß er sich in Döberitz aufhalte, wo man Truppen zusammenstelle. Nach Hause hatte er bis zum heutigen Tag, seit dem 11., als er ankam, nur telephoniert, sein Vater hätte ihn einmal in Döberitz besucht, aber er hätte ihn gebeten, die Besuche zu unterlassen.

Der Major: „Und heute trieb es Sie doch. Und mir laufen Sie in die Arme. Sie Held."

„Sprechen Sie nicht davon, Herr Major. Man hetzt mich."

„Wer? Wer hetzt Sie?"

„Mein Vater hat Telephonanrufe bekommen. Es haben tagelang Leute vor unserm Haus herumgelungert."

„Wegen der beiden Kerle?"

„Es muß schon sein. Man hat mich auch in Döberitz gewarnt, ich habe einen andern Namen angenommen, die Bande ist scharf auf mich."

„Wie heißen Sie denn?"

„Müller."

„So ist's recht. Da weiß man gleich, wen man vor sich hat." (Der Jüngere lachte nicht mit).

Heiberg: „Ich bin 'rübergekommen, um mir ein paar Briefe abzuholen (er trug ein verschnürtes kleines Paket in der linken Hand). Das war das erste- und letztemal. Ich will weg."

„Besteht absolut kein Grund wegzugehen. Sie haben dazubleiben, wo man Sie braucht."

Heiberg hatte eingefallene Backen, seine Augen waren unruhig,

sie gingen unter einer Eisenbahnbrücke nach dem Kaiserdamm zu, die Straße war fast tot.

Heiberg: „Ich bin hier überflüssig, Herr Major. Ich kann hier nichts leisten. Es ekelt mich, auf Zivilisten zu schießen."

„Ist auch ekelhaft, sind aber lauter verkleidete Soldaten, wollen nachher bloß besser weglaufen."

„Ich hoffe, wir sind bald komplett und rücken ab, nach Osten. Die Kameraden, Herr Major, denken wie ich: 'raus aus Berlin, 'raus aus dem Reich."

„Warum? Der Dreck?"

„Jawohl."

Der Major: „Es ist ein furchtbarer Dreck hier. Den müssen wir beseitigen. Da dürfen Sie sich nicht drücken."

Der Jüngere gab keine Antwort.

Grade fuhr eine leere Taxe vorbei, der Major rief sie an, er befahl dem Jüngeren einzusteigen. Drin sprachen sie nicht. An der Ecke Fasanenstraße stiegen sie aus.

Der Major: „Da hinten ist unser Büro. Sie kommen mit und nehmen Fühlung mit meinen Leuten. Sie machen schlapp."

Der Jüngere antwortete nicht.

Ein ehemals kaiserlicher Major

Der Major: „Sprechen Sie doch."

„Sie haben völlig recht, Herr Major, man muß den Dreck beseitigen. Ich habe meine Pflicht getan. Als sie den Oberst angriffen, hab' ich nicht zurückgezuckt. Und ich steh' noch heute dazu. Aber hier in Berlin — nein. Ich mach' nicht mit Ich stelle mich nicht auf den Boden der Tatsachen. Den Aufstieg der Minderwertigen, das mach' ich nicht mit."

„Und was wollen Sie hier?"

Aber sie waren schon vor dem Haus, sie stiegen rasch die Treppe hinauf, gleich hinter ihnen kam jemand, der ging in den Spielklub Fasanenstraße. In der Wohnung des ersten Stocks arbeitete man im ersten Raum, der Major stellte flüchtig vor, knipste dann nebenan Licht, es war ein Büro, wo aus früherer

Zeit noch ein Sofa und ein Diwan stand. „Sie können hier übernachten, wenn Sie nicht mehr zurückkönnen."

Heiberg: „Danke verbindlichst, Herr Major. Werde davon Gebrauch machen."

„Dann sagen Sie mir also, was Sie vorhaben, wenn Sie sich nicht auf den Boden der Tatsachen stellen, über den Sie und Ihre Kameraden sich anscheinend mokieren. Extratouren, Verehrtester, vertragen wir nicht."

Wieder schwieg der Jüngere.

„Warum reden Sie eigentlich nicht, Leutnant? Sind Sie krank? Ist Ihnen nicht wohl?"

„Bitte gehorsamst um Entschuldigung, Herr Major. Wir sprechen alle wenig, drillen unsere Leute und denken nicht. Wir schreiben auch keine Briefe, lesen keine Post."

„Wissen Sie, das tät' ich nicht. Man muß wissen, was der Feind tut. Ich hab' meine Galle. Wenn's zuviel wird, geht's mir oben 'raus."

Der Jüngere, der zusammengesunken auf dem Diwan saß, die Hände auf den Knien, sein kleines Paket vor sich am Boden: „Wir werden uns schlagen, wenn's so weit ist. Das Vaterland kann auf uns rechnen. Das Vaterland ist nicht untergegangen. Wir haben keine Heimat mehr. Aus diesem Sumpf gehen wir heraus, und wenn wir wiederkommen, wird man uns sehen."

„Also erst Polen und Bolschewiken jagen."

„Ja. Wir müssen noch einmal 'ran. Wir möchten noch einmal 'ran. Siegen oder fallen. Nicht dieses Ende."

Der Major rückte mit seinem Stuhl vor ihn, schob das Paket mit dem Fuß beiseite: „Sind von den Jungen, Leutnant Heiberg, sagen Sie, viele wie Sie?"

„So denken die meisten."

Der Major: „Eine Selbstmördergeneration."

Der Leutnant richtete sich momentan auf: „Nein, Herr Major. Eine Opfergeneration. Wir sind bereit, es zu sein. Das Vaterland kann auf uns rechnen."

Der Major strich an seinem Kinn und betrachtete den Jüngeren aufmerksam: „Das ist mir alles neu. Freut mich andererseits. Es gibt Überraschungen."

Zufällig fiel sein Blick auf die Wand über dem Diwan, wo

unter einem gewaltigen bunten Schlachtenbild, die Erstürmung der Düppeler Schanzen, die üblichen kleinen Zettel und Bekanntmachungen des Büros hingen: „Alle Militärpersonen, die in Berlin eintreffen, haben Nachstehendes zu beachten: der Vollzugsrat sowie die Zentralauskunftsstelle befinden sich im Abgeordnetenhaus, Prinz-Albrecht-Straße 5."

Daneben: „Genossen, Arbeiter, Soldaten. Wer irgend kann, heraus aus Berlin. Im O.S. werden dringend Arbeitskräfte gebraucht, bes. Schlosser, Schmiede. Der Vollzugsrat."

Darüber groß: „Zentrale für Heimatsdienst. Ohne Ordnung kein Brot. Unordnung bringt Hungersnot."

Der Major tippte dem Jungen auf die Schulter: „Sehen Sie sich das an. Das sind wir."

Der Jüngere ließ den Blick darüber laufen: „Ich weiß."

„So ganz nichts sind wir doch nicht. Soll kein Vorwurf sein. Muß mich immerhin verteidigen. Wenn wir nicht arbeiten und nicht vorwärts kommen, nützt Ihre ganze Opferei nicht. Sie werden abgeschossen und damit basta."

„Wir sind davon überzeugt."

Der Major verabschiedete sich und kündigte sich für das Lager in einer Woche an. Das Klappern der Schreibmaschinen hörte nebenan bald auf.

Das Briefpaket lag geöffnet neben ihm, Heiberg griff nach einem Bogen.

Hanna schrieb, Sehnsuchtsbriefe.

Hanna — was war das für ein schönes bewußtloses Jahr in dem elsässischen Städtchen, Liebe und Dienst, Dienst und Liebe, und draußen Krieg, Deutschlands Untergang. Eine ferne Welt. Wie sie am letzten Tag, vor der Flucht, ihre Tür öffnete. Wir umarmten uns noch einmal in der Mädchenkammer. Dann die Nacht im Zimmer des Provisors, in der Apotheke — und am Morgen Straßburg — und die Kehler Brücke.

Sie schreibt mir noch immer. Sie sehnt sich nach mir.

Ich verstehe nichts. Es rührt sich nichts in mir. Ein Leutnant mit Weiberaffären. Meine Verlobte.

Er schob den ganzen Pack vom Diwan.

Ich habe keine Verlobte. Ich bin an nichts gebunden. An nichts und nichts. Wir werden Deutschland retten.

Und stolz und aufatmend schloß sich, als der so gefüllte Tag zu Ende war und alle Gäste die noch eben strahlende Reichskanzlei in der Wilhelmstraße verlassen hatten, der Volksbeauftragte Ebert, noch mit einem rasch gegriffenen Bissen im Mund, in seinem Arbeitszimmer ein, nahm ein paar Bücher vom Regal links neben dem großen Tisch, schob mit der flachen Hand über die Tapete, die Tapete verschob sich, eine kleine Öffnung mit einem Telephon wurde sichtbar, noch kauend hob er den Hörer ab, als er schon, überrascht, die tiefe langsame Stimme mit süddeutschem Tonfall hörte, die er erwartete.

Die Stimme sagte ihm ins Ohr (er schluckte rasch das Brot herunter): „Bravo. Na also. Das war nun der letzte Moment. Eben wollte ich meinen Laden schließen."

Der Volksbeauftragte zog sich einen Stuhl mit dem Fuß heran, setzte sich und sprach gedrückt, dicht an der Mundöffnung des Hörers, leise: „Das freut mich, Exzellenz; ich bitte um Entschuldigung, aber es war ein heißer Tag."

Er berichtete in kurzen Sätzen dem Generalquartiermeister, wie alles beinah reibungslos verlaufen sei, man hätte den Herren draußen im Reich, Bayern und so weiter gezeigt, wie der Wind weht, es scheint, sie haben es verstanden. Wozu Gröner ihm von Herzen Glück wünschte, und man hätte ja weiß Gott ein paar gute Nachrichten nötig. Der Rückzug der Truppen vollzöge sich weiter glatt, und wenn dann von Berlin kein Widerspruch erfolge, so rechne man auf Wilhelmshöhe damit, in der ersten Dezemberwoche in Berlin einzumarschieren und mit der Säuberung der Hauptstadt zu beginnen.

Ebert tat so, als ob er nichts gehört hätte und fragte, wie sich der Soldatenrat beim Großen Hauptquartier verhielte.

„Den haben wir vollständig in der Tasche", meinte Gröner, „wir waren da etwas scharf vorangegangen, das kommt beim Angriff vor, wir heben das Verbot der roten Abzeichen und so weiter wieder auf. Wenn den Leuten an den roten Lappen liegt, meinetwegen. Die Hauptsache: unser Kongreß in Ems am 1. Dezember steigt, für alle Soldatenräte. Das Arbeitsprogramm erhalten Sie durch Kurier und bitte gleich Ihre Meinung dazu."

Ebert: „Hoffentlich ist es nicht zu heftig."

„Wir stellen Maximalforderungen, lieber Reichskanzler. Daß Sie sie herunterschrauben werden, darum ist uns nicht bange."

Man lachte nicht.

Wie Ebert schon abhängen wollte, fing Wilhelmshöhe plötzlich noch einmal an: „Ja, sagen Sie mal, was denkt man eigentlich mit diesem Eisner zu machen? Soll das noch lange so weiter gehen?"

Ebert wies auf das gute Ergebnis der Reichskonferenz hin.

Wilhelmshöhe: „Also das ist bereits besprochen."

Man wünschte sich gute Nacht.

Ebert verließ die dunkle Reichskanzlei, ihm war nicht mehr so wohl wie vorhin. Ja plötzlich, wie sich die hohen Gitter des Gebäudes hinter ihm schlossen, die patrouillierende Schutzmannswache in der Wilhelmstraße ihn grüßte, schlug seine Stimmung um. Ein Gefühl von Bitterkeit bemächtigte sich seiner: sie lassen mich allein, ich soll alles ausbaden; jeder tut, was er will, jeder möchte durchsetzen, was ihm Spaß macht — und ich sehe und höre und weiß, was Kassel gegen euch verhat, gegen alle, mich inbegriffen, denn mich werden sie so wenig schonen wie die übrigen — und ihr könnt doch nichts gegen die, euch jagen sie wie einen Hühnerhaufen. Aber das wollt ihr nicht wahrhaben. Ihr seid das Volk, ja ja, das autonome Volk, mit lauter Querköpfen, wo keiner pariert. Ein Sandhaufen, der sich gegen eine Dampfwalze wehrt.

Erschrocken stand Ebert, wie er sich bei dem Gedanken ertappte.

Er zog an seiner Zigarre. Eine Droschke nahm ihn nach Hause.

Kurt Eisner

Das Schlußwort Eberts auf der Reichskanzlei hatte der bayrische Minister Eisner nicht abgewartet. Er ging vor Beginn des Frühstücks, biß sich die Lippen, um sich zu beruhigen, lächelte abwesend dem Diener zu, der ihm in den Mantel half. Ihm kam vor, als hätte er die beiden Wochen nach dem 8. November nur geträumt.

Er hätte eigentlich sofort eine Droschke nehmen müssen, um

nach Weißensee zu fahren. Seine Mutter war gestorben, in einer Stunde fand die Beerdigung statt. Aber er wanderte zu Fuß die Linden herunter bis zur Friedrichstraße, zur Kranzlerecke. Es war doch gut, daß er nach Berlin gekommen war. Von München aus hätte er dies nicht für möglich gehalten. Seine Freunde in München machten sich über die Zustände in Berlin und die geplante, nein drohende Entwicklung hier noch zu schwache Vorstellungen. Menschen wie Solf und Erzberger, Monarchisten, ließ die Regierung sprechen und merkte nicht einmal, welche Ungeheuerlichkeit sie sich leistete.

Die Straße Unter den Linden zeigte keine eleganten Offiziere wie vor dem Krieg: sie sieht jetzt grau, trist, ärmlich aus, aber es ist alles möglich. Das Alte lebt und, noch Schlimmeres wird kommen, denn die Rache der Offiziere wird nicht das Kind im Mutterleib schonen. Ah, diese Regierung, diese Rechtssozialisten! Mit Beklemmung fühlte Eisner es. Sie haben alle Fäden in der Hand, die alten Taktiker, die gerissenen, sie spielen mit den Offizieren zusammen, sie können uns den Massenmördern ausliefern.

Er rief eine geschlossene Droschke an. Man ratterte, rüttelte am Schloß vorbei, über die Kaiser-Friedrichs-Brücke. Als er an den Hallen vorbeifuhr, erinnerte er sich seiner Mutter, er hatte sie öfter herbegleitet.

Wir sind Juden, Landauer auch. Aber Ebert und die andern, sind sie wirklich stärker, weil sie aus einem andern Holz sind? Die Mutter hatte so etwas öfter gesagt, warnend, hatte zur Vorsicht geraten, wenn er sich in der Partei zu scharf einsetzte; er hatte es kläglich und gettohaft empfunden.

Er trat in die kleine Halle auf dem Friedhof. Die Verwandten sahen ihn respektvoll an. Wie er dem Sarg folgte, tuschelten sie hinter ihm.

Wieder fühlte er: Prenzlauer Allee, Schönhauser Allee, Getto. An der Grube, als man den Sarg herabgelassen hatte und er eine Hand Erde herunterwerfen sollte, war er völlig zerknirscht und ganz Liebe und bat sie um Verzeihung — und saß wieder neben ihr auf dem Sofa und ließ sich von ihr eine Schrippe schmieren.

Er ließ die Erde fallen und ging. Kein Ende, kein Ende.

Im Schlafwagen Berlin—München lag Eisner. Er war kein junger Mann, es war schlecht geheizt, ihn fror. Weg von Berlin, weg, das war gut. Jede Minute, die der Zug flog, gab Beruhigung.

Nie hätte er gedacht nach den beiden herrlichen Wochen, dies könnte ihm noch einmal passieren. So zu Boden gedrückt werden. Dieser Ebert, das Reichskanzlerpalais, Solf, Erzberger — unfaßbar, daß das noch alles existiert. Die Reise war wichtig, aber greulich, niederschmetternd.

Man kommt nicht durch. Sie wollen die Revolution erwürgen. Sie haben schon die Seile gespannt, über die wir stolpern sollen. Sie sind bereit, mich wieder herauszujagen wie aus der „Vorwärts"-Redaktion.

Er schlief nur gelegentlich. Die Nacht riß ihn von seinen Gedanken nicht los. Und als der Morgen graute und er seinen schweren Wintermantel über sein Bett packte, fiel ihm Liebknecht ein, den er schon halb über dem Kummer, der Reichskonferenz und der Beerdigung in Weißensee vergessen hatte. Liebknecht vorgestern abend. Zwei lange Stunden mit ihm gesprochen, gerungen. Liebknecht blieb starr bei seiner Position, bei Moskau und Radek, bei Gewalt, Diktatur und Terrorismus. Und das soll die Befreiung der Menschheit sein. Es war ihm nicht beizukommen. Er hatte schwer im Zuchthaus gelitten.

Endlich München. Der Hauptbahnhof mit roten Fahnen. Sie holen ihn ab. Scharen, Hochrufe. Andere Welt. Ich hab' ja nur geträumt.

Er fährt in die Residenz.

Und wer ihn an der Tür seines Privatkabinetts begrüßt, die große, leicht gebeugte Erscheinung mit dichtem Bart, langwallendem Haar und großen milden Augen, welche durch einen randlosen Kneifer blicken, ist Landauer, sein Freund. Sie umarmen sich.

„Land, Land!" ruft Eisner, während sie ihm aus dem Mantel helfen.

„Ich heiße Landauer", lacht der Große, der ihm Hut und Aktenmappe abnimmt.

„Nein, Land, Land." Und Eisner erzählt ihm von Berlin: „Ich habe den Eindruck, das ist die vollendete Konterrevolution. Aber München ist da, das Volk ist da, und du bist da."

Landauer: „Ich denke, du legst dich jetzt schlafen."

„Keine Sekunde. Ich arbeite. Parole: Los von Berlin."

„Nichts im Zorn, nichts in Erregung, Kurt."

„Du großer Buddhist, ich weiß schon."

Und der kleine heftige Mann schritt in sein großes helles Arbeitszimmer, ein prächtiger Raum, in dem auf Fauteuils, Stühlen, Tischen Zeitungen, Akten, Bücher lagen. Eisner begrüßte einige Sekretäre. Zwei fremde Zeitungsleute standen; er sagte ihnen: „Sie können alles ruhig ansehen, meine Herren, Akten, Briefe. Es gibt bei mir kein Geheimnis. Wenn Sie etwas interessiert, ich steh' zur Verfügung."

Er las am Fenster einige Einläufe, währenddessen man kam und ging. Plötzlich stand der lange Landauer wieder gebeugt neben ihm. Still war er Eisner gefolgt. Er machte sich, während der kleine Herr las, nicht bemerkbar. Dann, wie Eisner ein Blatt fallen ließ, bückte sich Landauer, und der kleine Herr blickte in das so ungewöhnlich ruhige Gesicht, in die vollkommen sanften und guten Augen seines Freundes, der ihm das Blatt gab, ohne zu sprechen.

„Wolltest du etwas?" fragte der Kleine.

Der andere schüttelte den Kopf und lächelte ihn an.

„Siehst du", flüsterte Eisner zu ihm herauf, während er ihn an den Westenknöpfen hielt, „jetzt ist es Zeit zu handeln, zu handeln, zu handeln. Dies ist unsere Zeit. Die Zeit, die du seit Jahrzehnten herbeigesehnt hast. Jetzt darf man nicht im Winkel stehen. Es ist die neue Menschheitsära."

Und weg war er.

Mit langen schleichenden Schritten folgte ihm Landauer. In seinem Privatzimmer diktierte Eisner. Er rief zu Landauer herüber: „Ich löse die diplomatischen Beziehungen Bayerns mit Berlin."

Der Lange saß auf dem Sofa, den wallenden Kopf rückwärts angelehnt. Eisner rief: „Ich mache einen Strich zwischen ihnen und uns. Das ist das Resultat ihrer Reichskonferenz. Es ist aus mit ihrer Herrlichkeit. Sie werden die deutsche sozialistische Republik nicht sabotieren."

Erst nach einer langen Pause entschloß sich der auf dem Sofa zu dem Satz: „Jedenfalls müssen wir zu unsern Grundsätzen stehen."

Eisner huschte zu ihm und hauchte ihm ins Ohr, die linke Faust geballt: „Und weißt du, was das schlimmste ist? Liebknecht. Er spielt ihnen in die Hand. Er zerreißt das Volk. Er versündigt sich an der Revolution."

Landauer blickte aus großen Augen vor sich: „Ich weiß. Moskau über uns."

DRITTES BUCH

VOM 28. NOVEMBER ZUM 1. DEZEMBER

DAS GROSSE HAUPTQUARTIER IN KASSEL

Der Generalbaß dieser Wochen; der Marschschritt der heimkehrenden Frontarmee. In Kassel gedenken Offiziere vergangener Zeiten und wie sie gewisse Leute, die am Ruder sind, über Bord werfen können. Eine uralte Dame in der Nachbarschaft, eine wahrhaftige Sybille, interessiert sich für die Angelegenheit und liefert die notwendige Moral.

Über den Rhein

In der Nordsee wurden dem Oberbefehlshaber der englischen großen Flotte die ersten Hauptteile der deutschen Hochseeflotte übergeben zur Internierung: 9 Schlachtschiffe, 5 Schlachtkreuzer, 7 Leichte Kreuzer und 50 Zerstörer. Es fehlte ein Schlachtschiff, ein Schlachtkreuzer und ein Leichter Kreuzer. Man versprach sie für später. Ein Leichter Kreuzer stieß bei der Fahrt über die Nordsee auf eine Mine und sank. Man führte die Schiffe bis an die Mündung des Forth, um mit ihnen nach Scapa Flow zu fahren. Das waren die Schiffe der deutschen Flotte, auf denen zuerst die Bewegung der Matrosen gewachsen war und der Widerstand gegen den Krieg offen ausbrach, als man zu einem letzten Angriff ausfahren wollte. Später wurden die Unterseeboote übergeben. Der britische Vizeadmiral Turwhitt leitete den Akt, der in völliger Stille fünf Kilometer vor der englischen Küste erfolgte. Zuschauer meldeten, daß den Vorgang die strenge Höflichkeit der Engländer und der unterdrückte Ingrimm der Deutschen kennzeichnete.

Das Feldheer rollte mit seinen Massen über den Rhein. Tag und Nacht in unveränderter Stärke marschierten Truppen aller Gattungen durch Aachen. Sie marschierten trotzig mit Musik, in tadelloser Ordnung. Man sah keine einzige rote Fahne bei ihnen. An Fahrzeugen wehte das kaiserliche Schwarzweißrot. Die Mannschaften waren mit Blumen geschmückt und trugen schwarzweißrote Schleifchen, Bänder und Kokarden. Schon begann man aus entlassenen Heeresangehörigen eine starke „Grenzwehr" zu bilden.

In Köln setzten sich der kaiserliche Gouverneur der Stadt, der Regierungspräsident, der Oberbürgermeister Adenauer, der Sozialist Sollmann und der Schwerindustrielle Becker zusammen und faßten den Beschluß, eine Bürgerwehr von sechstausend Mann aus ehemaligen Feldsoldaten zu bilden. Der Arbeiter- und Soldatenrat war bei der Sache. Sie stellten sämtliche militärischen Bestände der Stadt zur Verfügung. Man schwor, bis zur Nationalversammlung beisammenzubleiben.

Als der General Sixt von Arnim mit der 4. Armee das Rheinland durchzog, ließ er es zu Zusammenstößen mit den Organen des Umsturzes kommen. Man kämpfte in Köln, Düsseldorf, Remscheid, auch in Aachen. Rote Fahnen wurden zerbrochen. Wo man Besprechungen für den Durchmarsch nötig hatte, verhandelte man mit den alten Behörden.

Die Generale folgten einem Befehl der Obersten Heeresleitung, derselben, die den Krieg geführt hatte. Er lautete:

„Das Heer braucht eine Schutzimpfung, um das Eindringen radikaler Strömungen zu verhindern. Die Oberste Heeresleitung stellt sich, unabhängig von eigener politischer Auffassung, der Regierung Ebert zur Verfügung. Soldatenräte sind überall als Vertrauensleute, als Beschwerdeinstanz und zur Beratung in gewissen Fragen zu wählen, um die Mannschaft vor der radikalen Infektion zu schützen."

Die Garde-Ersatzdivision überschritt bei Düsseldorf den Rhein mit starkem Artilleriepark, in wohlgeordneten Verbänden. Der Kommandeur, General von Poseck, nahm den Vorbeimarsch ab. Es war der 23. November. Am Nachmittag folgte die 21. Infanteriedivision und Teile der 56. Division.

„Parole Heimat" stand auf allen schwarzweißroten Bändern, welche die Soldaten an der Feldmütze trugen. Die Division des Generalleutnants von Erf, die 5. Armee hatte die Bänder an die linke Brust geheftet. Die schweren und leichten Kaliber, die Feldartillerie und Fußartillerie, Pioniere und Minenwerfer, Kraftfahrabteilungen und Nachrichtentruppen donnerten über die Schiffsbrücke von Koblenz. Es flatterten die Transparente: „Teure Heimat, sei gegrüßt."

Wie kam die Infanterie, wie bewegten sich die Jäger, die Fuß-

artillerie? Die Heimat überschüttete sie, weil man sie wieder hatte, mit Grün. Als wandelnder Wald, die Fahrzeuge mit Tannenbäumen geschmückt, manche mit bunten Papiergirlanden, traten sie in glockenläutende, jubel- und tränenüberfließende Städte ein. Aber aller Jubel, alles Glück der Umarmung von Feldheer und Heimat beseitigte nicht die Spannung zwischen Mannschaft und Offizierkorps. Die Rechnung der Revolution blieb zwischen ihnen zu begleichen. In Koblenz, als der General die Parade abnahm, saß ein alter Fahrer rauchend auf seinem Protzensitz. Ein Offizier sprengte von der Seite des Generals an: „Wie können Sie sich unterstehen, Sie Flegel, im Glied zu rauchen? Werfen Sie sofort Ihre Zigarre weg."

Der Mann gehorchte. Haß und Erbitterung bei dem gemeinen Mann waren groß. Man las die Anschläge in den Städten.

Der Landwirtschaftsminister Braun warnte: „Der Schrei nach Aufteilung der Güter wird lauter. Aber so leicht geht das nicht. Man mache sich keine Illusionen. Jede Unterstützung bringt den Sozialismus für Jahrzehnte in Mißkredit." Daneben prangte ein Anschlag des Generalfeldmarschalls Hindenburg: „Den Kriegsteilnehmern will Deutschland, sobald es geschehen kann, eine Heimstätte schaffen. Auf billig erworbenem Boden mit billigem öffentlichem Geld werden für Landwirte, Gärtner und ländliche Handwerker hunderttausend Stellen errichtet, für städtische Arbeiter, Angestellte Häuser in Gartenstädten erbaut und gegen mäßige Verzinsung übergeben werden. Das große Werk ist schon begonnen. Habt Geduld."

Der gemeine Mann stand davor und stieß seinen Nachbarn an: „So leicht geht das nicht, sagt Braun. Nein, so leicht geht das nicht. Man soll Geduld haben."

Man hatte noch seine Waffen, machte „Pah!" und besichtigte aufmerksam die Städte, die Häuser, die Läden und die Bürger.

Großes Hauptquartier Kassel

Der Major Schleicher kam bald heraus, als Oberst Haeften aus Berlin gemeldet wurde. Er bat um Entschuldigung für Exzel-

lenz Gröner. Der Chef stecke mit andern Eisenbahnspezialisten wieder einmal in Beratung, es drehe sich um Rumänien und Ukraine. Schleicher rang mit komischer Verzweiflung die Hände und hob die Augen zur Decke: „Der Osten bringt uns um, aber sprechen wir nicht davon."

Es war im Schloß Wilhelmshöhe bei Kassel, dem Hauptquartier. „Und Sie kommen aus Berlin, Herr Oberst, hoffentlich nichts Schlechtes?" Sie gingen aus dem Adjutantenzimmer in den großen saalartigen Vorraum. Der Oberst gab einer Ordonnanz, die herbeisprang, Mantel, Helm und Säbel.

„Nichts", meinte der breite und gemütliche Haeften. „Gönnen Sie mir doch mal, die Herren Volksbeauftragten zu verlassen."

„Exzellenz ist in einer halben Stunde so weit, vielleicht dauert's auch länger. Wir fürchten in der Ukraine das Äußerste für unsere Truppen. Einerseits. Andererseits (Schleicher warf Haeften mit einem ironischen Lächeln einen Blick zu), andererseits reißen wir uns nicht nach den Herrschaften von da unten. Ganze Truppen sollen sich neuerdings wieder selbständig gemacht haben und auf Vagabondage geraten sein. Machen mit den Bolschewiki gemeinsame Sache."

Haeften zuckte die Achseln: „Davon haben wir, weiß Gott, zu Hause genug."

„Na eben", meint Schleicher mißmutig. „Das eben stört alle Berechnungen. Wie geht's also in Berlin?"

„Kann Ihnen was vordemonstrieren. (Haeften knöpfte seinen Uniformrock auf und zog einige Blätter aus der Brusttasche hervor.) Dies hier — erlauben Sie, ich brauche eine Brille —, nein, dies hier ist unser Plan für den Kongreß der Soldatenräte in Ems. Ich habe mit Ebert Punkt für Punkt durchgearbeitet. Wollte mir das Protokoll zur Sicherheit noch von ihm unterschreiben lassen, mochte er aber nicht, hielt es für überflüssig. Immerhin: er hat zugestimmt. Die Sache steigt also in ein paar Tagen."

„Der 1. Dezember ist vor der Tür. Sonntag", meinte nachdenklich von Schleicher. „Steigt mit allen unsern Punkten. (Sie standen an einem der hohen Fenster, Haeften las:) Unmittelbare Einberufung des Reichstags, Beseitigung der Arbeiter- und Sol-

datenräte und völlige Wiederherstellung der Autorität und Befehlsgewalt der Offiziere."

„Das hat er geschluckt, der Ebert?"

„Er ist ein vernünftiger Mensch. Hat sich seit Jahrzehnten unter Menschen getummelt und weiß, was los ist."

Schleicher schniefte durch die Nase und machte: „Hm. Merkwürdige Figur. Hab' ihn in Spa gesehen, mit andern Reichstagsonkeln, die alle mal 'rein wollten, gewissermaßen Besichtigung einer großen Maschinenfabrik, Führung montags von fünf bis sechs, für Beschädigungen kommt die Leitung nicht auf."

Haeften: „Da kennen Sie ihn also."

Von Schleicher, Mitte dreißig, fuhr sich mit der Hand über den Kahlkopf, seine sehr lebendigen Augen lachten: „So in Bausch und Bogen. Mit dem scheinen wir ja einen geradezu sündhaft guten Fang gemacht zu haben. Müssen ihm noch zwei Söhne im Krieg fallen. Ist ein biederer schlauer Geselle, hat die Sozibande im Sack. Da hat der liebe Gott also doch noch ein Einsehen mit uns gehabt. Den Krieg verloren, aber Herrn Ebert gewonnen."

Haeften: „Also weiter mit Ems. Waffenablieferung seitens der Zivilbevölkerung, Auflösung aller revolutionären Formationen in den Depots, bei den Ersatztruppen. Das Oberkommando nimmt die ganze Aktion in die Hand."

Schleicher ließ das Monokel fallen: „Das? Darauf hat er angebissen?" „Tja. Hat er. Kommt aber jetzt damit (Schleicher: „Aha"), daß Emil Barth, der Unabhängige, der Schreihals, auf den Kongreß fährt. Ich war bei der Beratung zugegen, in der Reichskanzlei, konnte natürlich sonst nicht zu sehr examinieren, war Eberts Aufgabe. Ich finde, offengestanden, er hat sich nicht forsch gezeigt."

Schleicher: „Da haben Sie es, der Mann spielt eine Doppelrolle. Was will man mit dem ganzen Kongreß in Ems? Von wem stammt eigentlich diese Idee?

„Von Ebert selbst."

„Also, dacht' ich mir doch, der will seine Freunde 'reinlassen und wir sind die Düpierten."

„Herr Major, ohne Mitspiel der Sozis geht's einfach nicht. Exzellenz Gröner hat selbst zugestimmt."

„Erzählen Sie ihm die Bescherung."

„Ebert möchte natürlich sein Schäfchen ins trockene bringen. Die Unabhängigen möchte er aus der Regierung 'rausdrängen, die Spartakisten kaltstellen, dann will er ein festes und einheitliches Reich."

„Mit Seiner Majestät?"

Haeften schob sorgfältig seine Papiere wieder in die Brusttasche: „Eigentlich mehr mit Ebert."

Es gelang Haeften nicht, Schleicher ein Lächeln abzulocken.

Schleicher klemmte sein Monokel ein und fixierte die Ordonnanzen, die sich plötzlich in großer Zahl aus mehreren Zimmern ergossen und nach verschiedenen Seiten verstreuten: „Es scheint, Exzellenz hat beendet. Ich darf mich erkundigen." Er kam nach einer Minute zurück: „Exzellenz lassen bitten."

Wie Oberst Haeften sich im Vorzimmer Degen, Handschuh und den Helm geben ließ, zeigte sich die große kräftige Gestalt des Generalquartiermeisters, eines Mannes in den Fünfzigern, in der Türöffnung. Er trat auf Haeften zu: „Nun lassen Sie mal alles hier, lieber Oberst. Den Generalfeldmarschall werden wir wohl nicht bemühen müssen, dann ziehen wir uns die Mäntel an. Major Schleicher, ich darf auch bitten. Wir spazieren im Park."

Gröner trug draußen eine Weile, um die Stirn zu kühlen, seine Mütze in der Hand. Sein dunkles, leicht angegrautes Haar war in der Mitte gescheitelt, sein Gesicht ohne Schärfe, breit und voll, nach unten vorspringend, den Schnurrbart auf gewöhnliche Art nach beiden Seiten ausgezogen.

Es war naßkalt, aber es regnete nicht, die Parkwege von Schloß Wilhelmshöhe waren gepflegt. Man marschierte wortlos an der frischen Luft. Gröner wandte sich an Oberst Haeften: „Major von Schleicher wird Ihnen schon gesagt haben, die Bolschewiki im Osten. Das macht heiß. Was bringen Sie?"

„Nichts Wichtiges. Ich wünschte für die Verhandlungen mit der Regierung eine Direktive. Der Kongreß in Ems wird, wie vorgesehen, am kommenden Sonntag stattfinden. Es war aber unmöglich zu verhindern, daß der Unabhängige Barth, selber Volksbeauftragter, hinfährt. Der Mann steht allen unsern Absichten feindlich gegenüber."

„Warum war das unmöglich?"

„Ebert trat nicht entschlossen genug auf."

Der Generalquartiermeister machte „hm hm" und ging langsamer. Er meinte: „Sie haben eingegriffen?"

„Natürlich."

„Vorsichtig?"

„Ja."

„Das alte Lied. Wenn ich das dem Generalfeldmarschall melde, wird er auf den Tisch schlagen und sich freuen: „Warum lassen Sie sich mit diesem Ebert ein?"

Haeften: „Der Generalfeldmarschall ist noch immer gegen ihn?"

„Wäre zuviel gesagt. Hindenburg kennt nur brauchbare und unbrauchbare Personen. Mit Melange kann er nichts anfangen."

Sie gingen stumm.

Gröner: „Sprechen Sie nochmals mit Ebert, unter vier Augen. Er soll bei der Stange halten. Anders geht's nicht."

Schleicher: „Einmal werden wir diese Schießbudenfigur ja auch nicht nötig haben." Gröner klackte vorwurfsvoll mit der Zunge: „Lieber von Schleicher. Schließlich, was wollen Sie? Die Militärdiktatur? Geht nicht. Der Feldmarschall selbst will nicht. Für die Verhandlungen mit der Entente ist es eben besser."

Schleicher vergnügt: „Der Feldmarschall soll aber gesagt haben: ich bin kein hölzerner Hindenburg, in den man Nägel einschlägt."

Gröner nach einem Blick auf Schleichers Gesicht: „Das werden wohl Sie gesagt haben. Immerhin: Wir brauchen Ebert. Ich kann das Schleicher und andern Herren nicht genug einprägen. Wir brauchen einen Zivilisten. Nach außen macht er einen vorzüglichen Eindruck. Die Entente kann an ihm nicht tippen. Im Innern können ihm die Sachen über den Kopf wachsen. Aber dafür sind wir da. Wenn im Falle eines Erfolges der Spartakisten die Sozis nach links 'rübergerissen werden, müssen wir uns rechtzeitig des Herrn Ebert bemächtigt haben, um die Sache einzurenken."

Haeften: „Er bildet nach meiner Meinung die Schlüsselstellung zur heutigen Lage."

Schleicher: „Leider tauchen immer, wenn man von diesem

Mann redet, Zweifel auf. Spielt eben eine merkwürdige Doppelrolle. Wie bei diesem Emser Kongreß."

Gröner (bequem und gemütlich): „Er läßt sich brauchen. Verlangen Sie nicht zuviel. Er ist ein guter Mann an seinem Platz. Als die entscheidenden Stunden für Seine Majestät kamen, hat er sich prachtvoll benommen; das soll man ihm nicht vergessen. Ich halte es nicht für ausgeschlossen, daß mich die Geschichte für allerhand verantwortlich macht, woran ich nicht schuld bin, ich nehme mein Pack auf mich. Ende Oktober hat man mir keine Freiheit gelassen, sonst wäre ich mit diesem Ebert und seinen Leuten, die er in der Hand hatte und die alles ordentliche Leute sind, zu einem Abschluß gekommen, der der Monarchie günstig gewesen wäre. Ich fragte ihn in der Reichskanzlei, es war der 6. November — Seine Majestät saßen noch in Spa —, wohin der Hase liefe. Er beteuerte, daß er die Revolution hasse, und ich hatte keinen Grund, daran zu zweifeln, nach seinem patriotischen Verhalten vorher. Er sagte mir, die Abdankung Seiner Majestät sei notwendig, um den Übergang der Massen ins revolutionäre Lager zu verhindern. Er machte einen konkreten Vorschlag: einen jüngeren Prinzen, Eitel Friedrich oder Oskar, mit der Regentschaft zu betrauen bis zur Mündigkeit des ältesten Kronprinzensohnes. Ihnen bekannt, Oberst Haeften?"

Haeften: „Unbestimmt. Exzellenz haben abgelehnt?"

„Nein. Nicht Exzellenz haben abgelehnt, sondern die Kaiserfamilie. Da haben Sie ein Kapitel deutscher Geschichte, diesmal allein geschrieben vom Herrscherhaus. Die Situation war günstig für die Hohenzollern, es lag ein ehrenvolles Angebot vor, das Ganze war schmerzlich — aber für das Land lag in dem Vorschlag die beste, ja wie ich noch heute behaupte, die einzig wahre, die notwendige Lösung. Daß sie nicht angenommen wurde, wird uns viel kosten. Ich hab' mich um die Sache bemüht, man kann mir das nicht absprechen. Aber dann entstand im Schoß der Kaiserfamilie ein Wettstreit um den Edelmut. Keiner wollte an den Platz des Kaisers treten, keiner wollte ihm das antun. Haben Sie was dazu zu bemerken, Schleicher?"

„Ich seufzte nur."

„Ich stelle falsch dar?"

„Leider richtig."

„Alle Söhne erklärten sich mit dem Vater solidarisch. Da hatte ich meine Direktive. Den York spielen und auf eigene Faust regieren, ging nicht. Den Sohn des Kronprinzen hatte der Kronprinz und nicht ich. Ich möchte Ihnen nur sagen, daß Ebert und mit ihm andere Sozis, die dabei waren, ebenso verzweifelt dastanden wie ich. Sie wollten die Revolution nicht, sie wollten mit uns gehen. Es war nicht möglich. Mir waren die Hände gebunden. Da gingen sie zur Revolution."

Haeften: „Mir neu."

Gröner marschierte nachdenklich, mit gerunzelter Stirn: Ich darf darum bitten, ganz konfidentiell."

Haeften hob die Hand an den Helm.

Gröner: „Ich hatte schon im Frühjahr 1918 allerhand gesehen, als für die Herren der Himmel noch voller Geigen hing. Ich stand bei der Heeresgruppe Eichhorn in der Ukraine, und wir bekamen unsere deutschen Gefangenen von der russischen Front zurück. Die Leute sollten wieder ordnungsmäßig in ihre Regimenter eingereiht werden; nach einem anständigen Urlaub, versteht sich. Die Kerle rebellierten. Sie beanspruchten ernsthaft das Recht, nicht mehr zu kämpfen. Wir haben sie bestraft. Damals ist General Hoffmann zu mir gekommen und klagte: Wir haben Lenin nach Rußland gebracht, um die kommunistische Pest der russischen Armee einzuimpfen — nun erreicht sie uns. Ich tröstete ihn: In der Medizin kennt man sich nie aus. — Jedenfalls: ich sah die Dinge besser als die Herren in Spa, die Herren General Barttenwerffer, der Major Niemann oder gar der Generalleutnant Plessen.

Hindenburg und ich wollten die Monarchie retten um jeden Preis. Ich wollte den Kaiser, wenn er denn schon von der Krone ließ, bewegen, etwas in diesem Sinne zu tun. Ich sagte Plessen, der Kaiser solle sich in den Schützengraben begeben, wir müßten einen Umschwung der Stimmung in den Massen hervorrufen, der Krieg sei verloren, aber der Kaiser müsse sich jetzt mit dem Volk identifizieren. Seine Majestät solle sich wie jeder Frontsoldat dem feindlichen Feuer aussetzen. Es handle sich jetzt nicht mehr um Dekorieren und Paradeabnehmen. Wird Seine Majestät getötet, sagte ich wörtlich, ist es das rühmlichste Ende

für ihn. Wird er verletzt, wird es einen Stimmungsumschwung für ihn geben. Es war nichts zu machen. Plessen blickte mich wie ein Menschenfresser an und sagte: ‚Sie wollen ihm also ans Leben?' "

Haeften: „Seine Majestät haben von dem Vorschlag erfahren?"

„Sofort. Plessen konnte es keine Minute bei sich behalten. Der Kaiser erklärte, er sei für eine absurde und melodramatische Rolle nicht zu haben. Melodramatisch, in den Schützengraben gehen. Das hatte ich nicht vermutet. Er war für einen Waffenstillstand mit den Alliierten, dann rechts schwenkt marsch! nach Deutschland hinein."

Schleicher: „Chance gleich Null."

Gröner: „Gleich Null. — Jedenfalls" — Gröner tippte Schleicher auf den Arm — „lassen Sie mir diesen Ebert zufrieden. Der Kaiser hat uns damals unsere Lage nicht erleichtert, aber sehen Sie sich Ebert an. Der spielt um seinen Kopf. Sie wissen das. Er weiß es und weiß, daß wir es wissen. Am 9. November, mittags, hält er seine Leute in den Fabriken zurück, er läßt sich vom Prinzen Max von Baden die Geschäfte übergeben, der Vizekanzler Payer fragte ihn direkt: „Wollen Sie die Geschäfte übernehmen auf Grund der Reichsverfassung oder im Auftrag der Arbeiter- und Soldatenräte?" Ebert antwortet, ohne mit der Wimper zu zucken: „Auf Grund der Reichsverfassung."

Eine Ordonnanz kam ihnen nach. Der Spaziergang mußte abgebrochen werden, der Generalfeldmarschall war im Haus. Sie kehrten zurück, von Schleicher führte Haeften auf sein Büro.

Sie rauchten eine Weile schweigend, dann ließ von Schleicher seinen Groll los. Er verwarf, ja, er haßte Gröners Faible für Ebert. Er sagte nein, nein und nein dazu.

Haeften blies den Rauch von sich: „Gröner kennt Ihre Einstellung?"

„Längst. Er liebt Widerspruch. Er muß sich deswegen auch mit Hindenburg auseinandersetzen, der Debatten nicht liebt. Der Generalfeldmarschall würde am liebsten mit dem Standrecht gegen diese ‚Regierung' vorgehen."

„In Berlin ahnt man es."

„Die Kerle haben ein schlechtes Gewissen."

Schleicher spazierte auf und ab: „Wir essen nachher in der

Stadt, ich habe Ihnen eine Einladung zu übermitteln, von der Witwe eines Regimentskameraden, einer Gräfin, eine sehr alte Dame, ehemals Hofdame unter Wilhelm I. Sie wird sich freuen, Sie zu haben. Ich melde sie an, wenn Sie erlauben."

„Sehr verbunden, Herr Major. Ich habe noch dreieinhalb Stunden."

Schleicher: „Also abgemacht. Und der alte Hindenburg? Der knurrt. Er hat nicht aufgehört zu knurren, seit sich Gröner in die Abdankung Seiner Majestät einmischte. Das verzeiht er ihm bis zu seinem Tode nicht. Sie werden bei der alten Dame meinen Freund Oberstleutnant von Bock treffen. Wir haben gemeinsam die letzten Tage von Pompeji genossen. Es ist eine so tragische Geschichte, die damals in Spa, daß noch unsere Kinder und Kindeskinder, wenn sie noch Sinn für Geschichte haben und Deutschland nicht von der Erde verschwunden ist, davon sprechen werden. Die Methode, wie man Seine Majestät der Entente opferte. Von Bock wird's Ihnen erzählen, er hat's von Gräfin Schulenburg."

„Graf Schulenburg war dabei?"

„Er kam von Waulsort, vom Hauptquartier des Kronprinzen, herüber. Der Kronprinz hatte ihm gesagt, was der Prinz von Baden ausgeheckt und Gröner gebilligt hatte. Der ganze heimtückische Apparat, um den Kaiser weich zu machen, die Befragung der neununddreißig Kommandeure, die man nach Spa berief, unter Stellung von Fragen, denen — wie soll ich sagen —, denen der Defaitismus aus den Rippen stank. Der Kaiser hat getobt, wie er das Resultat dieser unwürdigen Prozedur erfuhr. Er beschuldigte Gröner einer demoralisierenden Haltung, er warf ihm offen Hochverrat vor. Man hatte die Generale frühmorgens, nüchtern, empfangen. Ich lasse es dahingestellt, ob es stimmt, was der Kronprinz erklärte: ‚Die Generale hätten sich anders geäußert nach einem richtigen Frühstück und bei einer guten Zigarre.' Sicher waren nicht Bedingungen gewählt worden, unter denen man eine mutige Antwort erzielen konnte. Graf Schulenburg war der einzige, der sich in die Bresche warf und sich dem allgemeinen, sagen wir, Opferwillen entgegenstellte. Graf Schulenburg wußte, was Hohenzollern ist, ein Leutnant-General

Schulenburg unter Friedrich dem Großen gehört zu seinen Ahnen."

„Und der Feldmarschall?"

„Hindenburg, ganz Militär. Er war absolut einwandfrei. Der Kaiser wollte eine — pardon! — Naivität: an der Spitze seiner Armee nach Deutschland ziehen, um die Ordnung wiederherzustellen. Hindenburg bat den Kaiser, keinen Entschluß zu fassen, der, reiflich erwogen, nicht ausführbar sei. Er sprach nur militärisch. Was er sonst zu sagen hatte, verbarg er als preußischer Offizier in seiner Brust. Gröner aber ..."

Schleicher hielt sich die Hand vor die Augen und tastete sich zu dem nächsten Stuhl: „Es gibt eben da einen Punkt, über den ich nicht hinwegkomme. Und wenn ich in Gedanken darankomme, dann möchte ich am liebsten meinen Degen hinwerfen und mich auf die Straße begeben und unters kleine Volk mischen. Es würgt einem die Kehle ab."

Haeften schwieg.

Schleicher leise: „Damals sagte Exzellenz Gröner: ‚Die Armee steht nicht mehr hinter Eurer Majestät. Und — der Fahneneid ist — unter diesen Umständen — nur eine Idee.' Wenn Sie mich fragen, Haeften, wie ich das auffasse, so habe ich ja schon meinen Entschluß gefaßt. Ich stehe hier. Meine Meinung darf ich bei mir behalten."

Haeften: „Oberst Heye wußte davon."

„Welcher Heye?"

„Der bei der Generalsbefragung das Protokoll führte. Er erzählte mir, auch der württembergische König habe eine Bemerkung über diesen Satz gemacht. Sein Untertan, der General Gröner, sagte der König, hätte das besser einen preußischen Offizier sagen lassen."

Schleicher: „Danke verbindlichst, ist nicht erfolgt. Da sehen Sie die deutsche Misere. Auch das noch. — Die letzten, die an Hohenzollern festhielten, waren Schulenburg und Generaladjutant von Plessen. Aber es war zu spät. Die Landesfürsten liefen davon, auch dieser taktvolle Württemberger. Die verbündeten Fürsten verließen den Kaiser. O weh, was machte Schulenburg für Anstrengungen. Immer wieder pulverte er den Kaiser auf, der von Stunde zu Stunde mehr zusammenfiel. Er sollte wenig-

stens König von Preußen bleiben. Angeblich ging das juristisch nicht. Stellen Sie sich vor, Oberst Haeften: in solcher Situation sprach man von juristischer Unmöglichkeit. Die Wut krampft sich in einem zusammen."

Haeften: „Hindenburg denkt wie Sie?"

Von Schleicher nickte: „Verzeihen Sie meine Beichte. Sie ist kein Geheimnis. Jetzt führt Gröner. Der Alte ist unser Stolz. Er moderiert."

Haeften erhob sich.

Schleicher: „Also zu Tisch. Ich melde Sie an."

Die kaisertreue Sibylle

Sie spazierten zu Fuß in die Stadt hinein.

An einem Baumstamm flatterte ein aufgelöstes Plakat. Sie lasen.

„Generalfeldmarschall von Hindenburg gehört dem ganzen deutschen Volk." Weiter unten, bruchstückweise, daß „entgegen dem allgemeinen Verbot der Feldmarschall und seine Umgebung die Seitenwaffe führen und Achselstücke tragen".

Unterschrieben: „Der Vorsitzende des Kasseler Soldatenrats Koch und Albert Grzesinski.

Mit einem Griff riß von Schleicher die Reste des Papiers ab

Schleicher erzählte von der Sibylle, bei der sie zu Tisch seien. Auch der Generalfeldmarschall erschiene da ab und zu. Er, Schleicher, sei inkompetent von ihr zu sprechen, denn er habe eine Schwäche für sie. Zum Kartenspiel habe ihn einmal der Generalfeldmarschall zu ihr mitgenommen, seitdem habe sich zwischen ihm und ihr eine beinah familiäre Beziehung angeknüpft. Wie alt sie sei, ließe sich schwer sagen, vielleicht fünfundachtzig. Man würde nicht an der Tafel mit ihr essen, sie zeige sich erst beim Nachtisch und nippe an ihrem Täßchen Kaffee. Einige kolportieren, 1870 nach Sedan hätte sich der Kaiser Napoleon bei ihr angemeldet, sie habe ihn abgelehnt. Offenbar eine Legende; denn 1870 wird sie dreißig gewesen sein, man kennt sie in Kassel aber erst als alte Dame.

Die Wohnung der Sibylle war weitläufig, von einer phantasti-

schen Stilmischung. Neben schönen alten Möbeln gab es Stücke aus der Plüschzeit, geschmacklose Etageren mit Kunstblumen und bemalten Vasen. Aus dem Salon, ganz in Rosenholz, in dem man sich versammelte, Oberst Haeften, von Schleicher und ein alter Offizier mit weißem Bart à la Wilhelm I., wurden sie von einer sehr würdigen älteren Dame in das Speisezimmer gebeten. Ein Diener servierte, man aß von französischem Porzellan; eine feierlich-friedliche Stimmung löste sich von den Gobelins an der Wand, den klingenden Kristallgläsern, in denen man Rhein- und Moselwein anbot. Der alte Offizier nahm nur mit einem freundlichen Lächeln an der Unterhaltung teil, er war fast taub.

Als das Obst serviert wurde, öffnete sich eine Seitentür und eine schwarze, hohe, gebückte Gestalt ganz in Schwarz zeigte sich. Sie ging ohne Stock, aber ihr Nacken und ihr Kopf bog sich so stark nach unten, daß man überhaupt nur die dichten schlichten weißen Haarwolken sah, von denen sich schöne Ringel über die Schläfen, Ohren und Wangen herabließen. Die Dame, die bisher die Tafel beaufsichtigt hatte, ging ihr entgegen, die Frau Gräfin — so wurde sie genannt — winkte im Vorbeigehen den Herren zu, sitzenzubleiben, sie lächelte Schleicher an. Sie nahm selbst neben ihm am Tisch Platz und betrachtete mit einem herzlichen, ja innigen Blick von unten den Oberst Haeften.

Haeften staunte, was für einen jugendlichen Ausdruck dieses magere, aber nur an den Wangen gerunzelte Gesicht bewahrt hatte. Ihre Augen blühten förmlich, sie blickten dringlich klar und aufgeschlossen. Ein sehr bestimmtes Kinn schob sich vor. Sie redete asthmatisch in kurzen Sätzen. Bald sprach sie, vor einem Tellerchen Orangenscheiben. Sie erzählte von der Pariser Weltausstellung von 1878, ihr seien heute Bilder in die Hand gekommen. Welche Stadt, Paris. Welcher wunderbare Reiz. Vor genau zwanzig Jahren sei sie zum letztenmal dagewesen.

Sie ordnete Kaffee an. Man begab sich an den großen weißen, mit kleinen Punkten geschmückten Kachelofen, wo für sie ein blauer Samtsessel mit hoher Rückenlehne stand. Um das Tischchen davor gruppierten sich die Stühle, der schwerhörige alte Herr verabschiedete sich, er litt an einer Ischias, die Gräfin streichelte lange seine Hand. Währenddessen flüsterte Haeften dem Major von Schleicher zu: „Jetzt müßte nur noch eine Katze

mit grünen Augen herumspazieren, und ich käme mir vor wie in einem verzauberten Schloß."

Schleicher wiegte den Kopf und schien nicht ganz einverstanden; er machte eine kleine Handbewegung: abwarten.

Wenn Sibylle in ihrem hohen Sessel saß, konnte sie den Kopf gut zurücklehnen, und nun blickte man ihr ins Gesicht. Wie hatte sich dieses Leben gegen das Alter behauptet. Die braune Iris ihrer Augen hatte sich nicht des weißen Greisenbogens erwehren können, ein tiefes Dunkel lag unter den Augen, schrumplig rollten die Lider auf, den Lippen hatte das Alter Farbe und Fülle weggenommen und von ihnen nur eine Linie, eine Leiste stehengelassen. Aber in der Unterhaltung zogen sich die Lippen zusammen und spitzten sich, auf der völlig glatten Stirn stellten sich zwei Querrunzeln auf, der Kopf konnte sich in einem liebenswürdigen Ausdruck noch leicht auf die Seite legen, die feine spitze Nase wurde im Lächeln glatt, die beiden schwarz bekleideten Hände legten sich ineinander, und man saß einem jugendlichen unverwüstlichen Geschöpf gegenüber, auf dem ein Mädchenhauch lag.

Die Gräfin riet dem Oberst von Haeften, über seinen Dienstgeschäften die Stadt Kassel nicht zu vergessen. Die engen Gäßchen, die Fachwerkhäuser in der Altstadt. „Da finden Sie an einem Haus ein Schild mit dem Namen von Jakob und Wilhelm Grimm, die unsern Kindern Rotkäppchen und Dornröschen erzählt haben. Gehen Sie über den Altmarkt und den Renthof, Sie werden schöne Dinge sehen, Sie haben es nötig, da Sie aus dem Krieg kommen. Zum Bücherlesen werden Sie wohl keine Geduld haben. Und Sie, Herr von Schleicher? Sie haben Kassel schon genügend die Ehre erwiesen? Ich schicke immer die Herren vom Großen Hauptquartier in die Stadt, sie hocken sonst nur in Wilhelmshöhe oder fahren nach Berlin."

Schleicher: „Was man von mir nicht sagen kann, Frau Gräfin. Ich habe das Hessendenkmal besucht."

„Allein?"

„Mit von dem Bussche. Das Denkmal, Oberst von Haeften, ist ein sehr altes Monument, errichtet zur Erinnerung an deutsche Patrioten, die im Kampf gegen Fremdherrschaft unter dem

ersten Napoleon fielen. Ein ruhender Löwe auf einem Steinsockel im Grünen."

Die Gräfin: „Erst ein paar Stufen hinauf, bitte, sie wurden mir immer schwer. Nun, ist das nicht ein schönes Zeichen, ein reineres Denkmal als Ihres im neuen Berlin?"

Von Schleicher protestierte lachend: „Ich bin nicht dran schuld. Begas konnte es nicht besser."

Die Gräfin: „Begas ist ein Beispiel für Menschen, denen das Glück zu hold ist. Wenn sie Könige sind, bringen sie ihr Land in Gefahr, als Musiker schreiben sie wie Richard Wagner, immer lauter, immer dicker, immer länger; als Bildhauer — ich kenne das Denkmal Wilhelms I. nur von Bildern."

Von Haeften: „Seine Majestät soll durch Anregungen und Entscheidungen mitgewirkt haben."

Die Gräfin: „Nun? Ein Fürst ist ein Auftraggeber und äußert sich immer. Aber das entlastet den Künstler nicht."

Schleicher wiederholte: „Begas konnte es nicht besser, Frau Gräfin."

„Er konnte, lieber Schleicher. Entschuldigen Sie ihn nicht. Er konnte einiges. Aber kein Denkmal für Wilhelm I. Ich kannte den alten Kaiser vom Hof Ihrer Majestät der Kaiserin Auguste. Er war mehr als der „Siegreiche" von Herrn Begas. Er war einfach. Der Generalfeldmarschall ist strenger als er, aber er erinnert an ihn. Er war wohlbeleibt. Mit seinem grauen und weißen Bart hatte er etwas Heiteres. Er war heiterer als die Kaiserin. Er schäkerte mit schönen Frauen, in Ems und in Gastein."

Von Haeften: „Sie kannten die alte Kaiserin, Frau Gräfin?"

„Einige Jahre vor meiner Heirat, in den Sechzigerjahren. Sie war Weimarerin. Auf den Knien Goethes groß geworden, pflegte man zu sagen, sie wäre mit einem hessischen Kurfürsten, der sein Haus, seine Jagd, seine Bilder und Schlösser liebte, glücklich geworden. Man verheiratete sie an den Prinzen Wilhelm, einen Preußen. Es wäre auch mit ihm gut gegangen, denn ich weiß, wie nachgiebig sie war, in der ersten Zeit. Aber seine Leidenschaft für die Prinzessin Radziwill. Man hatte der kleinen Weimarer Prinzessin kein Wort davon geflüstert. Sie wußte nicht, daß er sechs lange Jahre auf die polnische Adlige wartete und hoffte, man würde ihre Ebenbürtigkeit anerkennen. Was

läßt sich von diesen beiden erzählen. Die Szene auf einem Ball des Prinzen Wilhelm — ich habe sie vom Hörensagen —, wo die Radziwill von einem Blutsturz befallen wurde, im Tanzsaal, im Palais des Prinzen; die spätere Kaiserin lief hinzu und hielt ihre Rivalin in den Armen, ahnungslos; der Prinz mußte danebenstehen, ohne eine Miene zu verziehen. Ein grausiger, ein grausamer Vorgang. Sie starb bald. Er blieb frostig, aber höflich aufmerksam gegen seine Gemahlin. Er erholte sich von dem Stoß nicht vollkommen. Und nun unsere Kaiserin Augusta. Sie hätten sie kennen müssen, meine Herren — vorher und nachher. Mit ihr, mit der feinen Weimarer Prinzessin war es aus, sobald sie begriff. Sie wurde hart, immer härter, schärfer, gegen alle. Ihr Gesicht verlor den Weimarer Liebreiz. — (Sie blickte Schleicher groß an.) Wie kam ich auf die Geschichte?"

„Von Begas und dem Denkmal Wilhelms I. in Berlin."

Die Greisin nippte von ihrem Kaffee, in den ihr die Gesellschafterin einige Tropfen Kognak fallen ließ. Sie wandte sich an Haeften: „Sie sind in Berlin?"

„Militärisch-politische Position, Frau Gräfin. Ich spiele Verbindungsoffizier zwischen der Obersten Heeresleitung und der Regierung."

„Wünsche viel Glück. Ich bewundere Ihren Opfermut, Herr Oberst."

„Dienst, gnädige Frau Gräfin."

„Sie würden den Posten auch übernehmen, von Schleicher?"

„Mit derselben Begründung und Einschränkung wie Oberst von Haeften."

„Da bin ich zu sehr Frau oder zu alt, um mit den Herren Offizieren mitzukommen."

Sie setzte ihr Täßchen ab. Man sah nur die rührende Schneewolke ihres Haars vor der schwarzen Brust. Der Kopf zitterte leise.

Von Haeften: „Wenn ich recht verstehe, billigen Frau Gräfin unsere Beziehung zur Berliner Regierung nicht."

Die Gräfin blieb so, den Kopf vor der Brust. Sie sprach mit einem brüchigen Ton: „Ich versteh' Sie alle nicht — auch den Generalfeldmarschall nicht."

Man konnte nach diesem Wort nichts sagen. Man mußte eine

Äußerung von ihr abwarten. Sie ließ sich lange Zeit, und den Herren war beklommen. Die Hausdame schenkte, als wenn nichts geschehen wäre, neu ein.

Die Gräfin: „Wo sitzen jene — Herrschaften in Berlin?"

Von Haeften: „Im Schloß sitzen nur meuternde Matrosen. Die Regierung selbst bewohnt die ehemalige Reichskanzlei."

„Warum jagen Sie nicht wenigstens die Matrosen aus dem Schloß?"

Von Schleicher: „Wir sind mit der Rückführung des Feldheeres beschäftigt."

Die Gräfin: „Verstehe nicht. Verstehe nichts. Sie dulden diesen Schmutz. Man hat die Offiziere beschimpft. Hier in Kassel hat man die Gnade gehabt, den Offizieren Degen und Achselstücke zu bewilligen. Matrosen haben die Meuterei begonnen, hohe Offiziere erschossen und ins Wasser geworfen, und sie sitzen im Schloß."

Von Schleicher: „Dieses ist ein Gespräch, gnädige Frau Gräfin, das in den letzten Wochen im Großen Hauptquartier oft geführt wurde."

Die uralte Frau sprach, während ihr Kopf und ihre Hände, die sie verkrampft hielt, stärker zitterten, jetzt vollständig nach unten: „Was wollen Sie damit sagen, von Schleicher? Sie haben ja den Kaiser nach Holland geschickt."

Schleicher: „Es wurde auch darüber hin und her gedacht."

„Nein. Sie haben nichts bedacht."

Schleicher betrachtete finster die unruhige weiße Haarmasse.

Die Greisin: „Ich will auch nicht wissen, was Sie bedachten. Sie haben Seine Majestät nach Holland geschickt, und Sie sind hier."

„Auch der Herr Generalfeldmarschall."

Die Hausdame legte einen Arm um die Greisin: „Gnädige Frau Gräfin."

Schon hatte die alte Dame den Kopf hochgehoben, saß frei und lächelte liebenswürdig, ja süß ihre Begleiterin an: „Nun schelten Sie mich, Bettchen, Sie haben recht", und wandte sich mit demselben Lächeln an die beiden Offiziere und versuchte eine kleine Verneigung: „Sie verzeihen, daß ich mich gehen ließ. Ein alter Mensch lebt in wenigen Gedanken und sucht seine

Nahrung aus den Menschen zu ziehen, die zu ihm kommen. Und wenn er sie nicht findet, klagt er. Ja, er klagt. Ich sehe Sie zum erstenmal, Herr von Haeften. Wie bringen Sie das nur über sich, das Übermenschliche? (Ihre ganz offenen Augen gingen von Schleicher zu Haeften und von Haeften zu Schleicher, die beiden konnten bis auf den Grund ihrer Augen blicken.) Helfen Sie mir, das zu verstehen. Ich sehe an Ihnen beiden kein Fehl, kein Falsch. Aber wie ich meine Freude an Ihnen habe und froh bin, daß Sie leben und Kraft haben und sogar eine alte Frau nicht vergessen, so bitte ich Sie, erweisen Sie mir die Gnade und verraten mir: Was empfinden Sie im Umgang mit — jenen?"

Schleicher blickte zu Haeften herüber. Der schien in Nachsinnen versunken, Schleicher mußte sprechen: „Dann möchte ich jedenfalls bemerken: ich empfinde im Umgang mit den Revolutionären das gleiche wie Frau Gräfin. Seien Sie gewiß, Frau Gräfin, daß jedem von uns bei solcher Begegnung der Revolver lieber wäre als die Rede. Der Befehl aber lautet: Verhandlung — bis zu dem Augenblick, wo wir es nicht mehr nötig haben."

Die Gräfin, den vollen Blick auf ihn: „Sie hätten diese Parole nicht wählen sollen. Sie lassen sich damit herab. Aber warum haben Sie Seine Majestät nach Holland geschickt?"

Die Reihe war an von Haeften: „Es war unvermeidlich. Das Reich mußte erhalten werden. Man war vor eine Entscheidung gestellt: Der Kaiser oder das Reich. Die Ratgeber des Kaisers stellten das Reich über den Kaiser. Er selbst nahm die Entscheidung an."

Danach leuchteten noch eine ganz kleine Weile die großen runden Greisenaugen zwischen ihnen. Es schien einen Augenblick, als ob die Alte aufstehen und ihr Gesicht zu einem fröhlichen Zwangslächeln des Abschieds verziehen wollte. Die behäbige Hausdame erhob sich schon. Aber die Greisin blieb sitzen. Endlich fand sie ihre Stimme: „Was Seine Majestät selbst tut, ist ein Kapitel für sich. Wir haben nicht das Recht, ihn zu beurteilen. Er hat nicht das Kaiserreich im Stich gelassen. Er ist gegangen, nachdem man ihm Krone und Zepter genommen hat. (In Schleichers Gesicht stieg eine zornige Röte.) Ja, Herr von Schleicher, Sie sollen es hören und Sie sollen zornig sein. Sie haben alle schlecht an ihm gehandelt. Der Schmerz

darüber läßt mich nicht schlafen. Der Generalfeldmarschall ist stumm geblieben. Ich weiß, er ist in dem Augenblick gestorben. Weil ich Sie Jungen liebe und Sie zu mir gehören, sage ich es Ihnen. — Sie werden bald nicht mehr zu mir kommen, weil Sie mich unerträglich finden."

Von Schleicher tastete nach ihrer Hand. Sie hielt seine mit ihren beiden schwarzbehandschuhten Händen fest: „Das Reden strengt mich an, von Schleicher. Aber denken Sie nicht: Das Reich steht über dem Kaiser, und der Kaiser kann untergehen, wenn nur das Reich bestehen bleibt. Das Reich ist leblos ohne den Kaiser. Das Reich ist mit dem Kaiser gewachsen. Vergessen Sie ihn in Holland nicht. Sich die Hände beschmutzen im Umgang mit denen da. Ich habe Angst um Sie." —

Man half der Dame beim Aufstehen. Nach einigen unsicheren Bewegungen stand sie. Sie war wieder hoch und gebückt, so daß man ihre hohe weiße Haarwelle sah. Eine schwarzbekleidete Hand streckte sich von Haeften entgegen: „Zum Hessendenkmal, Herr Oberst. Sie versprechen es?"

Auf der Straße gingen die beiden Offiziere stumm, bis der Oberst von Haeften sagte: „Sie hat mich ganz aus dem Text gebracht."

Von Schleicher bissig: „Eins ist sicher: Lange wursteln wir nicht so weiter."

DIE STIMME LIEBKNECHTS ÜBER BERLIN

Karl Liebknecht warnt die Matrosen vor Generalen und ihren Helfershelfern. Er will auch keinen Wilsonfrieden, weil er keiner wäre. Einigen Offizieren klingt das nicht schlecht. Das Blut eines Lotterieloshändlers ist noch nicht gerächt. Eine süße Gefärbte macht Karriere. Zwei Soldatenräte sind gekränkt. Und die Spree unter den Brücken seufzt, wie lange in Berlin ein Tag dauert.

Karl Liebknecht vor dem Dreiundfünfzigerausschuß der Marine

Die Stimme Liebknechts über Berlin.

Er sprach vor dem Dreiundfünfzigerausschuß der Marine im Abgeordnetenhaus.

„Kameraden, Freunde und Genossen!

Kein ernster Sozialist ist von diesem Krieg überrascht worden. Wir haben ihn seit langem vorausgesagt. Wir suchten ihn unter Aufbietung all unserer Kraft zu verhindern. Das internationale Proletariat hoffte, stark genug dazu zu sein.

(Die Matrosen und Soldaten im Saal: „Wir haben gesiegt, die Verbrecher sind geschlagen.")

Wie ist der Krieg entstanden? England hat die Erfahrung gemacht, daß bloße Gewalt und Brutalität zweischneidig sind. Im freien Handel mit freien Völkern zu leben, hat sich ihm als das nützlichste erwiesen — ein kaufmännischer Standpunkt. England war vor dem Krieg bestrebt, Deutschland größere Bewegungsfreiheit zu verschaffen und hatte entsprechende Abkommen vorbereitet. Die Enthüllungen Lichnowskys haben es bewiesen. Sie haben auch bewiesen, daß diese Abkommen am Widerstand Deutschlands scheiterten. Warum? Weil diese Verträge die Errichtung der deutschen Weltherrschaft verhindert hätten.

(Die Matrosen und Soldaten: „Die Verbrecher. Jetzt sind ihnen die Zähne eingeschlagen.")

Nach Ausbruch des Krieges hätte man noch einen frühen Frieden schließen können. Er scheiterte am Widerstand Deutschlands. Ein Friedensfühler, von englischer Seite im April 1915

ausgestreckt, über den holländischen Unterstaatssekretär Dressel Huis, wurde vom Staatssekretär Zimmermann nach seiner eigenen Darstellung aus formalen Gründen zurückgewiesen. England wollte damals nicht nur den Status quo bewilligen, sondern koloniale Zugeständnisse machen, bezeichnete sogar eine Kriegsentschädigung für Deutschland als diskutabel.

(Die Matrosen und Soldaten: „Ist das wahr? Ist das wahr? Banditen.")

Genossen, Freunde. Sie wissen, wie man die wenigen, die sich damals der allgemeinen Raserei entgegenwarfen, verleumdete. Allmählich aber erkannte ein Teil der Bevölkerung die Richtigkeit unseres Standpunktes. Der Krieg wurzelt im Imperialismus, nur die Ausrottung dieser Wurzel kann zu einem dauernden Frieden führen.

Welchen Charakter trägt die jetzige Revolution? Sie ist zum großen Teil Empörung gegen den Krieg und wurde entzündet durch die Befürchtung der Marine, die Admirale würden nach dem Zusammenbruch der Landfront den Krieg auf eigene Faust fortsetzen. Es haben auch bürgerliche Kreise am Ausbruch der Revolution mitgewirkt, innerhalb und außerhalb des Heeres. Sie sind aber heute unzuverlässige und verdächtige Elemente.

(Matrosen und Soldaten stürmisch: „Bravo.")

Diese deutsche Revolution ist und kann bleiben, was sie war: eine Friedens- und bürgerliche Reformbewegung.

Oder sie kann werden, was sie bisher nicht war: eine proletarisch-sozialistische Revolution.

Auch im ersten Fall wird die Arbeiterschaft die wichtigste Stütze bilden müssen, soll die Bewegung nicht zur Posse werden.

Aber wir können uns nicht mit der bürgerlichen Reform begnügen. Die welthistorische Auseinandersetzung zwischen Kapital und Arbeit hat begonnen.

(Wie oft hatte man das gehört, es war schon ein Leierkastenlied. Aber die Männer unten sahen einen aufgerissenen Mund, einen Kopf nach rückwärts gebogen, blitzende Brillengläser gegen den weißen Plafond gerichtet, eine kleine menschliche Figur in Schwarz gekleidet. Zusammengerissen schleuderte sie die Sätze heraus wie von einem Bogen. Sie schossen wie aus

einem Rohr unter Überdruck. Und man begriff, als sie wie Teile von ihm durch die Luft spritzten: es stand nicht nur zur Erörterung die Frage bürgerliche oder proletarische Revolution, sondern man sollte sich auch entscheiden, ob man mit ihm gehen, mit ihm sprühen wollte oder nicht. Nun ließ sich die Stimme wieder in den Saal herunter.)

Hat heute das Proletariat die Macht in Händen? Es sind Arbeiter- und Soldatenräte gebildet, aber sie sind nicht Ausdruck des Klassenbewußtseins. Feudale Offiziere sind hineingewählt, Angehörige der herrschenden Klasse. Das ist beschämend. Nur Arbeiter und proletarische Soldaten gehören in die Räte, nur solche Männer und Frauen, die sich durch ein Leben des Kampfes vor dem Proletariat legitimiert haben. Es gibt nur diesen klaren Machtstandpunkt gegenüber den herrschenden Klassen. Wir können weder die Feigen brauchen, die aus Angst die Waffen streckten, noch die Schlauen, die auf den ersten günstigen Augenblick warten, um uns in den Rücken zu fallen. Wir verzichten auf die Wohlmeinenden.

Die Hauptschuld an der Verwirrung der Massen tragen die Mehrheitssozialisten, die bis zum Ausbruch der Revolution raffiniert die Aufklärung verhindert haben. Wir forderten am 9. November früh zum bewaffneten Aufstand auf, durch Flugblätter mit unserer Unterschrift. Um diese Aktion zu durchkreuzen, beriefen die Mehrheitler Fabrikzusammenkünfte für elf Uhr ein. Aber der Streich mißlang, und als am Nachmittag die Revolution gesiegt hatte, knüpften sie sich die rote Binde um den Arm.

(Höhnisches Murren der Männer unten.)

Man hat mich gefragt, warum ich nicht in die Regierung eingetreten bin. Weil ich alle Macht für die Arbeiter- und Soldatenräte fordere. Aber viele Machtpositionen sind in den Händen der alten Klasse geblieben, und ununterbrochen entreißt man uns schon eroberte.

Jetzt kommen die Generale mit ihren gewaltigen Armeen von der Front ins Innere gezogen.

(Allgemeines stürmisches: „Hu, hu.")

Sie treten auf wie Cäsaren an der Spitze ihrer Legionen. Sie verbieten rot zu flaggen, heben Soldatenräte auf. Man hat von

ihnen allerhand zu erwarten. Wollen die Herren etwa versuchen, uns wieder mit dem Hohenzollerngeschlecht zu beglücken?

(Langes Gelächter.)

Eine Flut der Gegenrevolution wollen sie über das Land bringen, das ist ihr raffinierter Plan, nachdem sie Haß auf die blutrünstigen Bolschewisten gesät haben. Aber wen haben wir getötet? Wo haben wir einen Tropfen Blut vergossen, wenn man uns nicht anfiel? Was wir aber von ihnen zu gewärtigen haben, den Kommandeuren der großen Offensiven, der großen Massenschlächterei, das ist ohne weiteres klar.

(Man saß stumm, ein Gespenst war an die Wand gemalt. Die Stimme loderte.)

Chauvinistisch erhitzt man die Truppe mit den Bedingungen des Waffenstillstands. Aber wir fordern, die Generale sofort zu beseitigen, ihre Kommandogewalt aufzuheben und sogleich alle Armeen von Grund auf demokratisch zu gestalten. Das, lügt man uns vor, solle nicht gehen, wegen der Schwierigkeit der Demobilisierung. Der deutsche Soldat, durchglüht vom Feuer revolutionärer Begeisterung, wird spielend die Probleme lösen, die man als unlösbar hinstellt. Der Glaube kann Berge versetzen. Wir haben Vertrauen in die revolutionäre Selbstdisziplin der deutschen Soldatenmassen. (Beifall.)

Aber: — ist denn ein geordneter Rückmarsch überhaupt wichtiger als die Revolution? Um der lieben Ordnung und Ruhe willen gibt man Todfeinden der Revolution wieder Machtmittel in die Hand, die das Erreichte in den Grundlagen bedrohen. Ich warne. Ich rufe euch auf: seid wachsam.

Wir können uns nicht mit der Beseitigung der Hohenzollern begnügen. Die Klassenherrschaft muß aufgehoben, der Sozialismus durchgeführt werden. Die heutige „sozialistische Regierung" (Lachen) hat eine Kommission eingesetzt zur Verschleppung des Sozialismus. Die ersten energischen Eingriffe sind nötig. Die Großbetriebe sind reif zur Enteignung. Die Rüstungsindustrie wollte der Reichstag schon 1913 verstaatlichen. Die Kriegswirtschaft war eine Lehrmeisterin; sie zeigt, wie tief man in das Wirtschaftsgetriebe eingreifen kann, ohne zu einer kapitalistischen Desorganisation zu gelangen.

(Die kleine schwarze Figur griff nach dem Glas Wasser, trank.

Man trank mit ihm und ruhte aus. Man wartete. Er wartete. Er tastete mit leisen Worten Hall und Widerhall des Saals ab. Er ging auf ein anderes Gebiet über.)

Das deutsche Proletariat kann keinen Wilsonfrieden, sondern nur einen sozialistischen schließen. Denn es will die Aufhebung des Kapitalismus. Es vermag nur durch die Sozialisierung eine Friedenswirtschaft neu aufzubauen, nur so kann es durch die Nöte der nächsten Monate hindurchkommen. Den Kapitalismus auszurotten, die sozialistische Gesellschaftsordnung einzuführen, ist aber nur international möglich. Man bezweifelt, ob die Revolution in Frankreich, England, Italien, Amerika kommen wird — weil sie ja bis heute nicht gekommen ist. Die deutsche Revolution war am 9. November, heute haben wir den 27. — wie können wir erwarten, daß uns in diesen wenigen Tagen die Ententevölker folgen. Seid gewiß, der Siegesrausch da wird rasch verfliegen, die Massen dort werden erkennen, daß sie durch den Sieg nur die Macht ihrer Zwingherren gestärkt und ihre eigenen Ketten fester geschmiedet haben.

Und warum so zaghaft? Haben wir die russische Revolution nicht um ein Jahr warten lassen? Aber die deutsche Revolution ist noch keine sozialistische, und wir können nicht erwarten, mit dieser Umwälzung einen Umsturz bei den westlichen Demokratien zu erzeugen, die solche bürgerliche Republik schon längst haben — wir werden keine Revolution bei ihnen auslösen und werden keinen wahren Frieden erhalten, wenn wir nicht im eigenen Land fortschreiten von der bürgerlichen Reform der Ebert-Scheidemann zur sozialen Revolution.

(Vereinzeltes „Bravo, sehr richtig", man saß und war matt geworden, man folgte nur halb, er sprach nicht mehr das Richtige, der weiße Plafond und die kleine schwarze Figur auf der Rednerbühne waren noch da, aber wie? — Wie war das vorhin, waren die Worte nicht wie Raketen in die Luft gesprungen? Man hatte da eine finstere kleine Gestalt gesehen, in sich zusammengerissen, hinter ihr Schutzhaft, Gefängnis, Zuchthaus — seine Sätze hatten gezündet, so daß man sich fast aufgab. Jetzt wurde aus ihm ein Redner, und man konnte die Nachbarn ansehen und sich einiges von zu Hause überlegen, man wollte sich neue Rasierklingen kaufen und wußte, wo es billige Unterwäsche gab. Von weitem

die Stimme. Man blickte nicht auf.) Es gibt zwei Möglichkeiten, den Krieg zu liquidieren: die kapitalistisch-imperialistische und die proletarisch-sozialistische. Die erste gibt einen menschenunwürdigen Frieden des Augenblicks. Der zweite ist der Friede der Wohlfahrt und Dauer. Der erste bewahrt die Klassen, der zweite befreit das Volk.

(Und nun war die schwarze Taube wieder da. Der schwirrende Vogel flog unter Geschrei zum Plafond. Die Stimme:)

Die soziale Revolution Deutschlands muß kommen und aus ihr die Weltrevolution gegen den Imperialismus der Knechtschaft, des Raubes und Mordes nach außen und innen.

(Er kreischte) Was? Was? Uns hängt man Mord, Plünderung, Anarchie an? Uns? Uns, die sie beseitigen wollen? Uns hängen Mord und Plünderung die an, deren Prinzip der Mord und die Plünderung ist und die den Krieg angestiftet haben und die diese Verbrechen millionenfach verübt haben.

(Das Gesicht noch verzerrt, die Taube schlug noch um sich und hackte.)

Unser Streben ist Glück und Wohlfahrt, Brüderlichkeit, Freiheit, Völkerfrieden.

(Man sah den Redner kleiner geworden auf der Bühne hinter dem Tisch stehen, den Mund leicht geöffnet, die Brillengläser auf die Tischplatte gerichtet. Die linke Hand spielte mit dem leeren Wasserglas. Eine weiche, in sich versunkene, melodische Stimme wurde hörbar. Die Stimme sprach elegisch zu sich.)

Dunkel ist das Meer, stürmisch und voller Klippen. Sollen wir vor unseren Aufgaben zurückschrecken, weil sie schwer sind? Wir sehen den leuchtenden Stern, der uns die Richtung zeigt.

Sollen wir wegen der Klippen unser Ziel aufgeben? Unser hohes Ziel?

Wir halten die Augen auf und werden zum Ziel gelangen — trotz alledem."

(Er hatte zuletzt hinter seinen Brillengläsern die Augen geschlossen. Das letzte „trotz alledem" kreischte er heraus. Der Saal donnerte Beifall.)

Am Wilhelmsplatz, Charlottenburg, herrschte um sieben Uhr noch ein nächtiges Dunkel. Grau, nüchtern, hart wuchs der neue Tag heran, mürrisch und böse zeigte er sich und hauchte Kälte.

Im dunklen Hotelzimmer atmete gleichmäßig und tief etwas, ein älterer Mann, für den es jetzt nicht Straße, Platz, Charlottenburg gab. Der Morgen brachte ihm den tiefen kurzen Schlaf, endliche Bewußtlosigkeit. Wenn er bei Tag, von Widrigkeiten überhäuft, sann, was es noch Gutes, Erfreuliches gab, ein Lichtblick in diesem Dasein, dann fiel ihm dieses schwarze Loch ein, in das er nach langen schweren Nachtstunden stürzte. Es gab also diesen schwarzen Abgrund. Es war noch etwas Gutes auf der Welt für ihn bereitet.

In der leeren kleinen Hotelhalle, wo eine alte Frau den Staubsauger über den grauen, abgefransten Bodenbelag laufen ließ, schlug die Standuhr zwischen den beiden Fenstern sieben. Genau in diesem Moment leuchtete vor dem Portier, der an seinem Tisch döste, ein Lämpchen am Telephonsteckapparat auf. Er stülpte sich gähnend den Hörer über und stöpselte, dann stieß er einen andern Stöpsel ein und drehte.

Ein greller Lärm schmetterte in das dunkle Zimmer, wie ein Granatvolltreffer. Der ältere Mann im Nachthemd, wie von einem Kran mit einem Ruck hochgezogen, saß aufrecht, noch bewußtlos, aber die Augen offen, straff, die Brust herausgedrückt wie zum Marsch. Er bewegte sich nicht. Er stand gewissermaßen starr im Sitzen. Es war finster und lautlos im Raum.

Wieder ein Schmettern. Automatisch drehte sich der Kopf zur Seite. Ein Klingelzeichen, das Hotelzimmer, das Telephon, die Nacht, ich habe geschlafen. Seine Hand tastete nach dem Apparat, aus der halben Höhe eines Abgrunds langte sein Arm nach dem Apparat, die Schnur konnte sich noch jeden Augenblick in einen Strick, einen Balken verwandeln und mit dem Nachttisch, worauf der Apparat stand, in ein Nichts auflösen und ihn selbst, den Mann, in den Abgrund mitnehmen. Aber ein Lärm, ein Rufen kam aus dem Hörer, eine Stimme sprach,

und da schluckte der Mann hastig und wußte, daß er den Hörer eines Telephons hielt. Jemand sagte etwas, der Hauptmann im Büro, man antwortete: „Ja, gewiß", man war „Herr Major", man hatte geschlafen, wie spät war es denn, es war noch finster, was kämen die mitten in der Nacht.

Der Hauptmann sprach zweimal, dreimal dasselbe, schließlich hatte es der Major begriffen, zuletzt hatte ihn noch eine plötzliche Wutwelle verhindert zu begreifen. Der Hauptmann teilte ihm mit, daß er im Laufe des Vormittags wichtige Dinge vorhabe, daher den Major noch in einer besonderen Angelegenheit zwischen acht und neun sprechen möchte. Er sei bereit, ins Hotel herüberzukommen.

„Nein", knurrte der Major, „das haben Sie nicht nötig. Jetzt bin ich nun schon wach. Ich komme 'rüber."

Er machte Licht und zog sich grimmig an. Bin schon ein alter Mann, ganz steif. Als Leutnant, als Hauptmann war ich sonst im Augenblick da und in den Kleidern. Alt macht böse, sie haben mir meinen Schlaf gestohlen.

Er setzte sich vor acht in Trab, ließ widerwillig seinen Pack Morgenzeitungen beim Portier. An der kalten Luft, im grauen Tageslicht, während er frisch wurde, versprach er sich, über diese Art nächtlichen Dienstverkehrs in der Heimat mit dem Hauptmann zu verhandeln. Nächstens kommen wir auf die Stufe von Küchenunteroffizieren, revolutionärer Dreck.

In der Fasanenstraße hatte die Kriegerwitwe in der Portierloge grade ihren blinden Kostgänger abgelöst, der die Nacht über wachte, er schlief noch nicht, erzählte aus dem Bett, was für ein Leben heute nacht im Hause gewesen sei, alles 'rauf in den Spielklub („pst", machte die Frau, du sollst doch das nicht sagen, mal verplapperst du dich), aber auch bei den Offizieren hatten sie krakeelt, daß man's bis unten hörte, die sind erst um drei geschlossen abgezogen.

„Pst", machte die Kriegerwitwe, „jetzt kommt der Major."

„Siehste" — der Blinde zog sich, obwohl er kein Licht sah, in alter Gewohnheit die Bettdecke übers Gesicht und legte sich zurecht, „da klappt was nicht. Wenn sie die nicht mal ausheben."

Der Major stieg die Treppe hinauf. Die Kriegerwitwe am Bett

des Blinden flüsterte: „Max, wir sind hier einfache Portierleute im Haus. Wenn wir uns Bemerkungen über die Mieter oder Gäste erlauben..."

„Oh", sagte der Blinde, „darüber reg dich man nicht auf. So ganz wie früher ist es doch nun auch nicht. Ich werde mir doch noch die Leute ansehen können und mir mein Urteil bilden."

„Es sind Offiziere, wie es sich für ein feines Haus gehört. Und wenn die mal Lärm machen und einem nicht gefallen, darf man eben nicht in einem feinen Haus wohnen."

„Da bin ich anderer Meinung", sagte der Blinde, schon unter seiner Klappe, „die haben sich auch in einem feinen Haus gehörig aufzuführen. Ich hab' überhaupt meine Gedanken über die Herrschaften. Laß die mal noch weiter ihr Ding drehen, dann wird man sie bei den Schlafittchen kriegen."

Sie freute sich, daß er sich für das Haus interessierte, dann wird er ja wohl bei mir aushalten, und meinte: „Die Gnädige sagt alle paar Tage: ‚Verbrennen Sie sich nicht die Finger an Dingen, die Sie nichts angehen.'"

Er sagte: „Das faule Stinktier", und legte sich auf die Seite.

Der Major saß inzwischen knauig und mit dem bitteren Geschmack im Mund, den er nicht herunterbekam, im vorderen Bürozimmer, die Stenotypistinnen waren erst für neun Uhr bestellt, er dachte grämlich an seinen Kaffee zu Hause, an die langsame Prozedur des Anziehens — daran hatte er sich in dem elsässischen Städtchen gewöhnt, Zeitungslektüre im Bett oder in Hemd und Hosen —, und da muß dieser aufgeregte Hauptmann zwischenfunken. Im Mantel, die Hände in den Taschen, saß er da, verfroren, beobachtete den Hauptmann und wartete, wann er losschimpfen konnte.

Sie hätten hier bis spät in die Nacht gesessen und beraten, verkündete der gedrungene Hauptmann, eine Boxerschwergewichtsfigur mit wasserhellen Augen, die blonden Haare zurückgekämmt, mit bärenmäßigen Pranken, ein langsamer sicherer Mensch, der aber jetzt auf seinem Büroschemel zappelte. Es sei einer aus dem Dreiundfünfzigerausschuß der Marine gekommen, einer ihrer Freunde, und hätte den Inhalt der Liebknechtrede mitgeteilt, und da seien in der Tat einige auffallende Sätze gefallen.

„Da werden wir erst die Zeitung abwarten, lieber Hauptmann, bis der Text vorliegt."

Das erste Rollen des Gewitters hatte sich bemerkbar gemacht, der Hauptmann war aber Kummer gewohnt.

Die Zeitungen seien schon da; er schwenkte ein Bündel. Aber bei ihrem Anblick erinnerte sich der Major seiner Zeitungen, die er schnöde bei dem Hotelpförtner hatte liegen lassen müssen: „Aber Sie werden doch nicht sagen, mein sehr lieber Hauptmann, daß Sie mich morgens früh aus der Klappe holen müssen, damit ich bei Ihnen Zeitungen lese. Glauben Sie nicht, ich täte besser, in Ruhe allein meine Zeitungen zu lesen und dann, wenn mir was auffällt, mich mit Ihnen in Verbindung zu setzen?"

„Unzweifelhaft, ich bitte um Entschuldigung, aber Sie selbst, Herr Major, haben mir eingeschärft, Sie in solchen Fällen auch keine Minute im unklaren zu lassen. Wir dachten schon daran, Sie nachts zu alarmieren."

Jetzt erwachte der Major: „Welche Dringlichkeit? Nun bitte ich aber."

Der Hauptmann entfaltete eine Zeitung: „In den meisten Zeitungen finden sich keine oder nur kurze Notizen. Hier habe ich einen etwas mehr vollständigen Extrakt, jedenfalls mit den Sätzen, die für uns von Interesse sind. Hier eine Stelle von den Generalen, die ‚an der Spitze ihrer gewaltigen Armee von der Front ins Innere' gezogen kommen, die Generale müssen sofort beseitigt werden. Das ist nicht wichtig. Aber hier: ‚Das deutsche Proletariat kann keinen Wilsonfrieden schließen.' Er sagt dann, einen Augenblick: ‚Nur durch die von den Soldaten- und Arbeiterräten vorzunehmende Sozialisierung können die Schwierigkeiten des Neuaufbaus der Friedenswirtschaft gelöst werden, der Kapitalismus, die heutige Privatwirtschaft sind dazu unfähig.' Er weist direkt auf die Kriegswirtschaft und ihre Organisation als das Vorbild hin."

Der Major warf bissig ein: „Jedoch nicht im Interesse des Vaterlandes."

Der Hauptmann ließ das Blatt sinken, stemmte beide Arme am Tisch auf, schwieg und warf dem Major einen langen festen Blick zu: „Über diesen Punkt haben wir heute nacht ausführlich gesprochen. Ich darf zunächst aus der Rede noch einiges Material

bringen. Liebknecht ist der Meinung, daß aus den furchtbaren Gefahren, die der Ernährung und Rohstoffversorgung Deutschlands drohen, nur der Weg einer allgemeinen Weltrevolution führe. Er meint weiter, man solle nicht verlangen, daß die Völker der Feindmächte beziehungsweise ihre Arbeiter schon jetzt der deutschen Revolution folgen. Die deutsche sei der russischen auch erst nach einem Jahr gefolgt."

„Du lieber Gott, Phantasien. Der deutsche und russische Kladderadatsch — ich nenne so was nicht Revolution —, ist eine Folge der militärischen Niederlagen, verbunden bei uns mit unerhörten Fehlern, mit Panikstimmung, weswegen man bei uns den Kaiser wegschickte und duldete, daß man eine Republik ausrief. Ich habe Ihnen das zehnmal gesagt. Die Franzosen und Engländer und Revolution. Lachhaft."

„Er ruft die Proletarier der Feindmächte zur Solidarität mit dem deutschen Proletariat auf."

„Pardon, lieber Hauptmann, ich habe noch nie so oft aus Ihrem Munde das Wort ‚Proletariat' gehört. Vor ein paar Tagen sagten Sie mir in demselben Raum, daß Sie das Wort nur über dem Spucknapf benutzen."

„Da ist eine andere wichtige Stelle: ‚Die deutsche Arbeiterklasse hat heute die Macht in Händen oder doch die Kraft, sie zu ergreifen. Soll sie diese Macht aus den Händen geben, soll sie sich vor Wilson beugen, soll sie auf Geheiß der feindlichen Imperialisten kapitulieren, vor den deutschen Kapitalisten, um einen Frieden der Erdrosselung zu erzielen? Oder soll sie nicht vielmehr, wie wir fordern, dem feindlichen Imperialismus die Spitze genau so rücksichtslos wie dem einheimischen bieten?' — Das sind die Sätze, Herr Major, die uns unser Freund mündlich gebracht hatte und die uns die Nachtstunden über beschäftigten."

Der Major stand auf und legte den Mantel ab: „Danke. Bis die Damen kommen, ist der Stuhl wohl frei."

„Liebknecht behauptet, daß, wenn Wilson und Genossen etwa in Deutschland intervenieren würden, nachdem eine revolutionäre Regierung seine Bedingungen abgelehnt hätte, der Moment gekommen wäre, wo die Revolution von hier auf andere Länder übergreifen könnte. Dabei mitzuwirken aber sei die heutige Regierung mit Ebert-Scheidemann außerstande. Sie würde den feind-

lichen Bedingungen keinen ausreichenden Widerstand entgegensetzen können. Sie würde mit Friedensparolen kommen und damit die Massen zersplittern."

Nun steckte sich der Major seine Zigarre an und rauchte: „Darüber haben Sie diskutiert? Und was meinte man?"

„Die Ansichten waren geteilt. Es scheint eine Sache des Alters zu sein. Wir waren sechs. Genau drei wollten nicht mit, und drei — waren Feuer und Flamme: die Jungen."

„Was sagen die jungen Herrschaften?"

„Ebert-Scheidemann und Genossen gefallen ihnen nicht. Die Regierung hat keine Schneid. Die Leute, die den Waffenstillstand unterschrieben haben, sollen abtreten."

„Wissen diese Kinder nicht, daß die Frontsoldaten nicht zu halten sind und nach Hause wollen?"

„Man will auch nicht mit diesem alten Heer kämpfen, sondern mit einem neuen, das kämpfen kann und will (der schwere Hauptmann beugte sich vor und tippte auf eine Zeitung), und da denkt man an die revolutionäre Arbeiterschaft."

„Schau, schau. Soweit sind wir also, Herr Hauptmann. Das ist der Bolschewismus, wie er leibt und lebt."

„Was mich anlangt, so darf ich bitten, mich damit nicht einfach zu identifizieren. Im übrigen stehen wir im Kampf und stoßen uns nicht an Worte. Wir hätten im Krieg auch nicht gewisse notwendige Maßnahmen, Evakuierung der Zivilbevölkerung zum Beispiel, vornehmen dürfen, bloß weil wir uns an dem Wort ‚Barbarei' stießen."

„Kurz und gut: es gibt welche, die wollen mit Liebknecht gehen? In der Tat, das ist ein Erlebnis."

„Ich habe mir erlaubt, Sie so früh zu stören, weil ich im Laufe des Tages noch einen oder den andern der Herren treffe und verhindern möchte, daß sie ihren neuen Enthusiasmus zu rasch — und vor andern — verbreiten."

Der Major wurde ganz ernst: „Ja, da möchte ich aber wirklich darum bitten. Das wäre ja ... Die Herren können uns unheilbar kompromittieren."

„Das wurde auch gesagt."

„Also... Ich werde den Text der Rede genau durchlesen. Was steht übrigens hinter dem Liebknecht?"

„Offenbar die aktivsten Teile der Arbeiterschaft, die sogenannte Volksmarinedivision."

„In den Apfel beiß' ich nicht."

Der Hauptmann schwieg. Er sah gradeaus, ein unbewegtes militärisches Gesicht. Nach einiger Zeit sagte er: „Opfer sind zu bringen. Das wurde auch gestern bemerkt."

„Mein Lieber, da können wir gleich die Waffen strecken und die Bude zumachen. Unsere Parole bleibt: „Widerstand und Aufbau."

„Unsere Methoden werden nicht überall gebilligt. Wir sind zu langsam. Die Leute wollen etwas sehen. Man wirft uns vor, daß wir eigentlich die Regierung von heute stützen. Wir mobilisieren nicht gegen den kommenden Frieden."

Der Major ging wütend auf und ab. „Teufel nochmal, das hätte ich mir nicht träumen lassen. Da hat mir doch der junge von Heiberg auch so was geflüstert. Das scheint eine Epidemie zu sein."

Die Damen klopften und traten ein. Während der Hauptmann sich empfahl, saß der Major grübelnd in dem Hinterzimmer. Zum Schluß kam ihm die Galle hoch, er trat vor den Spucknapf und spie hinein. Dabei kam ihm das Wort „Proletariat" und „Volksmarinedivision". Er spuckte aus und konnte sich erleichtert in Bewegung setzen.

Das Döberitzer Lager

Es sollte kein guter Tag für ihn werden. Der Major war in den letzten Jahren höllisch abergläubisch geworden. Er wußte: was mit solchem Telephonrasseln im Schlaf anfängt, läuft nicht gut weiter.

Die Eisenbahn trug ihn nach Döberitz — das hatte er schon gestern beschlossen —, um sich zu orientieren, was bei den jungen Formationen vorging, die nach dem Osten sollten.

Das Lager war zu einem Teil Wartelager und Kaserne für Truppen, die man auf dem Rücktransport mitbringen mußte, bevor sie in ihre Garnison verbracht und aufgelöst wurden. Dann gab es da noch, nachdem man diese aufsässige Masse, die sich nur schwer in Ordnung halten ließ, passiert hatte, den Distrikt, der, scharf abgegrenzt, das Übungs- und Sammellager bildete. Zwischen den Baracken und auf dem Feld sah man hier junge Soldaten und

viele Offiziere. Mit einem Blick erkannte der Major: hier ist etwas im Gange.

Es machte ihm ein Vergnügen zu warten, als er hörte, daß der Leutnant von Heiberg erst in einer Stunde von einer Übung zurückkehren würde. Er erfuhr von einem Hauptmann im Stabszimmer, die Sache ließe sich gut an, aber die Nähe der Großstadt und besonders Berlins mache sich unangenehm bemerkbar. Die Infektion mit faulen Ideen, mit dem „Aufrührergeist der Heimat", greife auch nach hier über. Und man werde nicht eher zur Ruhe kommen, bis man sich in Marsch gesetzt hätte. Das bösartigste seien nicht Verbrecher und solch Pack, das sich hier auch einniste, nichts leiste und den Dienst erschwere, sondern verkappte Agitatoren.

„Ich erziehe meine Leute im strengsten Gehorsam, im Kadavergehorsam. Ohne das geht's nicht. Man soll sich mal umsehn in den Berliner Kasernen, in den Schweineställen, ob's anders geht. Wer nicht die Bolschewiki nach Asien zurückjagen will, hat bei uns nichts zu suchen. Da bin ich eisern."

Solche Leute waren ein Labsal für den Major.

Als der Leutnant von Heiberg schmuck und straff im Zimmer des Stabs erschien, den Major abholte und sie zwischen den Baracken an der frischen Luft promenierten, änderte sich das Bild.

Der Major: „Sie sind ausgezeichnet hier dran, von Heiberg, vorzügliche Umgebung; möchte wissen, wo man in Preußen heutzutage eine bessere findet."

Der Leutnant nickte.

„Lieber von Heiberg, wenn ich Sie hier sehe, in dieser wahrhaftig frischen Atmosphäre, sagen Sie mal, was soll denn das Gerede von neulich Abend, Opfergeneration und so weiter? Sie haben Kameraden hier? Wäre mir lieb, wenn Sie mich vorstellen würden."

„Mit Vergnügen, Herr Major."

Sie gingen bald zu dritt, der Major in der Mitte, die Barackenstraße auf und ab. Der Leutnant, der hinzukam, war kleiner als Heiberg, ein stämmiger Bursche, aus einer feudalen Gutsbesitzerfamilie der Mark, der Major kannte ihn, irgend jemand hatte ihn schon einmal in sein Büro heraufgebracht, aber da hatte er sich nicht aufgehalten. Kurz informierte ihn der Major, was er wollte: Ob der Leutnant die Ideen Heibergs teile, Opfer und so weiter. Da

lachte der Offizier: das sei die Spezialität von einigen hier, Heiberg stehe nicht allein, für ihn sei das zu hoch — Hauptsache bleibe: sie wollten nach Osten, Polen und Russen jagen: „Nach Hause gehn wir nicht."

Was dem Major nicht schlecht gefiel.

Plötzlich ritt aber derselbe junge stämmige Mann eine Attacke: „Darf ich mir eine Frage erlauben, Herr Major? Warum haben Sie in Berlin in Ihrem Büro ein Werbeplakat hängen: ‚Verlaßt Berlin'?"

„Soll die Leute aus Berlin jagen, wir haben genug davon, sie verkommen."

„Ich darf mir gehorsamst die Bemerkung gestatten, daß ich nicht dieser Meinung bin."

„Und was denken Sie?"

„Daß ich möglichst viele Frontsoldaten hinwünsche."

„So. Was gibt's denn da zu sehen, Herr Leutnant? Habe selbst nichts bemerkt, außer einer p. p. Regierung, von der man besser nicht redet, und Weiber und Schieber. Und Sie?"

„Ich darf Herrn Major eine persönliche Bemerkung machen. Ich habe mich in Berlin für ein paar Tage bei entfernten Verwandten aufhalten müssen. Die Leute waren mir lange aus den Augen gekommen, waren, wie ich mich erinnere, früher nur mäßig begütert. Jetzt frißt das aus feinstem Geschirr. Das trinkt dänischen Schnaps, die Damen beladen sich mit Pelzen, haben die Finger dick mit Brillanten. Haben mich armen Schubjack in Nachtlokale geführt, in einer Nacht drei bis vier. Man sollte unsere Soldaten und Offiziere in solche Lokale führen."

„Wollen Sie mir bitte die Adresse von ein paar solchen Lokalen geben."

„Herr Major müssen sich kein falsches Bild von meinen sehr weitläufigen Verwandten machen, sind patriotische Leute, weinen dem Kaiser nach und verfluchen die Revolution. Mir haben sie erzählt, wieviel Geld sie zum Kampf gegen die Roten zahlen. Ohne Sie kränken zu wollen, Herr Major: in die Finanzgebarung Ihres Büros werden Sie sich als aktiver Offizier ja wohl nicht zu stark eingemischt haben."

„Was soll das heißen?" brüllte der Major.

Der kleine stämmige Offizier lachte unbekümmert gradeaus:

„Ich vermute, daß sich in Ihrer Kasse auch Geld von meinen Verwandten findet."

Mit einem scharfen Ruck marschierte der Major weiter, wortlos. Die beiden Herren mußten sich beeilen, um mit ihm Schritt zu halten. Er machte vor einer Kompanie, die vorbeizog, halt und wandte sich zu dem Leutnant: „Unter allen Umständen werden Sie mir konkrete Angaben machen über die Leute da, von denen Sie sprechen."

Der Leutnant holte eine Visitenkarte aus seiner Brusttasche, schrieb mit einem Bleistift etwas auf und gab die Karte dem Major, der sie sorgfältig in seine Brieftasche schob. Die Kompanie war vorbei, man schritt weiter.

Der Major verbiß seine Wut: „Was hat das Ganze mit unserm Plakat ‚raus aus Berlin' zu tun? Sollen sich unsere Soldaten in Berlin aufhalten, um Schweinereien anzusehen?"

„Sehr wohl, Herr Major. Weil sie dann die Lust verlieren werden, sie zu verteidigen."

„Zum Donnerwetter, wer verteidigt sie denn? Ich möchte nun aber wirklich bitten."

„Herr Major können überzeugt sein, daß es mir ganz fernliegt, einen Makel auf Ihre Organisation zu werfen. Jeder billigt Ihre Absichten."

„Also. Das ist die Hauptsache."

„Aber nicht wenige meiner Kameraden meinen, daß Sie und viele ältere Vorgesetzte, im besten Glauben, nicht scharf genug das ansehen, was uns abstößt."

„Wir sind auch nicht blind."

„Für das, was sich in Berlin und anderswo breitmacht, will keiner von uns einen Finger krumm machen."

Außer sich brüllte der Major: „Aber das soll ja keiner. Die Schieber und Wucherer, von denen Sie reden, werden wir beseitigen."

Da schwiegen die beiden jungen Offiziere.

Der Major: „So reden Sie."

Endlich faßte sich von Heilberg Mut: „Wir sind bei dem Thema, Herr Major, das wir neulich berührt haben. Wir haben uns zu Hause umgesehen. Wir haben keine Heimat mehr. Um

nicht zu verkommen, bleibt uns nichts weiter übrig, als nach Osten zu reiten."

„Das ist eine andere Sache. Das freut mich. Aber (ihm dämmerte etwas, er erinnerte sich an das morgendliche Gespräch mit seinem Hauptmann in dem Stadtbüro) wollen Sie damit sagen, daß Ihnen unsere Dinge schnurz und pipe sind, daß Sie nicht gegen unsere Roten kämpfen wollen?"

Ganz unbefangen antwortete der kleine Leutnant: „Darüber haben wir uns unterhalten; das ist bei uns tägliches Brot, und da gibt's in der Tat Streit. Wir haben jedenfalls eine Zahl von Offizieren, die es den Berlinern gönnt, wenn sie mal feste von den Roten angefaßt werden. Es besteht übrigens da ein Verdacht, Herr Major. Werde es offen aussprechen: daß die Geldsäcke das Vaterland und die nationale Ehre eines Tages, beim Friedensschluß, an das Ausland verkaufen werden."

Der Major höhnisch: „Der Liebknecht geht um."

Der kleinere Offizier friedlich: „Hier geht kein Liebknecht um, Herr Major. Wir sind im Begriff, gegen die Bolschewiki zu marschieren. Ein Bolschewik versteht nichts von Vaterland und nationaler Ehre."

(Der Major merkte, hierher war die Rede von gestern noch nicht gelangt.)

Der kleine Leutnant: „Kurz und gut, solange wir den Eindruck haben, daß sich die Regierung der Geldsäcke annimmt und daß wir ihnen ihre ‚Ruhe und Ordnung' herstellen sollen, solange reizt uns das Geschäft nicht. Wir verlangen Garantien, daß man unsere nationale Ehre nicht an die Entente verschachert. Und darum sind wir an dem Ausgang dieser ganzen Revolution der Arbeiter oder Proletarier gegen ihre Lohnherren oder Geldsäcke nicht interessiert. Wir lassen uns aber in keinem Fall von Knallprotzen als Bluthunde gegen arme Teufel benutzen."

Der Major schwer besorgt: „Meine Herren, wo kommen wir da hin. Sie sagen ‚wir'. Hoffentlich seid ihr nicht viele. Heiliger Strohsack. Wem leisten Sie mit so einer Auffassung Helferdienste? Doch nur der roten Kanaille."

Leutnant von Heiberg: „Wir wissen, wem wir dienen. Wir haben nur einen Dienst."

Und wieder hörte der Major das Wort, das ihn stach: „Deutschland retten."

Er erlebte noch Schlimmeres, als er, geführt von den beiden Herren, die Kantinenbaracke betrat. Mannschaften und Gradierte saßen durcheinander. Wärme, Rauch, Lärm, Soldatenlieder. Und am kräftigsten aus jungen Kehlen erschollen Lieder, die offenbar frisch erfunden waren und die leitenden Männer der Regierung verhöhnten. Sie brachten die Regierenden mit Juden und Schiebern zusammen.

Nachher lachte der Major freilich selbst mit und trank seinen heißen Grog. Diese junge Brut nahm kein Blatt vor den Mund, aber sie konnten den ganzen Porzellanladen kaputt trampeln.

Er hatte bis jetzt nur den Ärger eines Vorgesetzten gegenüber einer unordentlichen Truppe empfunden. Jetzt dämmerte ihm von einer Kluft zwischen sich und diesen Leuten. Hatte es doch eine Revolution gegeben?

Und darüber erschrak er so, daß er sich von Heiberg ins Nebenzimmer zu seinem Hauptmann führen ließ, der ihm nur die Versicherung gab, daß man in nicht zu ferner Zeit nach Kurland aufbrechen werde. Die Leute seien eben wild wie junge Pferde.

Bei diesem Hauptmann traf der Major auch einige weißrussische Offiziere. Sie schüttelten sich die Hände: „Einst Feind, jetzt Freund." Es waren kräftige Figuren in Zivil, denen nichts von einer Niederlage anzumerken war.

Steckbrief

Die Kriminalpolizei, die den Mördern des Lotterieloshändlers nachforschte, besaß noch keine Spur nach Döberitz. Immerhin, den Haupttäter, den eigentlichen Anstifter des Verbrechens, hatte man, und er saß in Moabit.

Konrad hatte sich in der Nacht nach dem Mord in einer der Dielen, die er da mit Lutz aufsuchte, verdächtig gemacht. Er gab einem der Kellner, mit dem er schon öfter solche Geschäfte gemacht hatte, einen Brillantring zum Einwechseln in Geld. Der Kellner ging ohne Bedenken auf das Geschäft ein.

Der Ring war aber innen gezeichnet, und der Tote hatte sorgfältig jedes Stück registriert. Und nach zwei Tagen wurde in einem Juweliergeschäft im Süden der Stadt ein Herr verhaftet, der den Ring vorzeigte, aber völlig unschuldig war. Es war ein Lieferant des Dielenbesitzers, so kam man zur Diele und zu dem Kellner, und, ein Unglück, der Kellner wußte Konrads Namen. Darauf konnte Konrad in der folgenden Nacht beim Spiel in einer Diele festgenommen werden.

Konrad war brutal und schlau. Aber er hatte einen blinden Fleck: er glaubte an sein Glück. Daß er verloren war, machte ihn rasend — gegen die Polizei und den Untersuchungsrichter. Er blieb stumm.

Daß er aber noch keineswegs verloren war, hätte er gewußt, wenn er in den Kopf seines Richters hätte sehen können. Denn die Voruntersuchung rechnete noch immer mit der Möglichkeit, daß der Lotterieloshändler sich freiwillig hatte binden und zu irgendeiner Greuelszene das Taschentuch in den Mund hatte stecken lassen. Der Verbrecher hätte sich dann noch immer herauswinden können, indem er behauptete, das Taschentuch sei durch Schuld des Opfers zu tief geraten; man hätte jedenfalls keine Erstickung beabsichtigt. Aber Konrad schwieg. Er war, auch gegen den Aufseher, absolut stumm, aus Rachsucht.

Man hatte sein ärmliches Zimmer durchsucht, hatte viele Karten und Briefe gefunden und ermittelte nach und nach die Absender. Zu Lutz kam man zu spät. Man war natürlich sofort auf der Suche nach jenem jungen Mann, der in der Unglücksnacht mit Konrad die Dielen besucht hatte, aber man fand ihn nicht, was vielleicht ein Argument für seine Mittäterschaft war. Es gab auch Jungen, die nur sporadisch in den Lokalen auftauchten und sich gern mitnehmen ließen; die Demobilisierung schwemmte viele junge Leute über das Land. Im Notizbuch des Toten fand sich kein Name, der mit diesem eventuellen zweiten hätte zusammengebracht werden können. So saß man und wartete, ob Konrad sein Schweigen brach. Er brach es nicht.

Aber da gab es noch die Geliebte von Lutz in seiner alten Nachbarkammer. Sie war eine Zeitungshändlerin, aber selbst las sie keine Zeitung. Sie war gelegentliche Abwesenheiten von Lutz gewohnt, und zuletzt hatte er Geld gehabt, aber dann kam er

doch immer wieder zu ihr herauf, wenn er sich in Berlin aufhielt.

Als er nun nach einigen Tagen nicht erschien, machte sie sich, gekränkt, daß er nicht an sie dachte, wo er offenbar wieder einmal im Fett schwamm, auf den Weg zu der Zimmervermieterin von Lutzens Freund Konrad.

Die Zimmerwirtin empfing sie mißlaunig. Die Kriminalpolizei hatte ihr viel zugesetzt mit diesem Mieter, der jetzt saß.

Die mürrische Person war nicht wenig erstaunt, als sie merkte, das Fräulein, das sich hier nach Konrad erkundigte, wußte von nichts. Das glaubte sie nicht. Das machte sie verdächtig.

Sie zog sie in ihre Stube, fragte sie aus. Unbefangen erzählte die Fremde von Lutz und von Konrad. Und in der Frau befestigte sich, je länger sie mit ihr saß, der Gedanke: das Fräulein hier hat was mit dem Mord zu tun. Sie bat das Fräulein, sich einen Augenblick zu gedulden, lief zu einer Nachbarin und trug ihr auf, einen von der Kriminalpolizei zu holen. Das zog sich hin. Währenddessen bot sie dem Fräulein zu deren angenehmer Überraschung Kaffee an. Man trank, und das Fräulein war schon im Begriff zu gehen, als ein Herr erschien, die Tür hinter sich schloß, ihr die Hand von der Türklinke nahm, als sie gehen wollte, und sie mit den Worten anredete: „Sie können noch ein bißchen hierbleiben. Ich möchte Sie was fragen."

Das Blut stieg ihr zu Kopf. Sie kannte den Mann nicht. Aber schon drehte er die Klappe seiner Jacke um und zeigte das Schildchen der Kriminalpolizei. Sie blickte den Mann an, die Frau an, die Frau zeigte plötzlich einen fremden frechen Ausdruck. Das Zeitungsfräulein dachte, ich bin keine Hure, oder hat mich einer denunziert? Denn es erschien bald noch einer.

Den Herren erzählte sie offen, wer sie sei, wovon sie lebe, wer Lutz sei, wie sie zu ihm stand, und er wohne Kammer an Kammer mit ihr. Die Kriminalbeamten staunten, als sie feststellten, sie wußte wirklich nichts von dem Verbrechen. Das Mädchen machte einen einfältigen und aufrichtigen Eindruck. Sie hielten damit zurück, sie aufzuklären, und wünschten schließlich, mit ihr in ihre Behausung zu fahren.

Völlig niedergeschlagen, mit einem bitteren Blick auf die böse Frau, die ihr noch Kaffee angeboten hatte, stieg das Mädchen

zwischen den Beamten die Treppe herunter. Überall standen die Türen offen, Frauen und Kinder betrachteten sie. Ein großes Reden fing hinter ihr an. Sie dachte: Und wenn ich eine Hure bin, was ist dabei. Die Kriminalbeamten erfuhren im Auto, daß Lutz an den Tagen vor seinem Verschwinden viel Geld hatte — aber das hatte er doch auch sonst manchmal, weinte sie — hatte er vielleicht gestohlen? Dann stieg man zu den Mansardenkammern hinauf.

Man fand nichts bei ihr, bis man sie selbst visitierte und eine kleine goldene Damenuhr in ihrer Handtasche entdeckte. Ihr wurde dunkel vor Augen: „Aber die hat er mir geschenkt."

Man nahm sie ihr ab. Bei ihm fand man keine Wertsachen, aber neben dem Bett ein kleines, zusammengeknülltes, mit Sicherheitsnadeln besteckes Handtuch. Das nahm man mit. Es trug die Zeichen des Ermordeten und war blutig. Sie wurde festgenommen. Erst auf dem Polizeipräsidium erfuhr sie aus dem Munde des Kommissars, der die Sache bearbeitete — der Herr zeigte ihr das Handtuch und ihre Uhr —, worum es sich handelte. Da ließ sie sich willenlos abführen.

Aber keine Spur von Lutz. Er übt in Döberitz, brüllt und singt in der Lagerkantine, als sich der Major mit den beiden Leutnants wärmt.

Was für Männer lernt Lutz jetzt kennen? Mit Angst darf man ihnen nicht kommen. Sie pfeifen auf den Frieden. Arbeit finden sie nicht, wollen sie auch nicht. So wie sie es gehabt haben, in den letzten Jahren draußen im Feld, so wollen sie es weiter haben, und das war besser als sogar zu Hause. Sie sind fast alle jung, einige blutjung. Eine kleine Schar älterer Verkrachter und Verbissener ist dabei. Sie bilden jetzt eine militärische Formation; wenn man sie aber losließe, so würden sie Räuberbanden bilden. Schon dauert es vielen hier zu lange, und manche unterhalten sich darüber, welcher Partei in Berlin man sich zur Verfügung stellen, verkaufen will — natürlich der, die am meisten bietet.

„Wann geht's los, wann geht's los?" lautet die tägliche Frage. Sie halten Disziplin und lieben nur scharfe Offiziere. Keiner fragt den andern nach der Vergangenheit. Man beobachtet einander scharf, und gegen wen sich nur der geringste Zweifel auf

seine Zugehörigkeit hier erhebt, der weiß, daß er, bei Lebensgefahr, rasch zu verschwinden hat. Man schließt Blutsbruderschaft.

Was in der Welt und in Berlin vorgeht, was das Ausland auf einer Friedenskonferenz plant, interessiert keinen.

Schieber und junge Damen

Die süße Gefärbte sitzt im Hotel „Fürstenhof" am Potsdamer Platz auf ihrem Zimmer und läßt sich maniküren.

Wer hätte das vor einer Woche geahnt. Aber sie, an die Kurvenbewegung ihres Alltags gewöhnt, sie könnte, gleichmütig wie sie ist (die Armut, in der sie als Tochter eines polnischen Flickschusters in Berlin-Marienfelde aufgewachsen war, von einer späteren Zwangserziehung zu schweigen, macht sie gegen Schicksalsschläge gefeit), sie könnte mit ihrer Fischblütigkeit Staatsmann werden.

Was ist eigentlich an dieser jungen Person? Sie hat dunkelbraune Haare und weite sanfte Augen von derselben Farbe. Sucht man ihre Lippen, den Schnitt ihres Mundes zu beschreiben, jetzt, wo sie sich auf den Korbstuhl, während die Maniküre neben ihr hockt und arbeitet (wie gern hätte Toni selbst solche Arbeit verrichtet, aber sie hat's nicht gelernt), so kann man diesen Lippen nicht Üppigkeit und Stolz absprechen. Aber es gibt auch um den Mund eine gemeine Linie. So ist Toni, slawisches Blut, slawische Schönheit, von dem aufmerksamen Motz in einem kleinen Ballsaal der südlichen Friedrichstraße entdeckt worden.

Heute will sie Brose-Zenk in Gesellschaft mitnehmen — Brose-Zenk, nicht Motz, sondern Brose-Zenk, der reiche, selber. Motz hat gesagt: „Er will mit dir protzen." Es ist ein Empfang in der Regentenstraße, im feinen Tiergartenviertel. Auch Brose hat Entdeckungen gemacht — er in seinem Spielklub in der Fasanenstraße. Es fand sich da ein Staatsanwalt, ein seriöser Mann, dem keiner diese Spielwut zugetraut hätte, und Brose half ihm. Und bei diesem selbstverständlichen Hilfsakt konkurrierte Brose mit einem gewissen Herrn Finger, dessen Bekanntschaft für ihn von großer Wichtigkeit werden sollte. Denn Finger

war zwar auch ein Glücksritter, aber aus anderm Holz als er. Er spielte nur gelegentlich. Seine Finanzen balancierten nicht auf der rollenden Kugel der Dame Fortuna. Finger machte „Geschäfte".

Empfang beim jungen Finger in den luxuriösen Zimmern der Regentenstraße. Toni kam mit, weil sie schön und exotisch aussah und polnisch sprach. Es war ihr strikt verboten, auch nur ein Wort ihres schändlichen Berliner Straßenjargons zu gebrauchen. Fragen in Deutsch durfte sie manchmal verstehen, manchmal sollte sie, wie Brose befahl, nur grinsen. An dem Training dazu hatte Motz, der natürlich auch im Fürstenhof wohnte, drei Tage gearbeitet.

Toni sah wunderbar aus, trug in den Ohren und am Hals geliehene Brillanten, war diskret, pikant. Brose wurde von allen Seiten gebeten, die Dame vorzustellen. Sehr elegant und stumm verlief das, Motz hatte einwandfrei gearbeitet. In den weiten, weißgetäfelten Räumen saßen und standen Damen und Herren mit Teetassen in den Händen beieinander, einige Herren waren stabil und installierten sich mit andern in Fauteuils, Ministernamen wurden genannt. Zwei höhere Offiziere aßen im Stehen Kuchen mit Schlagsahne.

Im Laufe des Sprechens, Stehens und Herumflanierens hatte Brose Mühe, sich eines ältern Herrn mit grauem Schnurrbart zu erwehren, der es auf Toni abgesehen hatte. Der Herr war ihm von Herrn Finger selber ehrerbietig vorgestellt worden, der Name klang ausländisch, und zum Schrecken Broses fing er an mit Toni polnisch zu reden, Brose mußte sich das liebenswürdig verbitten, er wolle auch am Gespräch teilnehmen, und nun redete man von Warschau, wo Toni geboren sein wollte (der Flickschuster, ihr Vater, stammte wirklich von da), schließlich, erlösend, kam der junge, eilige und so bemühte Herr Finger hinzu, um den ältern Herrn zu holen. Dabei nannte er ihn bei Namen. Und bei diesem Namen stockte Brose der Atem: es war — Wylinski. Er wäre ihm am liebsten nachgelaufen. Wylinski.

Er stand da und klagte sich an, daß er ihn beleidigt hätte. „Was habe ich gemacht", kam über seine Lippen, „habe ich ihn verjagt?" Toni mußte heute sehr zärtlich, aber nicht in ordinärer Weise, zu ihm sein, sie durfte ihn hier sogar duzen.

„Warum denn, Goldener?" flüsterte sie. „Dem Ollen? Dem hast du doch nichts getan."

Er gab ihr ein Zeichen zu schweigen — Unterricht in der deutschen Sprache fehlte dem Weib. Wenn doch Wylinski wieder käme.

Und Wylinski, der Herr und Chef des großen Finger, kam.

Und nun ließ sich Brose nicht halten und auf dem Umweg über die Politik — Sorge um die Erhaltung der Reichseinheit, um die Ordnung im Innern — prickelnd fühlten die eleganten Vertreter der Ordnung zwischen sich das Fürsorgemädchen — führte er das Gespräch auf ein anderes Gebiet: die Lebensmittelversorgung.

„Ah", meinte Wylinski, „es sind nicht die Lebensmittel, es sind auch Kohlen und Stiefel. Es fehlt auch an Papier."

„Unzweifelhaft", bestätigte Brose, erschüttert von diesen kolossalen Perspektiven, „aber — aber das läßt sich doch nicht alles auf einmal machen."

Durch das rege Interesse Broses aufmerksam gemacht — Brose-Zenk sah recht würdig aus mit seinem weichen braunen Bart —, fragte Wylinski direkt (dabei lachte er gutmütig, um einen eventuellen Schnitzer gleich gutzumachen), ob Herr von Brose-Zenk sich etwa auch für kommerzielle Unternehmungen interessiere.

„Aber ja." Brose hob verzweifelt die Arme.

Wylinski, der graue breitschultrige Mann, legte statt einer Antwort schweigend seine Hand auf den bloßen Arm Tonis. Sie machte vorschriftsmäßig große Augen. Er tätschelte sie aber friedlich weiter, als älterer Herr, und Brose rebellierte nicht, so ließ Toni ihn tätscheln. Und dann meinte Wylinski zu Brose, der an seinen Lippen hing: „Das ist ein Zeichen der Zeit. Früher hätten die adligen Herren, besonders die vom Land, die feudalen Grundbesitzer, es nicht für fein gehalten, sich um den Markt und um Börsengeschäfte zu kümmern. Jetzt demokratisiert sich alles."

„Man muß doch arbeiten, Herr Wylinski, man muß sich am Leben erhalten."

(Was redet er eigentlich von adlig und von Großgrundbesitz? Da steckt wieder Motz mit seiner Laubenkolonie dahinter, mal ist

dieser Windhund revolutionär, mal agrarischer Konservativer, er muß sich wirklich Zügel anlegen.)

„Aber früher", fuhr Herr Wylinski fort — und nun hatte er richtig, ohne Widerstand zu begegnen, seinen Arm auf Tonis Arm gelegt, im Eifer des Gesprächs und weil man enger zusammentrat —, „früher hätte mancher sich lieber eine Kugel durch den Kopf geschossen, als sich mit Geschäften zu befassen. Haben Sie auch einen Rennstall?"

Unglücklich gestand Brose, daß er ihn habe aufgeben müssen.

Gedankenvoll, ohne etwas zu sagen, stand der graubärtige Herr da. Er war nämlich so dicht an Toni gerückt, daß er sie beschnüffeln konnte, und nun war er vertieft darin, den leisen Duft ihrer Achseln einzuatmen. Er war ein sehr kräftiger, leicht gebückter Mann, dem dieser Geruch zu den höchsten Genüssen gehörte. Faktisch kräftigte und belebte er ihn. Er stand wie hypnotisiert zwischen den beiden. Und Toni, die feiner als Brose merkte, was vorging, ließ ihm sein Vergnügen.

„Sie müssen sich wieder Pferde anschaffen", knurrte Wylinski, „Pferde sind was Schönes."

Darauf nahm er seinen Arm herunter, lächelte gedankenlos und tief nacheinander Toni und Brose an und meinte, man würde sich ja wohl öfter sehen.

„Wenn ich Ihnen meine Aufwartung machen darf?" fragte Brose.

Wylinski nickte und lächelte sie weiter blöde und innig an: „Finger wird Ihnen alles sagen. Küss' die Hand."

Und zog ab, als kenne er sie nicht.

Es war ein großer Nachmittag für Brose. Finger, der flinke, dunkelgesichtige Herr nickte vertraulich, als Brose mit Toni an ihm vorüberging. Er hätte, sagte er, an der Tür gesehen, daß sie sich mit Wylinski unterhielten. Man verabredete sich für morgen. Finger drückte beiden kräftig die Hand und lächelte sie wieder besonders vertraulich an.

Entzückt saßen danach Brose und Toni im Auto. Brose alias Schröder kam für einen Sprung noch ins „Fürstenhof"-Hotel herauf, um Motz seine Toni zurück zu geben, aber auch mit dem niederschmetternden Auftrag, sie Deutsch zu lehren.

„Ich habe Wylinski selber gesprochen", warf er großartig

Motz zu, „es wimmelte von Ministern. Entschuldige, ich habe zu tun."

Da saßen sie eine kleine Weile begossen auf dem roten Seidensofa des Hotels nebeneinander. Toni legte die geliehenen Brillanten in das Etui und hängte sich ihre eigenen dicken Korallen in die Ohren. Mit ein paar kräftigen Püffen brachte Motz sie zum Lachen. Sie mußten die Juwelen zurückbringen.

Am Abend tanzten sie im Alten Ballsaal.

Ein verdächtiger Vorgang

Um die gleiche späte Abendstunde eilten zwei Leute in dem üblichen graugrünen Soldatenmantel aufgeregt über den Reichstagsplatz, traten in den Tiergarten ein und schienen die Absicht zu haben, spazierenzugehen. Sie besannen sich aber eines Besseren, traten aus der kleinen Querallee heraus und wandten sich der Dorotheenstraße zu.

In dieser marschierten sie im scharfen Tempo an der Kriegsakademie und dem Physiologischen Institut vorbei.

An der Markthalle machten sie scharf kehrt und zogen in gleichem Sturmschritt wieder die Straße herunter.

Vom Reichstag her kamen, genau so anzusehen und eilig wie sie, abermals zwei Männer. Die versuchten es aber nicht erst mit dem Tiergarten, sondern richteten ihre Schritte, nach Vorbeilassen der Elektrischen, ohne weiteres auf die Dorotheenstraße. Dort trafen sie auf das erste Paar, das grade eine neue scharfe Schwenkung vornahm und schlossen sich ihm an.

Eine halbe Stunde zogen sie nun gemeinsam die völlig stille und dunkle Dorotheenstraße auf und ab, bis sieben Minuten vor zwölf, wo sie sich die Hände schüttelten, neue Zigaretten anzündeten und sich trennten.

Darauf lag die Straße leer. Aus der nahen Friedrichstraße scholl einiges Geräusch.

Wir könnten über den ganzen Vorgang, nachdem er einmal verflossen ist, mit Stillschweigen hinweggehen. Er ist nicht erwähnenswert. Wir könnten sogar noch hinzufügen, daß die vier Männer im weiteren Verlauf des Abends und der Nacht keinem

etwas zuleide taten. Sie gingen nach Hause, zwei nach dem Gesundbrunnen, zwei nach Neukölln und legten sich schlafen.

Sie hatten aber wild geredet, in der Dorotheenstraße, besonders die ersten zwei.

Das macht sie verdächtig. Was liegt vor?

Monolog der Spree

„Welch langer Tag", seufzte die Spree, als sie um diese Stunde unter der Weidendammer Brücke floß. „Wie lange sie aushalten können, diese Menschen. Und in solchen Haufen. Wenn ich erst aus der Stadt heraus wäre. Dieses Krabbeln und Lärmen. Und immer etwas Neues, immer etwas Neues. Es gibt wirklich zu viel Menschen hier.

Wir Wellen, wir fließen in die Havel. Man hat uns erzählt, daß wir noch zwischen Kieferwäldern und Hügeln fließen werden. Wie schade, daß es grade Winter ist. Man hat uns erzählt, daß es eine Jahreszeit gibt, die Sommer heißt, wo die Bäume wie Vögel grüne Federn tragen, die man Blätter nennt. Sie wollen damit fliegen. Aber es gelingt ihnen nicht, weil sie ihre Füße nicht aus der Erde ziehen können. Dann, im Sommer, sollen sich die Menschen in Boote setzen und auf unsern Rücken schaukeln. Sie sollen singen, Männer und Frauen und Kinder zusammen. Vielleicht ist es eine Fabel. Was haben wir schon unterwegs gehört. Aber man kann davon in den langen Stunden träumen.

Da steht ein hohes Gebäude mit einer Kuppel. Es hieß, wir kommen am Reichstag vorbei. Das wird er sein. Ganz dunkel steht er da. Die Leute drin sind alle schlafen gegangen."

Die Wellen plätscherten gegen eine neue Brücke.

„Das ist nun der vierte Mensch, der zu uns herunterkommt. Eine Frau. Sie legt sich gleich auf den Grund. Sie hat die Taschen mit Steinen gefüllt. Wie recht sie hat, das Gezapple oben nicht weiter mitzumachen. Wir könnten es auch nicht ertragen. Warum sie alle so ernst zu uns kommen? Sie verlieren oben den Verstand.

Nun werden wir friedlich zu den hohen Kiefern und den sanften Hügeln hinausschwimmen. Wir werden den Morgen, den

Mittag und Abend annehmen, die die Sonne heraufführt, und uns über die Wolken und die vielen Sterne freuen, mit denen die Nacht spielt.

Und über den Wind.

Und über den leisen Regen.

Und dann die Havel. Die Begrüßung. Wie wird sie uns empfangen."

Alte Briefe

Es war aber schon tiefe Nacht, da fuhr der Dramatiker und Novellist Stauffer mit einem Ruck hoch. Er war völlig angezogen, zwischen einer Masse herumliegender Bücher, auf dem Fauteuil eingeschlafen. Drei Flammen der Deckenlampe blendeten ihn. Er zog die Uhr, halb drei. Bitterer Geschmack, verklebter Mund. Hohe Kisten im Raum vor der Chaiselongue. Er wollte am 1. Dezember ziehen, aus dem bayrischen Viertel Berlins nach draußen. Verfluchte Revolution, man machte in der Nähe, in der Spichernstraße, jeden Abend Lärm. Er hatte es satt.

Steif sitzt der füllige Herr im Fauteuil und reckt die eingeschlafene gedrückte linke Hand. Der Schreibtisch steht in Reichweite. Sein Blick fällt auf das große geöffnete Paket unter der Tischlampe. Es war ihm gegen zwölf Uhr in die Finger geraten, es schienen nur Briefe zu sein, da überfiel ihn die Müdigkeit, der Schlaf.

Er rückt näher an die Tischdecke, nimmt aus dem Paket einen Zettel, liest. Er weiß nicht, wer da schreibt. Man redet ihn mit seinem Vornamen „Erwin" an, am Schluß umarmt und küßt man ihn. Es endet mit einem geschnörkelten K. Er weiß nicht, wer es ist. Er gähnt.

Ein anderes Blatt, andere Handschrift. Merkwürdige Beschäftigung, in der Nacht vor drei in Papieren zu kramen. Aber er langt danach. Über einen Abgrund streckt er seinen Arm und langt hinein. Billiges kleines Papier, die Schriftzüge kindlich, regelmäßig. Wer war das? Sie redet mich an „mein Erwin", „Deine Else". Ich weiß nicht, weiß nicht, wer es ist, sie müssen einmal

gelebt haben, sie müssen über meinen Weg spaziert sein. Aber ich weiß nichts.

Sein Arm fällt schlaff über das Knie. Wird er wieder in Schlaf verfallen? Sein Kopf dreht sich zur Seite. Das bin ich. Ich weiß es nicht.

Deutlich steht ihm vor den Augen seine ehemalige Frau, Klara, eine Industriellentochter. In der Zeit seines beginnenden Ruhms, lebten sie zusammen, sie wohnt lange wieder in Hamburg, Mutter mit der Tochter, man war sang- und klanglos auseinandergegangen. An diese erinnere ich mich, sie erntete zusammen mit mir die ersten Lorbeeren. Geliebt habe ich Klara nie, sie mich auch nicht. Merkwürdiger Einfall, daß man sich so zueinandergesellt, und davon lebt meine Tochter.

Er betrachtete schief von der Seite das Paket und mußte wieder hineinlangen. Er zog den Arm nicht zurück. Die Hand blieb zwischen dem raschelnden Papier stecken, die Finger knitterten an den Blättern. Ich bin alt geworden. Ich tauge nichts mehr. Meine Stücke spielt man noch, aber nicht in Berlin. Sie klingen nicht mehr. Ich habe es lange gemerkt. Vor einer Woche der erste Akt meines Schauspiels in Dresden — danach lief ich auf die Straße, in eine kleine Kneipe, vor einem Glas Bier gesessen, betäubt, es war also wahr, was mir schon seit Monaten, während des ganzen Krieges so vorkam: es klang nichts mehr, die Stücke waren dieselben, aber die Menschen waren anders, die Zeit auch, ich auch. Zusammengesackt vor dem Glas Bier. Ich habe einen Schlag weg, ich bin ein Kriegsopfer, ein Schwerbeschädigter.

Darum umziehen, den Kopf in den Sand stecken, jawohl.

Seine Hand zog einen Brief. Eine Lotterie. Wer schreibt mir da? Menschen, laßt euch hören, was schreibt ihr mir, ich habe euch gewiß kaum gelesen. Poststempel 12. März 1899. Richtig, Florenz, an mich, aus dem Jahr 1899, ein Jahr nach der Geburt des Kindes, Klaras Eltern verlangten ein Kind, wir wollten es beide nicht.

Ein Brief an mich aus dem Jahre 1899. Das müssen wir festlich begießen, daß er noch angekommen ist. Und er erhebt sich, den Brief in die Jackentasche gestopft, und wankt aus dem wüsten Bibliothekenzimmer in den finsteren Nachbarraum, knipst

am Lichtschalter. Verdammt, die Birnen müssen durchgebrannt sein. Und tastet sich an der Wand dieses Speisezimmers entlang, bis er die gedrehten Säulen des Büfetts fühlt, bückt sich, zerrt unten an einer Tür, tastet nach einer Flasche. Und ohne sie anzusehen, schleppt er sich mit ihr in den hellen Raum, setzt sich auf den Fauteuil neben den Tisch, streicht den struppigen grauen Schnurrbart beiseite und nimmt zwei kräftige Schlucke, den Kopf mit dem vom Schweiß angeklebten Haar nach rückwärts. Er ächzt beim zweiten Schluck, es ist reiner Rum, die Flasche stürzt zwischen seinen Knien auf den Boden. Er flüstert, reibt sich die Augen, schnaubt sich die Nase, hui, wie das brennt. Bekommt mir nicht, diesen alten Brief zu begießen. Das Brennen im Hals und im Magen läßt nach. Vielleicht werde ich jetzt duselig. Seine Hand sucht in der Tasche.

„Komm du herab, du liebliche Phiole, die ich mit Andacht jetzt herunterhole."

Florenz, 1899. Er nahm ein Papiermesser und ließ es langsam die Kante des Umschlags entlanglaufen. So, jetzt bist du umgekommen. Wir haben auch Pharaonengräber in Pyramiden, die man spät öffnete, da gab es Miasmen und die Leute gingen zugrunde.

Es wird eine Schauspielerin sein, ich kenne die Handschrift nicht, weich, schwungvoll, ich stelle mir eine kleine brünette Person vor, ein Herz — wenn sie älter wird, taugt sie für Mutterrollen. Sie besucht mich jetzt, gütiger Gott.

Er breitete den Brief auf den Tisch, drei Blätter, nun kommt gleich „lieber Erwin, mein lieber Erwin" oder „geliebter Erwin". Er las: „Mein Himmel, mein Glück, mein Einziger, mein einzig geliebter Mensch auf dieser Erde."

Was ist das? Wer? An mich? Wo ist das Kuvert? Ja, an mich adressiert. Er dreht die Blätter um. „Lucie." So hieß die Hauptrolle in, wie hieß mein Stück damals? „Der erste Schnee", sie hat sich danach genannt.

„Mein Himmel, mein Glück, mein Einziger, mein einzig geliebter Mensch auf dieser Erde. Ich weiß noch nicht, wann ich Dir diesen Brief zustecken kann, denn sie sagen, Du willst eine Reise machen oder bist schon unterwegs Erwin, soweit es überhaupt eine Wahrheit gibt, vor mir selber, vor dir, vor Gott, an

den ich glaube, so sage ich Dir: Ich habe es nicht gewollt. Ich habe mich nicht dem Schicksal verweigert, als ich Dir im Büro des Direktors, bei der Probe, begegnete. Zu meiner, zu unserer Freude. Es war das erstemal, daß ich mit einem unaussprechlichen Gefühl gewahr wurde: da gehst Du, da stehst Du. Da sprichst Du — Du, meiner, ich, mehr als ich. Wie ich Dich das erstemal sah, fühlte ich mich nicht mehr. Es war mit mir aus, es gab nur ‚wir' — und nun geht es diesen Weg. Diesen jämmerlichen, von mir nicht gewollten Weg. Wer bin ich nun noch. Erwin, nachdem Du ein-, zweimal zu mir ‚ja' gesagt hast? Nachdem ich mich an Dich verloren habe."

Seine Finger trommelten auf dem Tisch. Von wem ist denn die Rede, niemals hat einer so zu mir gesprochen, niemals. Er stützte den Kopf auf und stierte auf das offene Paket, die Büchse der Pandora. Er riß das dicke Packpapier herüber, und als erstes, als er den harten Rand zurückbog, rollte ein mit einer dicken lila Schnur gebundenes Briefbündel heraus. Er warf den Haufen auseinander: vielleicht noch ein solch Bündel da, nein. Dieser Brief hier gehörte zu dem Bündel, die Schnur lockerte sich.

Merkwürdige Schnur. Wie sie duftet, ein intensives Parfüm. Die Farbe kenne ich doch: das ist Klaras Schlafrock, als das Kind kam, das war damals. Aber wie kommt ihre Schnur an diese Briefe? Er knotete die Schnur auf, legte sie finster schräg vor sich über die Tischplatte. Als wenn ich ein Paralytiker wäre, ich habe kein Gedächtnis, an diese Schnur erinnere ich mich, aber daß sie sie mir gab, nein.

Ein Staunen, eine tiefe Befremdung: in dem Pack lauter geschlossene Briefe, sechs, acht, elf, fünfzehn Briefe, dieselbe Handschrift, an unsere Berliner Adresse gerichtet. Ich habe keinen einzigen davon geöffnet? Ich war verreist, zu beschäftigt, krank? Unmöglich. Ich war damals gesund.

Warum sind die Briefe nicht geöffnet.

„Du mußt mich nicht mißverstehen, es sollte für Dich keine Trauer sein, daß ich Dich verlangte. Hast Du mir nicht das eine Mal gesagt, Du verlangst auch nach mir, und Du sagtest noch, worüber ich lachen mußte und Dich richtig erkannte: Du wundertest Dich über Dich und hättest das noch gar nicht von Dir

gewußt — wie ein junges Mädchen, das zum erstenmal Liebe fühlt.

Aber ich war Dir gleich schrecklich weit voraus, Erwin. Ich sah und wußte auch gleich, woran es lag: nicht an Deiner Frau — Du bist für sie ein Schmuckstück —, sondern an Deinem Ruhm, an Deinen vielen, vielen Frauen (verzeih), an Deinen Stücken. Ich war selig, Deine ‚Lucie' zu spielen. Jedes deiner Worte verriet Dich, ich wußte gleich, wer Du bist, besser als Du — und Du nahmst mich an, wie es Deine Pflicht gegen Dich war — und dann jetzt...

Der Bund, Erwin, der zwischen Dir und mir geschlossen wurde, ist kein willkürlicher. Es ist keiner, den Du oder ich durch irgendeinen Akt brechen kann. Es war Dir und mir auferlegt, ihn zu schließen, nach natürlichen und übernatürlichen Gesetzen. So ist und bleibt es auch jetzt, in diesem Augenblick, wo Du noch da bist. Und Du?

Ich kann nur noch registrieren. Du sagtest: meine Stimme sei wie Deine und sei für Dich. Du erlaubtest aber nicht mehr, daß ich sie zu Dir erhob. Du streicheltest zuletzt vor vier Wochen meine Hand, warst sorgenvoll — und gingst weiter. Da ist der Schmerz in mich gekommen.

Ich sah Dich dutzendemal. Ich fragte mich, was ist geschehen? Ich vermied es, Dir nachzugehen. Der Ruhm, die vielen, vielen Frauen — Deine Stücke, oder was ist es? Es muß wohl so sein, Erwin, daß Du Dich an dies alles schon so verloren hast, daß Du nicht mehr loskommst.

Meine Arme haben immer nach Dir gelangt, aber Du wichst meiner Berührung aus. Der Bund zwischen Dir und mir, Erwin, ist aber und bleibt geschlossen, ich wiederhole es. Ich klage, aber es soll nicht mehr geschehen. Der Schmerz ist ein Gift und soll nicht an Dich heran. Mein zarter Freund, der Du Dich nicht an Dein Leben wagst. Ich liebe Dich unendlich, unendlich. Ich halte Dein Bild auf dem Schoß. Wie Deine Mutter weiß ich, wer Du bist und daß Du zu mir gehörst.

Der Schmerz ist grausig in mir. Hilf mir, wenn Du wiederkommst. Sei gütig zu mir. Ich bin wirr. Erwin. Der Tod steht vor mir. Verzeih mir, daß ich mich nicht zurückhalte."

Er las, las nochmal, nochmal. Und dann „Lucie" —. Eine

blonde schlanke Anfängerin, der man rasch die Rolle gab. Ein leidenschaftliches Geschöpf, ich weiß wirklich nichts weiter von ihr, nicht ihren Nachnamen.

Warum habe ich denn aber, warum habe ich die ganzen fünfzehn Briefe nicht geöffnet, es ist doch nicht meine Art. Nein, es ist nicht meine Schuld. Solch gemeines Tier bin ich nicht. Die Briefe sind mir unterschlagen worden. Man hat mich verhindert, man hat...

Was steht denn hier (er reißt einen Brief auf), eine Ansichtskarte aus Milano, Teatro alla Scala, ihre Schrift.

„Ich mag allein nicht gehen, nicht einen Schritt."

Nicht gelesen, mir vorenthalten, der Betrug, der Mord. Der — Mord... Niemals hat einer so zu mir gesprochen.

Er liegt über dem Paket, reißt einen andern Brief auf. Mit Bleistift: „Nur nicht nachdenken, sonst kommen Tränen. Ich bin Dir nah, in einem Hotel. Draußen vor meiner Tür lautes Sprechen, im Nebenzimmer Singen. Ich bin doch ein Hund gewesen, ich bin Dir nachgelaufen, ich fürchte mich vor dem Äußersten, dem Sterben. Ich habe vielleicht noch nicht genug getan, um Dir zu sagen, was Du mir bist — das braucht Dich nichts anzugehen. Aber ich habe Dir eins zu sagen:

Erwin, Du lebst in einer großen Armut und wirst es nicht gewahr. Aus Dir kommt alle Fülle und Musik, aber wovon sollen sie gedeihen — auf lange? Wer tut etwas hinzu? Wie denkst Du zu wachsen, ohne — mich? Erkenne, was Du über Dich verhängst. Tu dies nicht, tu dies nicht, ich warne dich. Ich liebe, liebe Dich unendlich. Da ich Dich liebe, habe ich meine Seligkeit. Und Dich rufe ich, versag Dich uns nicht, erinnere Dich an Deine Worte, Seite an Seite neben mir geflüstert, gegen meinen Hals. Ich kann es nicht fassen, ich kann es nicht fassen, das bin ich, das ist aus mir geworden in drei Tagen, seitdem Du meine Hand, nach der Probe, nicht losließest. Ja, ich war es, Erwin, die Dich festhielt. Ich bin stolz darauf."

Er liegt schräg über dem Tisch. Sein Kopf stößt an die Tischlampe. Das dicke Packpapier kratzt gegen seinen Hals. Er läßt stöhnend seinen Blick abwärts gleiten. Es ist zuviel. Da erblickt er — erblickt er mitten in dem Pack einen Brief von sehr großem

Format. Sein Name sticht ihm in die Augen. Keine Briefmarke. Das ist das Kuvert und die Schrift von Klara.

Ein vergessener Brief? Er ist — auch verschlossen.

Eine Kälte überfällt ihn. Die Schnur war von Klara.

Den Brief legt er hin.

Was geschieht hier? Was hat man mit mir vor?

Er steht auf. Er entfernt sich, um sich zu schützen, und steht mitten in dem Raum.

Ich sollte hier weggehen. Das ist doch das Grab der Pharaonen. Ich wollte ausziehen. Man hat mir das zwischen meine alten Manuskripte gelegt.

Was hat Klara mit dieser Angelegenheit zu tun. Ich schleppe die Briefe schon lange mit mir herum, mit meinen Manuskripten, ohne es zu wissen.

Ich will noch einen Schluck nehmen, ehe ich das da anfasse, diesen Brief von ihr. Ich werde mir Pelzhandschuhe dazu anziehen — oder mit einem Hammer das ganze Paket zerschlagen.

Seine Zähne klapperten. Er ging fröstelnd hin und her. Einen Rum, ja einen Rum. Er hob die Flasche auf. Noch ein Rest für mich wird drin sein. Die leere Flasche schleuderte er gegen den Sessel und begann leise zu fluchen, beide Fäuste vor dem Gesicht: Bestie, Bestie, wenn ich dich kriege, sieh dich vor, Bestie, du kennst mich nicht, du weißt nicht, was in mir steckt.

Heran an den Gifttrank.

Ihre vornehme, gleichmäßige Schrift, sieh an. „Lieber Erwin." Das „lieber" schenk' ich dir, du Eisbeutel von der Wasserkante.

„Es wird für Dich eines Tages eine besondere Überraschung sein, meine Handschrift unter Deinen Papieren zu finden, nachdem wir gestern alle unsere Briefe ausgetauscht haben. Aber diesen Brief schreibe ich neu, und eines fernen, sehr fernen Tages wirst Du oder wird vielleicht ein anderer — denn auch Du wirst sterben —, Dein Nachlaßpfleger, Dein Erbe ihn lesen. Denn ich will nicht, daß das, was ich noch zum Kapitel ‚Erwin' zu sagen habe, in meiner Brust begraben bleibt und vielleicht plötzlich mit mir zugrunde geht. Ob dieser Brief Dich erreicht, der Du morgen unsere gemeinsame Wohnung verläßt, oder einen andern, er wird seine Wirkung üben.

Und das will ich. Ja, staune Erwin: Klara will. Einmal will

Klara auch. Ich möchte aber, daß er Dich zu Deinen Lebzeiten erreicht. Ich stecke diesen Brief mit gewissen anderen in Deinen Briefkoffer. Die Briefe, mit denen meiner zusammengehört, bündele ich mit der Schnur von dem Schlafrock, in dem ich ging, bevor unser Töchterchen kam, das jetzt keinen Vater mehr hat.

Wir haben geheiratet, vor bald zehn Jahren. Zehn Jahre immerhin haben wir zusammen gelebt. Ich habe Dich genauer gekannt als Du mich, und als Du wußtest. Du hast mich ja nicht angesehen, oder wie. Ich war nicht schön, ich wurde in den zehn Jahren unter Deinem Einfluß bestimmt nicht häßlicher. Ich habe alles getan, um Dir zu gefallen. Ich habe — Erwin, erschrick nicht, da dies Wort zwischen uns fällt, das ich nie sprach — ich habe Dich geliebt. Ich entlasse Dich auch jetzt mit einem nicht zu beschreibenden Schmerz.

Aber vor Deiner stummen Sicherheit bin ich zurückgewichen, vor Deiner schmachvollen Entschlossenheit, mich als Deine Frau, Deine Hausfrau, Deine Repräsentantin vor der Welt zu behandeln. In Ehren gewiß, in hohen Ehren, aber in steinernen Ehren.

Darunter bin ich Arme, der es nicht gegeben war zu sprechen, und die nur Scham kannte, ganz in mich hineingefroren.

Du hast mir furchtbares Leid dadurch angetan. Ich hätte Dir alle Deine Frauen, die ich meistens kannte, verziehen und Dir, da Du nun einmal Künstler bist, den ich nicht mit dem gewöhnlichen Maßstab messen will, noch schönere, feinere zugeführt. Aber ich war auch da. Wenn auch bloß als Klara und Deine Frau.

Den Plan uns zu trennen, hast Du mir vor vier Wochen im selben Zimmer, in dem ich dies schreibe, improvisiert hingelegt. Keine besondere Begründung hast Du geglaubt hinzufügen zu müssen. Als ich nichts sagte, war es für Dich gut und erledigt.

In den Wochen habe ich Dich verachtet, und noch heute kämpfe ich mit dem Gefühl, den zu verachten, der zehn Jahre neben mir lebte, mich, sein Töchterchen, sein Haus nicht ehrt — und geht.

Ich habe meine Rache genommen, Erwin. Ich sehe Dich lächeln: Klara nimmt Rache.

Du findest meinen Brief zwischen einem Dutzend anderer.

Ich habe ‚sie' gesehen und zweimal — in deiner Abwesenheit — kurz gesprochen, im Entree. Ein einziger Blick hat mir

gezeigt, wer vor mir stand, jung, aufrecht, entschlossen, nicht übermäßig schön.

Wer? Ich. Jemand, der Dich liebte und der von Dir sein Leben wollte.

Aber Lucie — sie hieß wirklich Lucie, Du hast in Deinem Stück ihren Namen und ihr Schicksal vorweggenommen — hatte Augen und eine Stimme, die mir jede Hoffnung nahmen. Diese Kraft und Unbefangenheit besaß ich nicht.

Nach dem zweitenmal stand mein Entschluß fest. Denn ich sah auch, wie Du herumgingst und was sich in Dir abspielte. Du kämpftest nicht zwischen mir und ihr — ich kam dafür so wenig in Betracht wie ein anderes Mitglied meiner oder Deiner Familie. Du kämpftest zwischen ihr — und Deinem ganzen bisherigen Leben. Sogar Deine Kunst stand auf dem Spiel.

Sie hatte Dich in eine Krise gestoßen. So stark war sie. Es war sicher, daß sie ihr Ziel erreichte — mein Ziel.

Da habe ich eingegriffen. Ich gestehe, ich habe, als ich so handelte, Dich nicht geliebt. Der Sklave, zu dem Du mich aber einmal gemacht hattest, wollte Rache nehmen. Der Sklave wollte auch einmal handeln, in eigener Angelegenheit. Du hast mich verflucht dazu, daß es nur so geschehen konnte.

Sie kam mehrfach in unser Haus. Sie war unbezwinglich, ohne Scham gegen mich, die sie als Deine Ehefrau kannte Ich empfing sie oder ließ ihr von Dir sagen: Du arbeitest. Sie telephonierte, ich war am Apparat. Ich übernahm als Hausmädchen die Bestellung und richtete sie nicht aus.

Es kamen ihre Briefe. Ich öffnete sie, las sie, zerriß sie. Ich stellte mich vor Dich. Die späteren Briefe öffnete ich nicht mehr. Es sind diese. Du hast nichts mehr von ihr gehört. Du hast gezögert, hast Dich gewundert, nur halb gewollt, und hast vergessen.

Nach Florenz blieb sie stumm. Sie tauchte auch im Theater nicht mehr auf. Ich weiß nicht, ob sie noch lebt.

Selbst wenn sie — was ich mich oft fragte — damals in Zusammenhang mit meiner Handlung gestorben ist: Erwin, ich nehme die Verantwortung dafür auf mich. Es steht Leben gegen Leben. Dann war ich doch die stärkere.

Dies sei Dir durch diesen Brief gesagt. Nun siehst Du mich

nicht mehr, als stummes Hausgesinde, als diskretes Familienmitglied. Ich hoffe, der Name, mit dem ich jetzt unterzeichne, wird für Dich in Zukunft einen andern Klang haben.

An diesem Unglückstage weinend um sich und um ihr Töchterchen Klara."

Mit offenem Mund, von kalten Schauern überlaufen, las er.

Japsend erhob er sich vom Tisch, stöhnte, krallte die Finger. Die Bestie. Sie hat mir mein Leben weggestohlen.

Er stöhnte laut, er knurrte laut: „Die Mörderin, die eiskalte Kriemhilde."

Er stampfte und zertrat sie mit jedem Schritt: Die Menschenmörderin, Menschenmörderin. Er fing an, mitten im Raum zu zittern, zu schütteln wie die Kriegsverletzten, die auf der Straße liegen. Seine Stimme verfärbte sich. Es wurde ein tierisches Brüllen.

Unter ihm wohnte der Portier, der schon lange von den Geräuschen über sich geweckt war und bei damals häufigen Überfällen Verdacht schöpfte. Als es nun so weit ging, daß man oben sprach, Gegenstände umwarf, zog er sich an und lief herauf, horchte. Er hörte Gläser krachen, lief zurück und holte von der Straße die Polizeistreife von der Spichernstraße, zwei Männer auf Rädern. Vor ihnen schloß er auf.

Mit einem gräßlichen Schrei wurden sie empfangen. Der Mann schrie „Hilfe, Hilfe". Er versteckte sich hinter der Chaiselongue.

Im Zimmer roch es nach Rum. Der Mieter war offenbar betrunken, man fand keinen Fremden in der Wohnung. Auf eigene Initiative holte der Portier den Arzt vom zweiten Stock. Der kannte den Herrn, den namhaften Dramatiker. Stauffer röchelte auf der Chaiselongue und zeigte auf den Tisch: „Da, meine Frau hat mich gemordet. Ich bin hin. Es ist mit mir aus."

Der Arzt nickte, lächelte und bewegte ihn, sich zu Bett zu legen. Er machte ihm, während er ihm beim Ausziehen half, eine Spritze. Nach einer Viertelstunde schlief der Herr fest.

Der Arzt flüsterte im Herausgehen dem Portier zu: „Die Revolution. Ein überempfindlicher Mann. Die Nerven."

Der Portier: „Darum zieht er ja auch."

Man streikt weiter. Die allgemeine und eine private Unruhe wächst. Ein Deserteur erweist sich als treues Kind seiner Mutter. Ein Spion ißt Bückinge.

Herr Pietsch behält seine Fabrik

Ein neuer Tag. Der kleine Emil Barth, ein unabhängiger Volksbeauftragter, war gewiß jemand, der während des Krieges seinen Mann gestanden hatte. Er hatte eine illegale Organisation der „Revolutionären Obleute der Betriebe" noch nach dem Zusammenbruch des großen Metallarbeiterstreiks Januar 1918 geführt — und zwar gegen Ebert, der diesen Streik abwürgte, gegen den öligen Scheidemann, der seinen Wählern in einer Neujahrsbotschaft vorsang: „Wir wollen die furchtbare Zeit mit offenen Augen durchleben. Wir wollen die Absichten unserer Feinde zunichte machen, wir wollen siegen" —, gegen den Ostpreußen Winnig, der die Massen beschwor, sich der imperialistischen Bewegung nicht entgegenzustemmen, gegen den Gelehrten Lensch, welcher bat, ihm doch zu glauben: „Die deutsche Armee besorgt das Werk der Weltrevolution gegen die englische Vorherrschaft."

Aber jetzt, Ende November, stand dieser kleine Emil Barth in den „Germania"-Sälen auf dem Podium und beschwor die Arbeiter: „Man kann doch nicht einfach wie in Neukölln die Hauswirte bedrohen."

„Warum denn nicht?" höhnte man unten. „Du beschützt die Geldsäcke, seitdem du mit Ebert in der Wilhelmstraße sitzt."

Sie verlangten den Achtstundentag in der Landwirtschaft. Barth fuchtelte: „Das geht nicht. Denn sonst erfrieren hunderttausend Zentner Kartoffeln und Rüben."

Und als er gar erklärte: „In der Industrie müssen wir den Vierstundentag einführen, weil wir keine Kohlen haben", hoben sie die Fäuste und drohten herauf und riefen im Sprechchor: „Kapital beschlagnahmen."

Er antwortete: „Dadurch kommt kein Geld ein."

Aber die Worte gingen im Lärm unter. Man beschimpfte ihn: „Renegat."

In der Seestraße, im Norden Berlins, gab es auch eine große Hebezeugfabrik. Deren einer Inhaber hieß Pietsch. Diese Fabrik beschäftigte siebenhundert Arbeiter und hatte einen radikalen Arbeiterrat. Heute, am Löhnungstag, standen plötzlich morgens um zehn sämtliche Maschinen still. Die Belegschaft hatte Forderungen erhoben, und als Herr Pietsch darauf sauer reagierte, stellte man die Motoren ab.

Häußler war ein vierundzwanzigjähriger Gießer, der bei dem großen Januarstreik an die Front geschickt war und sich seit einer Woche wieder im Betrieb zeigte. Der zog um halb elf mit fünf andern in das Privatkontor des Herrn Pietsch und erklärte ihm: Das Werk stehe von jetzt ab nicht mehr unter Pietschs Leitung. Und er, Häußler, werde jetzt die Lohnangelegenheit gleich regeln und verlange dazu die Schlüssel zum Geldschrank.

Herr Pietsch, ein höflicher und ruhiger Mann, erklärte, deswegen einmal telephonieren zu wollen. Er sagte nicht mit wem. Es erwies sich, daß die Telephonzentrale besetzt war.

„Was soll sein?" fragte Häußler, als der Chef den Hörer enttäuscht wieder auflegte. „Wenn Sie den Schlüssel nicht geben, sprengen wir den Schrank."

Und wäre der lange Häußler allein in der Delegation gewesen, so wäre das jetzt erfolgt. Aber die andern waren weniger hitzig. Und als Herr Pietsch bescheiden das Anliegen vorbrachte, ihn zum Vollzugsrat nach der Prinz-Albrecht-Straße fahren zu lassen, stimmten sie ihm zu. Das war ihre Organisation, und dagegen war nichts einzuwenden.

Herr Pietsch fuhr und in der Prinz-Albrecht-Straße beklagte er sich über seinen Arbeiterrat. Sie stellten das Werk still, um ihre Forderungen durchzusetzen. Das sei ein ungesetzlicher Zwang.

Die Vollzugsräte, soweit sie grade da waren, schüttelten die Köpfe über diese Affäre. Sie murmelten unter sich etwas von einer unerhörten Disziplinlosigkeit der Arbeiter und so weiter, was dem Pietsch wohl tat. Auch sie gingen ans Telephon. Ihre Zentrale war nicht besetzt, und daher konnten sie einen gewissen Fischer von der Stadtkommandantur beauftragen, doch einmal mit einem Matrosen nach der Seestraße zur Hebezeugfabrik von Pietsch zu fahren, um da nach dem Rechten zu sehen. Fischer notierte alles am Telephon, fand seinen Auftrag ungenau und

zögerte. Da sagte der Vollzugsrat: der Pietsch solle wieder mit der Leitung der Fabrik betraut werden, und die Forderungen der Arbeiter würde die Gewerkschaft regeln.

Darauf stiegen Fischer und einer von jenen bewaffneten Matrosen, die in der Kommandantur das Wachlokal verräucherten, in ein Auto, und sie fuhren nach der Seestraße, wo ziemlich gleichzeitig mit ihnen Herr Pietsch eintraf. Nachdem sich der Chef am Torweg vergewissert hatte, daß die beiden Herren da waren, ging er stolz in sein Privatkontor hinauf — und flog fast augenblicklich heraus, noch bevor Fischer und der Matrose, die ihm auf dem Fuß folgten, eintreten konnten. Den Fischer und seinen Matrosen ließen die Leute herein und unterhielten sich mit ihnen, während Herr Pietsch bekümmert am Treppengeländer stand und nach unten blickte, wo sein Personal über ihn lachte.

Auf Fischers Versprechungen aber ließen sich die Leute im Kontor nicht ein. Darauf flüsterten Fischer und sein Matrose miteinander, und der Matrose meinte: „Dann ist eben nichts zu machen. Dann fahren wir eben wieder nach Hause."

Denn er hatte keinen Tabak bei sich und wollte wieder rauchen. Da stiegen sie wieder in ihr Dienstauto und fuhren nach der Prinz-Albrecht-Straße zum Vollzugsrat zurück, wo Fischer erzählte, was ihnen dort in der Seestraße begegnet sei, und der Matrose bestätigte alles, bevor er den Raum verließ und in die Wachstube hinunterging, um zu rauchen.

Diesem Gespräch wohnte Richard Müller, der Leichenmüller, als Vollzugsrat bei. Er zeigte sich erstaunt und meinte, er wüßte von der ganzen Angelegenheit nichts — was nicht wunderbar war, weil er eben erst jetzt erschien. Müller wollte wissen, von wem denn eigentlich der Fischer und sein Matrose diesen Auftrag erhalten hätten. Da mischte sich ein anderer Vollzugsrat beruhigend ein, gab einige Aufklärungen und meinte: Fischer solle doch noch einmal hingehen, ohne den Matrosen, und die Sache ins Gleis bringen. Da weigerte sich Fischer aber, denn mit den Leuten sei nichts anzufangen, und er wollte nur mit dem bewaffneten Matrosen hin. Da ging es bei Richard Müller durch und er erklärte nunmehr die ganze Abmachung für hinfällig. Der Fischer solle nun nach Hause gehen, ein anderer werde zu Pietsch fahren.

Das erfolgte nachmittags, gegen vier, denn inzwischen war Mittagspause. Währenddessen wurde in der Fabrik in der Seestraße der lange Häußler stark in die Minorität gedrängt. Den Chef, der hartnäckig am Treppengeländer gegenüber seinem Kontor stand, ließ man in sein Zimmer wieder ein. Und als nach vier der neue Vertreter des Vollzugsrats erschien, erklärten sich die Arbeiter einverstanden, den Streit durch die Gewerkschaft regeln zu lassen. Darauf zog Pietsch selber den Schlüssel, öffnete den Geldschrank, und die Leute konnten endlich zu ihrer Löhnung kommen.

Häußler wurde eine Treppe tiefer von einer Anzahl Kollegen malträtiert, der Arbeitstag war verloren; von einer Regelung des Streiks durch die Gewerkschaft hat man später nichts gehört.

Soldat Imker erfährt was

Brütend saß in seiner Wohnung der entlassene Soldat Imker. Der Vater suchte ihn zu bewegen, sich in der Stadt umzusehen, es fände sich schon Arbeit, wenn auch nur vorübergehend. Der Sohn lehnte ab: das käme früh genug. Er wurde von Tag zu Tag stiller. Seine Schwester trug ihren geschorenen Kopf unter dem großen Umschlagtuch, es sah wie ein Verband aus. Bei ihr entschuldigte er sich manchmal: „Ich bin faul, Minna. Man wird faul im Krieg."

Als er wieder einmal seiner Schwester lange an der Nähmaschine zugesehen hatte, legte er seine Pfeife beiseite und begann: „Was wir mal draußen gemacht haben, Minna."

Sie blickte zu ihm herüber und machte eine kleine Bewegung zu sich her. Da kam er mit seinem Stuhl heran und erzählte, während sie nähte:

„Da waren wir mal ein Pionierpark. Bodenständiger Pionierpark, der rückt nicht ab. Wir hatten ruhige Zeit. Kamen neue Divisionen. Sollten ablenken. War Gardekavallerie dabei, Schützen, pikfeine Leute, kamen aus dem Osten, hatten noch Kavallerie gespielt. Lauter Adlige, Grafen und Barone. Vom Grabenkrieg keine Ahnung. Hatten ihre Ausbildung hinten gekriegt. Kommen die also an, großartig eingepuppt, neue Gasmasken.

Wir staunen Bauklötze und denken: Na, wartet mal. Ihr. Die rücken denn vor. Drei Tage später sind sie wieder da. Hättest sie sehen sollen. Wir haben uns krank gelacht. Alle schlapp. Wollten bloß weg. Die sagten bloß: Das ist ja kein Krieg mehr. Was es denn ist, haben sie nicht gesagt. Und dann bloß in die Krankenwagen und ab. Und in die Krankenwagen kriegen sie natürlich Granaten."

Er sog an seiner kalten Pfeife. Die Maschine lief.

„Wie die Amerikaner kamen, haben wir alles gewußt. Da haben sie uns nichts mehr vormachen können. Mensch, Minna, das hättest du sehen müssen. Die waren ausgestattet. Gegen die hatten wir gar nichts an. Da haben wir einen Schreck gekriegt, kannst du dir denken. Wir hatten Gefangene von denen. Die haben unserm Lehmann mehr geschadet als eine ganze verlorene Schlacht. Die Mäntel schick, trenchcoat heißt das. Da müssen sich die Herren vom Kurfürstendamm verstecken. Um die Kamelhaardecken haben wir uns gerissen. Und dann Konserven, Konserven, was da drin ist, davon kannst du dir keine Vorstellung machen, wir waren alle verhungert und haben gefressen und eine Wut gehabt. Es stand doch in der Zeitung: die kommen nicht, die können nicht über das Meer schwimmen. Und lauter kräftige Leute. Bei uns sah keiner so aus. Und dann ihre Flugzeuge, die 'runtergehen auf die Leute und die Maschinengewehre. Wir hatten nichts. Da sind viele, wie sie in Urlaub gingen, gar nicht wiedergekommen."

Er blickte starr vor sich. Er arbeitete an seiner ausgebrannten Pfeife. Er redete leise, wie für sich: „Wir haben uns nichts gefallen lassen. Wir haben unsere Arbeit getan, und gedrückt hat sich keiner, bei uns nicht. Mit Frechheiten durfte man uns nicht kommen. Die Offiziere waren gut. Klassentrennung, natürlich."

Sie blickte auf: „Was ist da gut?"

„Sollen sie. Wir wollten sie gar nicht bei uns. Wenn er Offizier ist, soll er Offizier bleiben. Wir haben das gern. Wenn er streng und gerecht war, war er geachtet."

Die Nadel hob sich und stieß in das Tuch.

„Darüber brauchst du dich nicht zu ärgern, Minna, das muß so im Krieg sein. In der Etappe ging die Schurigelei los, und

wer ins Feldlazarett kam, konnte nachher mit dem Affen auf dem Buckel siebzig Kilometer laufen.

Da hatten wir auch mal einen Feldwebel. Wir saßen in einem Stollen, der ging achtzig Stufen tief. Der wollte uns das Leben schwer machen. Das war ein ungerechter Mann. Der war ungerecht bei der Arbeitsverteilung und ließ sich schmieren von jedem, der es hatte, und wer es nicht hatte, mußte doppelt und dreifach schuften. Das war ein Schwerverbrecher. Der hatte den Tod von mindestens zehn Mann auf dem Gewissen. Die hatte er Posten stehen lassen vor dem Proviant, was gar nicht nötig war und was gefährlich war, denn der Proviant wurde immer beschossen. Da sind sie alle liegengeblieben. Da haben wir Alten uns zusammengesetzt und gesagt: das geht nicht so weiter, und haben eine Beschwerde aufgesetzt. Die hat er unterschlagen. Dann kamen Lebensmittelpakete von Hause an, die hat er aufgemacht. Bloß die Briefe kamen an, die Lebensmittel waren weg. Haben alle gesagt: das ist der Feldwebel, der die Pakete verteilen soll, der klaut.

Und dann war's mal so, Minna. Einmal kriegt einer Kaffee von Hause und freut sich mächtig drüber. Aber wie der Kaffee kommen soll, ist das Paket nicht da. Der Feldwebel aber schickt am nächsten Tag ein Paket nach Hause. Da rufen wir die Ordonnanz, die das wegbringen soll, und verlangen von ihm, er soll aufmachen und zeigen, was in dem Paket drin ist. Da will der nicht. Dann hat er aber gesehen, daß mit uns nicht zu spaßen ist, und zu fürchten brauchte er sich nicht, und hat aufgemacht. War der Kaffee drin. Da blieben wir ganz still. Aber nun war die Sache fix und fertig. Das ist ein Lump, ein Verbrecher, der freut sich über seine Macht und bestiehlt uns. Soll abschwimmen."

Minna saß schon eine ganze Weile bewegungslos da, die Stirn unter ihrem Tuch gerunzelt, mit hartem Mund. Sie bewegte die Lippen: „Was habt ihr gemacht?"

Er: „Damit du nicht glaubst, ihr seid in Berlin die großen Helden, ihr mit euren Umzügen, und wir die Kamele. Wirste gleich sehen. Bei uns gab's immer den Abendsegen, war die leichte Abendbeschießung, Artillerie, Feldgeschütze, jeder verschießt seine Ration vorm Schlafengehen. Bevor's losgeht, steigt

immer unser vorsichtiger Feldwebel in den Stollen. Wie er also das mit dem Kaffee gemacht hat, haben wir gewußt, was wir machen. Nur die Alten wissen. Den Jungen haben wir nichts gesagt. Da sind ein paar Türen, die man öffnen muß, wenn man in den Stollen 'runter will. Da ist er denn gekommen. Da haben wir ein Bündel Handgranaten innen an eine Tür gehängt. Und wie der dran ist, reißt er auf, und bums. Aus. Volltreffer."

„Ist — was nachgekommen?"

„Nichts. Wir saßen unten. Der Franzose schoß. Die Jungen wußten von nichts. Die Sache war glatt."

Der entlassene Soldat schob sich, beide Ellbogen aufgestemmt auf den Maschinentisch, den Kopf in die Hände gedrückt, näher an Minna. Sein Mund verzog sich, über seine unrasierten Backen flimmerte ein höhnisches Zucken: „Das soll dir bloß zeigen: wir stecken auch nicht alles ein."

„Ede. Dann sitz nicht hier 'rum. Dann versteh' ich nicht, daß du hier 'rumsitzt und machst, als wenn du unnütz in der Welt bist."

„Denk' ich nicht. Werd' schon mein Geld verdienen."

„Das hab' ich nicht gesagt."

„Det soll ick nich?"

„Ick geb' dir, was du brauchst. Ich verdiene."

„Und warum soll ick nich alleene mein Geld verdienen? Bist wohl verrückt, Mädel, bin doch kein Krüppel."

„Komm zu uns. Wir können dich brauchen. Du gehörst zu uns. Wir brauchen gute Leute, Revolutionäre. Ede, du kommst."

„Da müßt' ick doch erst mal wissen, gegen wen ick Revolution machen soll. Der Feldwebel war ein Verbrecher."

Sie, ihre Augen, ihre traurigen Augen funkelten: „Und hier, hier ist alles gut?"

„Sag' ick nich. Wir haben schon genug Revolution. Nischt zu fressen, keine Nahrung für einen Menschen, und keine Kohlen. Das muß mal aufhören."

„Mach ein Ende mit die."

„Mit wem?"

„Mit Ebert, Scheidemann und det ganze Gesumme. Sind det keine Verbrecher?"

„Det hast du mir schon tausendmal erzählt, Mädel. Und det

soll mir erst bewiesen werden. Die können machen, was sie wollen: der Krieg ist verloren, und da kannst du den Papst oder den lieben Gott hinsetzen in die Wilhelmstraße. Wer auf die Neese liegt, hat nischt zu lachen."

Sie hob die Hände: „Ist eine Schande, daß du mit solchem Quatsch kommst, Ede. Det wollen Soldaten sein. Wenn ihnen ein Feldwebel Kaffee klaut, dann schmeißen sie Handgranaten. Und wenn Berlin verhungert, und man sieht, was gespielt wird, dann stellst du dich hin und sagst: Das soll mir erst bewiesen werden."

Sie warf die Tuchrolle auf die Maschine und stand auf. Die Hände auf den Rand der Maschine gedrückt, blickte sie ihn ohne Wort an. Er antwortete nicht.

Mit einem Ruck riß sie sich das Kopftuch ab.

Schrecklich, das harte schmale Mädchengesicht, nein, kein Mädchengesicht, ein hartes geschlechtsloses Menschengesicht, unter einem Schädel, der bis auf kurze dunkle Stoppeln abgeschoren war und an dem die Ohren als dünne blasse Lappen klebten.

„Ihr habt euren Feldwebel beiseite geschafft. Aber wir? Glotz mich nur an. Und unten die Brösch, die die Männer im Betrieb angesteckt haben? Und Frau Losowski, die ihr Mann sitzengelassen hat, weil sie einen andern hatte, aber was sollte die machen, vielleicht auf die Straße gehn? Wir sind alles keene Menschen, was? Für uns, denkst du, kann alles bleiben, wie es ist? Geh nach der Wilhelmstraße, du, und schrei Hurra, wenn der Dicke 'rauskommt. Soldaten? Schlappschwänze."

Er wollte bitten: „Binde dir bloß das Tuch wieder um, Mädel", aber sie tat es schon so.

Er kannte seine Schwester nicht. Das hat der Krieg aus der gemacht. Sie hob den Tuchballen auf und saß ihm gegenüber. Die Maschine lief, ihre Hände lagen rechts und links auf dem Tuch, das sich zu ihm hinbewegte.

„Es muß was geschehen, Minna."

Sie: „Nun biste so weit."

„Wenn ihr man keinen Blödsinn macht."

„Ihr habt wohl im Krieg alles richtig gemacht?"

„Ich werde kommen, Minna."

„Heute abend?"

Sie stand rasch auf, kam um die Maschine herum und legte zu seiner Überraschung ihr Gesicht an seinen Nacken.

Er hörte: „Brauchst dir nicht zu ekeln vor mir, Ede."

Die Mutter kam vom Einholen, matt, das lange Anstehen strengte sie an. Er stellte ihre Markttasche in der Küche ab. Sie ließ sich auf dem Schemel nieder:

„Heute hab' ich nicht viel für euch."

Er nahm im Korridor seinen Mantel, seine Mütze. Er war merkwürdig froh. Unten die Petersburger Straße, die Häuser, die kleinen Läden, der Küstriner Platz, die Menschen mit ihren Paketen, alles war schön. Er half einer alten Frau beim Einsteigen in die Elektrische, hob ein Kind hinein, fing mit den Leuten von der Straßenreinigung und einem Mann im blauen Kittel mit einer Laterne, der in ein Gully der Kanalisation einstieg, ein Gespräch an.

Er schlenderte im feldgrauen Mantel den Grünen Weg herauf. An der Andreasstraße bog er nach rechts ein, stand vor der Markthalle, die aber geschlossen war; davor trieb sich eine Anzahl Männer herum. Er fragte sie, was sie machten, sie sahen ihn und grinsten: „Nischt; was machst du denn?"

Er dachte, sie warten auf etwas. Er steuerte durch die Weberstraße. Auf dem Alexanderplatz friedliches Leben. Erst wollte er rechts einbiegen in die Münzstraße, aber ihm fiel ein, da treibt sich Gesindel herum und nachher ziehen die mich in eine Schlägerei, und marschierte unter der Stadtbahnbrücke durch. In der Stehbierhalle vom Prälaten genehmigte er ein kleines Helles, das ihm gut schmeckte. Dabei fiel ihm ein, daß sie im Feld, um zu einem Glas Bier zu kommen, manchmal Hals und Kragen riskiert hatten; hier hatte man's bequem, du ziehst deinen Beutel 'raus, und schon hast du, was du willst. Ist nicht schlecht, Friedenszeit. Ich bin trotz allem ein Mann der Ordnung, täte mir leid, wenn das kaputt ginge.

Am Rathaus sah es weniger schön aus. Da stand ein Haufen Menschen, Frauen dabei. Die hielten den ganzen Platz bis zur Spandauer Straße besetzt. Das ging über den Damm der König-

straße bis auf das andere Trottoir; aber da waren es auch zum großen Teil Zuschauer und Leute, die sich die Auslagen in der Buchhandlung beschauten oder so taten. Was es hier gab, war nicht zu ermitteln.

Er schlängelte sich an der Ecke Spandauer Straße vorbei und ergötzte sich da an neuen Schlipsen und warmer Unterwäsche, freilich alles unbezahlbar. Das war aber schon immer so, außerdem reichten seine und er hatte Vorrat.

Als er die Poststraße passiert hatte, ging er aus alter Gewohnheit auf die andere Seite, nach links über den Damm. Denn da gleich neben dem Andenken- und Postkartengeschäft gab es einen Briefmarkenladen. Und faktisch stand er eine gute Viertelstunde vor dem Schaufenster, und seine alte Sammelleidenschaft flammte beim Anblick von Trinidadmarken und Marken vom Norddeutschen Bund mit schwarzem Aufdruck auf. Er hatte im Feld Freundschaft mit einem Briefmarkensammler aus Bautzen geschlossen; der hatte sich ins Feld eine Sammlung schicken lassen; ihm fiel ein, er mußte die Adresse des Kameraden einmal in einem Brief an die Mutter erwähnt haben, bloß damit er sie nicht für später verlor; zu Hause wollte er daran denken.

Die Schloßbrücke und der olle Kurfürst auf seinem Gaul. Der hat da oben den ganzen Krieg gesessen. Wenn man aus Bronze ist, passiert einem nichts mehr. Oller Knabe! Du hast auch einen schönen Batzen Jungs unter die Erde gebracht.

Da wären wir am Marstall. Das ist nun die Revolution.

Er wollte sich bei den Matrosen erkundigen, die hier lagen, im Schloß und im Marstall. Aber wonach er sich erkundigen wollte, wußte er nicht genau. Bloß beriechen wollte er sie, was sie wollten. Denn Soldaten oder Matrosen waren ihm sympathischer als die Politischen der Minna. Bei den Politischen würde er sich dumm vorkommen, mit den Soldaten würde er sich vertragen.

Da standen nun Matrosen vor dem Marstall Wache, Gewehr am Buckel, und auf und ab marschiert mit der Zigarette im Mund. Viele Leute gingen in den Marstall hinein, auch Zivilisten. Da gehe ich auch 'rein.

Wie er aber 'rein wollte, fragte ihn ein Matrose nach seinem

Passierschein. Er sagte, er wolle sich mal erkundigen. Die Wache sagte friedlich: „Da gehst du auf den Hof."

Wagen fuhren neben ihm in die große Halle. Er mußte sich an die Wand drängen. Die war mit Plakaten ausstaffiert.

„Der Zentralausschuß des A.- und S.-Rates befiehlt: Sämtliche Automobile von Groß-Berlin und der Mark haben ab 14. 2. einen Ausweis zu führen, der von der Leitung des Kraftfahrwesens ausgestellt und vom dortigen Soldatenrat unterschrieben ist. Der Zentralausschuß des A.- und S.-Rats: von Beerfelde."

Ein großes Bildplakat: ein Matrose mit gespreizten Beinen, die rote Fahne in der Hand. Darunter steht: „Kameraden! Achtung! Störung des Verkehrs bringt Hungersnot."

Ein Handzettel klebt dicht neben Imker an dem mächtigen, mit dem kaiserlichen Adler geschmückten Portal; das Blatt ist schwer zu entziffern, der Kleister hat durch das schlechte Kriegspapier durchgeschlagen. Aber Imker hat Zeit, weil alle im Torweg stehenbleiben müssen, zwei Autos hatten sich verhakt. Auf dem Handzettel stand:

„An die Proletarier aller Länder! Proletarier, Männer und Frauen der Arbeit! Genossen! In Deutschland hat die Revolution ihren Einzug gehalten. Die Masse der Soldaten, die vier Jahre lang zur Schlachtbank getrieben wurden, um kapitalistischer Profite willen, die Masse der Arbeiter, die vier Jahre lang ausgesogen, ausgepreßt und ausgehungert wurden (na, da hat mir Vater doch was anderes erzählt), sie haben sich erhoben (von uns Soldaten weiß ich nichts, waren bloß Matrosen), Proletarier aller Länder, wir rufen euch auf, das Werk der sozialistischen Befreiung zu vollbringen und jenes Wort wahr zu machen, mit dem wir uns in alten Tagen so oft begrüßten: die Internationale wird die Menschheit sein. (Stimmt, haben wir gesagt, und nachher ist doch Krieg gewesen und im Reichstag haben sie für die Kredite gestimmt.) Es lebe die Weltrevolution des Proletariats! Proletarier aller Länder, vereinigt euch! (Haben wir oft gesagt; wenn man's bloß merken würde; haben wir sogar draußen gesagt, und wenn wir Gefangene eingebracht hatten, waren das alles Proletarier, wie sollen wir uns mit denen verbrüdern, müssen wir an das Lager abgeben, ist leicht gesagt: vereinigt euch, erst können vor Lachen.) Im Namen des Spartakus-

Bundes: Karl Liebknecht, Rosa Luxemburg, Franz Mehring, Klara Zetkin." (Das sind die von Minna. Wär' schön, wenn's bloß wahr wäre.)

In der Halle standen und gingen Zivilisten, Soldaten und Matrosen. Imker sprach einen Matrosen an. Der bat aber erst um eine Zigarette, die ihm Imker gab. Dann erklärte er: hier sind bloß Matrosen, andere dürfen nicht 'rein."

„Wir sind hier im Marstall, dann noch drüben im Schloß, dann welche in der Reichsbank und in Moabit in den Ausstellungshallen. Alles Matrosen. Wie bist du eigentlich 'reingekommen?"

„Ich wollte mich erkundigen."

„Na, dann weißt du ja. Besichtigt darf hier nicht werden."

„Kann mir denken", meinte Imker friedlich.

„Aber wenn du wo eintreten willst, dann geh zum Reichstag. Die stellen ein. Polizeipräsidium hab' ich auch gehört, bei Eichhorn."

Imker: „Was macht ihr hier?"

Der Matrose knurrte stolz: „Was wir machen? Du denkst wohl Schliff und Exerzieren. Gibt's bei uns nicht. Appell, Sohlen in Ordnung halten, sonst nichts", er lachte behaglich, „und Löhnung empfangen."

„Viel?"

„Man ist zufrieden."

„Verstehe", sagte Imker.

Der Matrose: „Dann geh mal nach dem Reichstag. Die leben auch schön in den Tag. Ich hab' da einen Freund. Tragen rotschwarze Binden."

„Wo?"

„Am Arm. Ist ihr Abzeichen. Kost soll auch nicht schlecht sein."

Da fiel Imker Minna ein und was er eigentlich wollte. Unschlüssig stand er, es war bald Mittag, ich muß nach Hause. Er zog los. Ist eigentlich komisch (er marschierte wieder über die Schloßbrücke, und da war das Briefmarkengeschäft): Da geht man in die Stadt und will was, aber es gelingt einem nicht. Wenn's weiter nichts ist, als bei einer Truppe eintreten, davon habe ich eigentlich genug.

Und da fiel ihm ein (Postgebäude, Ecke Königstraße, die Menschen strömten aus und ein): Minna hat recht. Keiner kümmert sich um was. Jeder macht, was ihm Spaß macht. Die Matrosen auch. Wenn die bloß ihren Lohn kriegen und Zigaretten haben. Wird im Reichstag nicht anders sein. Rotschwarze Binde, könnte mir nicht gefallen, wie Ordner bei einer Trauerversammlung. Ist eine verfluchte Sache, eine verfluchte Sache. Keiner kümmert sich um was.

Am Rathaus noch immer der Auflauf.

Die Leute haben viel Zeit. Eigentlich zum Kotzen, daß man nicht weiß, wie's anders werden soll.

Da hielt seine Elektrische. Er merkte, daß er Hunger hatte, es war zwölf, und fuhr zum Essen.

Aufklärung eines verdächtigen Vorgangs

Die Leute, die wir auf ihrem nächtlichen Spaziergang durch die Dorotheenstraße begleitet haben, finden wir heute mittag in einer Kneipe von Neukölln wieder, und da spinnen sie weiter an ihrem Faden. Sie tragen dieselben graugrünen Soldatenmäntel. Die beiden aus Neukölln sind natürlich zuerst da, und mit einer guten Viertelstunde Verspätung erscheinen die beiden vom Gesundbrunnen. Bei Tag ist alles nicht so geheimnisvoll, und wenn wir in der Nacht eine gewisse Scheu empfunden haben, in ihre Gespräche einzudringen, so sind wir jetzt davon frei. Wir durchschauen ihr Geheimnis und sprechen es ruhig aus: Die vier sind gekränkte Leute.

Es war eine Sitzung im Reichstag gewesen, von Soldatenräten, die vier gehörten dazu, sie saßen jedenfalls da und taten keinem was zuleide. Keiner von den vier sprach, denn sie waren sich nicht klar, welche Meinung sie hatten, und wie man hier, wo der eine dies und der andere das sagte, zu einer Meinung kommen konnte. Sie waren nicht unvernünftige Leute. Sie dösten nebeneinander. Zwei von ihnen wurden da aus ihrer Ruhe aufgeschreckt durch einen Redner, der sie bei Namen nannte und stark ermunterte. Denn der Verdacht war schon öfter geäußert sie wären keine richtigen Frontsoldaten. Aber hier hatten sie einen

klaren Standpunkt. Sie nannten sich Versprengte, der eine sogar Deserteur und hielten etwas von diesen Titeln. Sie erklärten dies jetzt mit lauter Stimme von ihren Plätzen aus, ohne ums Wort gebeten zu haben. Die Versammlung reagierte mit Tumult. Aber die beiden waren an solchen Tumult gewöhnt. Es gab eine kurze Debatte, und das Ende war: man wies sie aus. Man erlaubte ihnen aber, wenn sie wollten, als Gäste dazubleiben. Darauf ließen sie sich nicht ein. Sie drohten mit mächtigen Stimmen in den Saal hinein. Sie nannten herausfordernd die Regimenter, von denen sie desertiert bzw. versprengt waren, und gingen.

Das waren die ersten zwei. Die zweiten zwei, unzweifelhafte Frontsoldaten, stiegen ihnen nach, um sie ihrer Sympathie zu versichern. Sie waren zu viert der Meinung, daß man die Sache nicht ruhen lassen dürfe.

Jetzt begucken sie sich bei Tageslicht, Deserteure und Sympathisierende, und freuen sich, sich hier unter so glücklichen Umständen zusammengefunden zu haben. Man schimpft sich leise ein auf den Soldatenrat, der überhaupt nichts zustande bringe und wo immer Unteroffiziere und Offiziere reden. Das sei ein patriotischer Soldatenrat, der könne gleich nach Kassel zu Hindenburg abdampfen.

Der Deserteur ist ein gesunder junger und fetter Mann, aber etwas stieselig, einer, der im Feld den Rat seiner weinenden Mutter ernst genommen hatte: „Komm heil zurück, bleib gesund." Im Graben konnte man aber schwer gesund bleiben, und es bestand keine große Aussicht, von da heil zurückzukommen. So daß er, mitten in der schönsten Offensive, die grade siegreich verlief, persönlich seinen strategischen Rückzug antrat und in die gesicherte Zone einzog. Niemals verlor während der folgenden Wartezeit dies treue Kind seiner Mutter seinen Gleichmut; keinen Moment empfand es Reue, für immer der kriegerischen Karriere Valet zu sagen. Schnell tat er sich hinter der Front mit andern zusammen, die sich in ähnlicher Situation befanden. Und als der Krieg aus war und alle nach Hause gingen und nichts gewonnen hatten, verglich er sein Verhalten mit ihrem und sagte aller Welt, wieviel klüger seine Mutter und er gewesen wären. Das sollte üble Folgen haben. Er ließ sich von

dem Haufen Versprengter und Deserteure — die natürlich viel früher in Berlin eintrafen als das eigentliche Feldheer — in den Soldatenrat wählen. Es kam ihm darauf an, den bloßen Kriegern zu verkünden, wie dumm sie gewesen wären.

Ihres unzweifelhaften Rechts sicher saßen die zwei in der Kneipe und die beiden Sympathisierenden daneben. Jetzt tauchte der Gedanke einer großen Protestversammlung gegen den Soldatenrat auf. An die Möglichkeit einer solchen Aktion hatten sie schon in der Dorotheenstraße gedacht. Besonders die zwei unzweifelhaften Frontsoldaten nahmen sich dieser Idee an.

Der eine dieser Unzweifelhaften war übrigens ein Spitzel. Spitzel gab es damals viele. Sie standen immer im Sold derjenigen, die besolden konnten. Und da dies naturgemäß nicht Sache der Deserteure und Versprengten war, war es Sache ihrer Gegner. Der Spitzel, Moritz, hatte sofort einen Plan bei der Hand, welcher ihm nämlich zugesteckt war. Er sollte alle Deserteure und Versprengten zu einer Aktion gegen den Soldatenrat provozieren und auf die Straße führen. Die Parole müsse dann lauten: gegen die Konterrevolution, gegen die Bedrohung durch das Feldheer. Das war genau die Ansicht des Stiesels August. Denn vor dem Feldheer hatte ihn seine Mutter gewarnt. Sie liebte es zwar auch nicht, daß er Politik trieb, aber er wollte ja nur den dummen Leuten die Wahrheit sagen

Die Sitzung der vier in Neukölln dauerte zwei Stunden. Am Schluß war man eins. Die Versammlungen sollten noch in dieser Woche stattfinden: „Gegen Rechtsbeugung und Rechtlosmachung von Versprengten und Deserteuren durch den Berliner Soldatenrat, gegen Konterrevolution."

Und dann ging man mit kräftigem Händedruck auseinander: der Stiesel August und sein Freund, um die Gruppe der Versprengten zu mobilisieren und für Handzettel usw. zu sorgen — Moritz, der Spitzel, und sein Freund, um noch einige andere im Soldatenrat zu provozieren.

Für den Betrag, den der Spitzel als Vorschuß erhielt, kaufte er sich ein Paar getragene, aber noch feste Stiefel und sich und seiner Frau Bückinge.

EINE ÜBERRASCHUNG IN STRASSBURG

Ein Liebesbrief kommt an, eine Begegnung unter vier Augen zeigt, man hat sich noch nicht verloren.

Hilde erkennt Bernhard und sich

Als Hilde das Tablett mit dem Kaffee, Malzkaffee, ins Wohnzimmer trug, klingelte es. Der Vater öffnete. Er setzte sich an den Tisch und schob ihr den Brief herüber: „Für dich, Töchterchen. Von Bernhard."

Sie nimmt den Brief, steckt ihn vorn in die Schürzentasche.

Der Vater beim Trinken: „Ich habe mich an diesen Menschen gewöhnt. Er hat auch bessere Formen angenommen. Mein Nachfolger wird er aber doch wohl nicht werden. Da werden sie in Paris wohl anders disponieren. Tut mir leid."

Als sie nicht antwortet, fährt er fort: „Wenn du an ihm ein gutes Werk verrichten willst, was mir nicht gelingt, dann mach ihn von dieser Witwe, wie heißt sie noch, Karrell oder so, los. Erstens schickt sich das nicht, und wenn sie's nicht merkt, so sollte er's wissen."

Sie las, als der Vater ging:

„Liebe verehrte Hilde, der Krieg hat Güter zerstört und Menschen vernichtet, aber lassen Sie mich das blasphemische Wort aussprechen: daß Sie in ihm gewachsen sind, zu der Hilde, der ich heute nachmittag begegnete, nach vier Jahren, macht einiges an ihm wett."

Der ist wahnsinnig, es überlief sie kalt, das geht über alles hinaus, was sie erwartete.

„Ein Rätsel diese Wandlung — und Ihr Schweigen. Halten Sie es für richtig (es ist unerträglich, das zu lesen), daß dies Schweigen andauert, auch jetzt, wo die Sachen sich so eng im Raume stoßen?" (Das wagt er, das ist er.)

Sie ging stürmisch im Zimmer hin und her. Es war etwas Unausdenkbares an Beleidigung, an Frivolität, an Schamlosigkeit. Was tun? Er ist ihr Geliebter und will mich auch. Er schreibt

hinter ihrem Rücken, der Erbärmliche. Ich müßte ihr den Brief zuschicken. Ah, das ist ihre feine Liebe.

Sie ließ sich auf den nächsten Stuhl nieder.

Wer schreibt das eigentlich? Ich weiß überhaupt nicht. Und das Staunen von gestern regte sich wieder. Bernhard, ein geleckter Künstler, und (sie tastete nach dem Brief) er schreibt Liebesbriefe, betrügt seine Freundin, ein Künstler, ein Schöngeist, Bernhard. Nein, hab' ich denn geträumt? Sie las: „daß Sie in ihm gewachsen sind zu der Hilde". Hat mich der Krieg wirklich verändert?

Sie steckte den Brief in die Tasche, stand auf. Und da empfand sie den Wunsch, ihn sofort zu sehen. Sofort. Sie kannte seine Telephonnummer, er meldete sich, sie sagte kurz, und ohne „guten Tag" zu bieten, sie möchte ihn sprechen.

Das Wohnzimmer war geheizt. Es war ein heller trockener Vormittag. Er rieb sich die Hände. Sie wies ihm den Platz neben dem Ofen an: „Sie kennen ja den Raum. An dem Ofen haben Sie oft gesessen."

„Ja. Es hat sich wenig geändert. Nur Sie."

„Finden Sie?"

„Fräulein Hilde."

Sie saß schräg zu ihm auf ihrem Stuhl: „Sie müssen, wenn Sie sich in diesem Haus umsehen, angenehme Erinnerungen haben."

„Und Sie, Fräulein Hilde?"

Sie blickte auf ihren bloßen Arm, den sie auf den Tisch gelegt hatte: „Wie alt war ich, als Sie zuerst heraufkamen zu mir?"

„Sie meinen, als ich —"

„Ja, als Sie mich besuchten."

Sie waren, ich schätze, siebzehn oder achtzehn."

„Ich war siebzehneinhalb. Und Sie?"

„Damals — sechsundzwanzig."

„Ich war hübsch?"

Er lachte und fuhr sich durch sein Haar: „Was Sie fragen. Ein wunderbarer Backfisch. Eine ganz junge, eine werdende Frau. Das waren Sie, Hilde. Ein Rätsel, ein zauberisches Geschöpf."

„Warum?"

Er hielt sich die Hand vor die Augen, er trug Ringe an drei Fingern: „Gestern abend ist es mir wieder zum Bewußtsein gekommen. Da war ein Mädchen, ein Fräulein, eine junge Dame, die mich mit brennenden Augen verfolgt, wenn ich den Vater in der Wohnung besuche oder wenn man sich bei Freunden zufällig trifft. Mit der ich schließlich abseits ein paar Worte wechsle. Die dann über einen fällt wie ein Katarakt."

„Wer?"

Er nahm die Hand von den Augen: „Ich spreche von der Hilde von 1912 oder 1913. Wie ein Katarakt. Es war — Liebe von einer Gewalt, wie ich sie nie kennengelernt hatte. Es war für mich eine Aufrüttelung, eine Erschütterung. Sie haben damals alles, was ich dachte in Kunstdingen, ins Wanken gebracht. Jawohl. Fräulein Hilde. Ich habe es Ihnen übrigens schon damals gesagt. Es interessierte Sie aber nicht."

„Und?" Sie war tief erstaunt.

Er: „Was? Warum es Sie nicht interessierte? Ich weiß nicht. Für einige Dinge waren Sie vielleicht doch noch zu jung. Es schien mir, ich war Ihre erste Liebe, jedenfalls Ihre erste volle. Und sie gaben sich ihr — schonungslos hin; es ist kein anderer Ausdruck möglich."

„Sie schieben alle Schuld auf mich."

Er verblüfft: „Welche Schuld?"

Sie fand keine Worte.

Er: „Fräulein Hilde, von welcher Schuld sprechen Sie? Sie bereuen?"

„Ich weiß, daß ich mich Ihnen hingab. Ich wollte es. Ich hatte genug von meinem Backfischtum. Die kleinen Liebeleien widerstanden mir. Ich war Frau. Sie haben recht, ich wollte Sie, und darum gab ich mich hin und das bereue ich nicht. Aber was haben Sie aus mir gemacht? Wie haben Sie mich behandelt?"

Sie flüsterte zu ihm herüber: „Wo hast du deinen Stock, du? Glaubst du, ich habe ihn bei Frau Scharrel nicht gesehen? Es ist derselbe Stock, mit dem du mich geschlagen hast. Mit dem ich vor dir kriechen mußte, hier auf demselben Boden. Und was hast du mir sonst angetan! Ich habe mich so vor dir gefürchtet, daß ich dachte, ich laufe zur Polizei oder sage es Vater, ich offenbare mich. Da kam, Gott sei Dank, der Krieg."

Sie sah zu ihm, der am Ofen saß, herüber. Und während sie blickte, erkannte sie in ihm den Mann von damals wieder. Er hatte sich unter ihren Worten aufgerichtet und sein Gesicht hatte einen andern Ausdruck angenommen. Er sagte: „Da liefst du mir weg. Ich habe begriffen. Es war mir lieb, Hilde, daß du weg-liefst. Wir waren auf schlimmen Wegen. Hätte es noch länger gedauert, ich weiß nicht, was zwischen uns geschehen wäre. Aber ich habe doch ein besseres Gedächtnis als du. Ich habe nicht die Schuld daran, nicht die alleinige. Du weißt nicht mehr, wie du damals warst. Du hast auch äußerlich wenig Ähnlichkeit mit der Hilde von damals. Ich kann dir mein Tagebuch zeigen — gestern abend habe ich darin geblättert —, worin ich schrieb, daß du mich aus allen Gleisen gebracht hast. Obwohl du ein Kind warst und nichts von dir wußtest und in Gesellschaft sanft und unauffällig aussahst, warst du vor mir ein Dämon, eine Naturkraft, etwas Rasendes, dem ich nichts entgegensetzen konnte. Und es ist wahr, daß ich mich veränderte. Ich habe die zwei Jahre in Erinnerung, sie spuken noch in meinem Blut. Du hast mich entlarvt. Ich hatte den Dämon auch. Aber du wirst nicht leugnen, daß du — begannst. Daß du Eva, die Verführerin, warst. Die Geister, die wir riefen, wurden wir nicht mehr los."

Hilde saß stumm, blickte ihn an, das Kinn in die Hand gestützt. Wird er sich jetzt wieder auf mich stürzen? Wollte sie es? Sie fürchtete es nicht.

Sie sagte: „Wir wollen nicht davon sprechen."

Er: „Ich denke auch, Hilde."

Sie stand auf: „Aber ich bin unhöflich. Ich bring' dir eine Limonade?"

„Wenn es dich nicht anstrengt."

Als sie zurückkam, hatte er den Platz gewechselt und saß am Fenster, wo der Vater immer seine Bücher las. Sie servierte auf dem kleinen Tisch ihr bescheidenes Tablett. Er trank sein Glas sofort zum Grund aus. Er blickte ernst und ruhig vor sich: „Es ist gut, Hilde, daß du die alten Sachen berührt hast. Es ist gut."

Sie blieb am Tisch: „Ich denke auch."

Sie saß still nach vornüber gebeugt. Sie suchte plötzlich in ihrer Tasche und las laut seinen Brief: „Daß Sie in ihm gewachsen sind zu der Hilde, der ich heut nachmittag begegnete."

— „Dann hat mich der Krieg doch verändert, dann war es doch der Krieg, der das aus mir gemacht hat, so daß ich so vor dir sitzen kann, Bernhard?"

„Ja. Und ich vor dir."

Sie merkte erst jetzt, sie hatte an ihn gedacht. Er war das Sternbild, der Minotaurus gewesen. Er saß ernst und ruhig da, ein Mensch. So hatte sie viele Männer im Krieg gesehen.

„Was war mit dir im Krieg, Bernhard?"

Er schlug die Arme übereinander: „Nicht viel. Ich bin Elsässer wie du. Da hatte ich als deutscher Soldat meine Gedanken über den Krieg. Das hätte mir nicht viel genützt, weil ich beinah totgeschossen worden wäre, im Osten. Die Kugel sitzt noch in der Brust. Aber man brachte mich nach Hause. Und ich blieb."

„Dann hast du Anni näher kennengelernt."

„Es war nicht meine einzige Beschäftigung im Krieg, Hilde. Aber in der Tat, ich habe Anni kennengelernt. Was darauf hinauslief, daß ich mich selbst mehr kennenlernte."

„Mehr als mit mir."

„Keine Bitterkeit. Anders als mit dir."

„Weil du mich Verführerin nanntest."

„Anni tat mir wohl. Sie war furchtbar einsam, und dann kam das Unglück mit dem Jungen. Ich war überrascht, als sie zärtlich zu mir wurde. Sie ist viel älter als ich und schließlich meine Tante."

„Sie wollte mit dir nicht bloß tändeln?"

„Anni? Gewiß. Warum sollte sie nicht tändeln? Ich habe auch jetzt das Gefühl, daß sie mit mir tändelt. Warum nicht tändeln? Schließlich ist es doch eine schwere Zeit, man ist zärtlich zueinander, man steht sich bei, man freut sich, daß das Leben noch etwas anderes ist als Mord und Krieg. . ."

„Und als Hilde."

„Immer bitter, Hilde?"

Sie seufzte tief auf und schlug die Hände vors Gesicht. Und so saß sie am Tisch, mit dem Rücken gegen ihn.

Er mit einer sanften Stimme: „Was ist, Hilde, sprich doch."

„Daß ich den Krieg durch so lief, und nichts wußte, nichts von mir und nichts von dir, daß ich überhaupt nichts wußte."

„Du warst sehr jung, Hilde."

Sie legte die Arme auf den Tisch und weinte: „Daß solche Schlechtigkeit in einem steckt."

„Welche Schlechtigkeit, Hilde?"

Sie antwortete nicht.

Sie setzte sich auf und wischte sich das Gesicht: „So sind wir Menschen. Darum machen wir auch den Krieg und alle Gemeinheiten."

„Hast du es nicht in der Kirche gelernt?"

„Ich habe es nie verstanden. Ich glaubte, es ginge mich nichts an."

Und wieder weinte sie, jetzt offen vor ihm: „Dann habe ich also auch den Krieg geführt und geschossen und die Menschen umgebracht."

Er rückte besorgt näher: „Aber du mußt nicht übertreiben."

„Das ist die Wahrheit. Und da komme ich nach Straßburg zurück, gehe durch die Straßen, freue mich, daß ich da bin, und daß du mich nicht ängstigst, und daß der Krieg zu Ende ist. Aber dann — ist der Krieg doch nicht zu Ende. Dann ist er doch nie zu Ende."

Er: „Du übertreibst, Hilde."

Nach einer Weile stand sie auf: „Willst du noch etwas trinken, Bernhard?"

Er erhob sich: „Danke, nein."

„Du willst gehen?"

„Ja, die Arbeit. Dein Vater erwartet mich. Du bleibst ja auch in Straßburg." Sie standen sich gegenüber und umarmten sich. Sie erhoben die Arme fast gleichzeitig.

Sie flüsterte: „Nicht den Mund, nicht den Mund."

Als sie aber nur einige Sekunden ihre Gesichter aneinandergelegt hatten, bat sie: „Laß mich los, Bernhard."

Und plötzlich, noch in der Umarmung, schrie sie gellend auf, so daß er entsetzt zurückfuhr.

Sie rannte, schrie an der Tür noch einmal so gellend und grauenhaft, als wenn sie ein Gespenst sähe, und rannte auf den Korridor. Er hörte, wie sie die Tür aufriß, die Treppe heruntertolterte.

Abends als der alte Baumeister im Atelier erschien, wagte Bernhard, der auf ihn gewartet hatte, nach Hilde zu fragen.

„Sie haben ihr ja einen Brief geschrieben, Bernhard. Hat sie Ihnen nicht geantwortet? Sie ist nicht ganz wohl, sie liegt; hoffentlich bringt sie mir nicht die Grippe ins Haus."

Darauf rief nach einer entschlußlosen halben Stunde Bernhard bei Frau Scharrel an. Er wunderte sich nicht, als er hörte, sie wäre nicht zu Hause. Das hatte er schon nach dem gestrigen Gespräch erwartet.

Aber daß sie ihm am nächsten Morgen freundlich, reserviert schrieb, sie hätte wegen der bekannten juristischen Schwierigkeiten mit ihren beiden Nichten gemeinsam den Nachtzug nach Paris genommen — auf zwei, drei Wochen Paris —, das hatte er nicht erwartet.

Zwei, drei Wochen allein in Straßburg. Ein Gefühl von Spannung, von Gefahr befiel ihn.

REISE OHNE ERGEBNIS

Ein Dramatiker schnarcht. Geistige Arbeiter vertreten öffentliche Interessen und essen Torte. Jemand wacht auf, fährt nach Hamburg und wundert sich, wie kühl man ihn da aufnimmt.

Vorspruch

Sie hören schnarchen, regelmäßig, manchmal leiser, manchmal tönend, manchmal so knarrend, daß die Wände zittern.

Es ist der dramatische Autor Stauffer, der feine Mann, dem sein Körper diesen Streich spielt. Aber er liegt noch jetzt, am frühen Nachmittag, unter der Wirkung der Spritze, die ihm der Sanitätsrat vom zweiten Stock heute nacht verabfolgt hat.

Die Wohnung ist wüst wie in der Nacht, die Rumflasche steht leer auf dem Schreibtisch neben dem klaffenden Paket, aus dem Briefe quellen: „Lieber Erwin." „Immer deine Grete."

Eine ganze Brieflinie zieht sich zwischen den Kisten hin wie ein Blutstreifen.

„Mein Himmel, mein ganzes Leben, mein Glück."

Geistige Arbeiter frühstücken

Die Fassade von Stauffers Haus ist vornehm und strahlt Frieden, Wohlstand und Sicherheit, wie die meisten Gebäude dieser Gegend, und auch wie das der nahen Motzstraße, in das jetzt einige Herren ihre Schritte lenken. Es sind ernste Männer mit klugen ausdrucksvollen Gesichtern, die langsam vom Nollendorfplatz herspazieren, Männer aus dem „Rat geistiger Arbeiter", wo sich auch einmal Stauffer zeigte.

Sie bewegen sich hier und erscheinen wie verwischte Figuren von der Peripherie eines Traumes von Stauffer. Aber sie sind leibhaftig, sie haben gegessen und ausführlich ihres Lebens Notdurft befriedigt. Und sie sind noch immer nicht gesättigt. (Vielleicht frißt ihr Hirn zuviel auf.) Sie lassen sich jetzt in einem langgestreckten russischen Restaurant nieder, in dessen Vorraum

berauschende Serien von Kuchen und Torten aufgebaut sind. Sie tauschen im Vorübergehen mit den Torten vertrauliche Blicke aus. Und wie sie sitzen und der Kaffee vor ihnen dampft, befehlen sie Torten zu sich, ihre Hände heben sie auf blanken Löffeln von den Tellern, ihre Lippen küssen und zerdrücken sie, sie feiern mit ihnen an dem runden Ecktisch eine Orgie.

Erst dann, Zigarren und Zigaretten im Mund, haben sie ihrem Leib gegeben, was des unersättlichen Leibes ist und sich mit dem heutigen Tag, für eine Stunde, ausgesöhnt. Nun lassen sie die Fontäne ihrer Gedanken springen. Sie erhebt sich erst wohlig aus dem warmen Untergrund, ihre Gedanken sind noch gefärbt von Dankbarkeit gegen das Mahl. Langsam verlieren ihre Gesichtszüge die Röte und Schwellung, und hervortreten ihre Linien, die Augen beginnen sich zu richten, es sitzen um den Tisch nun drei Herren aus dem politischen Rat geistiger Arbeiter. Wir erkennen sie und sie erkennen sich. Das tierisch pflanzliche gemeinsame Wühlen im Trog liegt hinter ihnen, sie haben sich davon für eine kleine Weile separiert, sind Individualitäten geworden.

Es ist da der lange stürmische Lyriker. Er glaubt an die „Menschheit". Das ist sein Zauberfetisch, er der Medizinmann.

Er sitzt da und ist noch nicht ganz vorhanden nach dem angenehmen Fraß, der kräftige kleine Romanautor, der Mann der Debatten, Rufer im Streit.

Zwischen ihnen thront ein älterer Herr, auf Besuch, ein sehr angesehener Mann, ernst, nüchtern, wenig gesprächig. Er ist aus München und will einmal hier nach dem Rechten sehen. Er hat ein langes glattes Gesicht, trägt ein goldenes Armband am linken Handgelenk, aus seiner straff zugeknöpften Jacke — der Herr, ein Sitzriese, neigt zur Fülle — hängt eben ein buntes Taschentuch heraus. Der Herr lacht nicht, er trägt auch ein Gebiß.

Die beiden andern hörten jetzt an, was er mit Rücksicht auf die gestrige Abendsitzung vorbringt. Es richtet sich an die Adresse des noch nicht völlig vorhandenen Romantikers.

„Man kommt mit der Diktatur nicht weit. Nach kurzer Zeit ist man mit ihr, wo man war."

Offenbar hatte der Romantiker gestern die Diktatur gefordert, aber er erinnete sich nicht, er verdaute.

„Wir sind im Krieg", warf der schnelle Lyriker ein, „es bleibt uns nichts weiter übrig."

Aus seinen kalten graublauen Augen betrachtete ihn der Münchner Herr, der mit seinen Speisen schon fertig war: „Wo kommen wir da hin. Wir können uns nicht zu Taktlosigkeiten hinreißen lassen. Wir gehen mit dem Volk, aber wir machen uns nicht mit ihm gemein." Er wandte sich wieder an den Romantiker und sagte: „Diktatur bleibt Diktatur, von wem sie auch ausgeht."

Der Romantiker erinnerte sich an absolut nichts. Er war mit aller Welt ausgesöhnt, er wäre auch leicht in den Traum des schlafenden Stauffer eingegangen.

Der unerbittliche Lyriker fragte: „Also Sie lehnen Diktatur auch dann ab, wenn sie für das Volk ausgeübt wird?"

(Was geht mich Diktatur an, dachte der Romanautor. Was geht mich Diktatur, was geht mich Volk an, dachten die beiden Kämpfer, der Lyriker und der Münchner; aber sie waren Persönlichkeiten und vertraten öffentliche Interessen.)

Die kleine Nickelkanne blitzte auf, an der Decke brannten kleine elektrische Lampen.

Der Münchner hatte seine Antwort parat: „Der Sozialismus ist nicht das radikalste. Darüber steht der Radikalismus des Geistes. Sittliche Gesetze müssen in die deutsche Politik eingeführt werden."

Sein Armband hatte sich gelöst, der junge Lyriker half ihm, es zu schließen, er murmelte dabei bewundernd: „Das ist ausgezeichnet, ausgezeichnet, Radikalismus des Geistes."

Der Münchner nahm die Anerkennung mit fürstlicher Kopfbewegung entgegen. Er setzte hinzu: „Von Klopstock gibt es ein Wort: ‚Seid nicht allzu gerecht.' Das ist der Anfang vom Ende. Ich verlange Gerechtigkeit um jeden Preis. Man lasse sich da nichts abhandeln."

Stolz geschwollen saß man da. Der steife Münchner nahm seinen Erfolg zur Kenntnis. Er setzte das Tüpfelchen auf das i: „Ich möchte feststellen, daß Entscheidendes für die Entwicklung der nächsten Jahrzehnte in Deutschland von unserer Haltung abhängt. Wenn der Geist sich verrät, geht die Zukunft Deutschlands verloren."

Man konnte nicht lange in solcher Höhenlage verbleiben. Daher trennte man sich rasch und atmete draußen auf.

Der Lyriker trabte, den Mantel über dem Arm, eifersuchtgetrieben zu seinem Mädchen, das in der Nähe Gesangstunde nahm. Aber er traute ihrem Lehrer mit dem schönen blonden Bart nicht.

Der Romancier trollte nach kurzer Überlegung in eine nahegelegene, sehr gewöhnliche Kneipe, wo er sich entschlossen volltrank. Und weil der Tag nun einmal so mit Behagen verlaufen war, schlief er zu Hause fest bis um zehn Uhr. Um elf fuhr er völlig frisch wieder in seinen „Rat der geistigen Arbeiter" und tobte herum, ein Bild der Kraft, der männermordende Held.

Der Münchner Meister stieg am Restaurant in ein Auto, um zu einem Spezialarzt zu fahren, der ihm Einspritzungen gegen Impotenz machte.

Stauffer auf dem Kriegspfade

Abends erwachte, während vieles in der Welt vorging, was er ohne Kummer verschlafen konnte, unser trüber Dramatiker Stauffer und fand sich in seinem Bett in Gemeinschaft mit allem alten Jammer. Aber Dinge, die niemand voraussehen und auch recht begründen kann (innere Drüsen? Strahlung gewisser Gestirne?) bewirkten, daß Stauffer sich bei dem Jammer, dem er eigentlich schon intensiv seit Monaten und intensiv am Vortage gefrönt hatte, heute nicht länger aufhielt. Die Briefe von der Nacht hatten ihm einen entscheidenden Ruck gegeben. Er war wütend und wild, aktiv, aus der gröbsten Misere heraus.

Er zog sich an, warf rasch, was er an Manuskripten und Briefen vorfand, ohne Ansehen der Person in eine Kiste, häufte noch schwere Bücher darüber und belud das Ganze mit einem unwiderruflichen Kistendeckel. Denn sein Entschluß war gefaßt: das Fenster aufzureißen, zum Telephon zu gehen und mit dem nächsten Hamburger Zug abzufahren. Der Zug, wurde ihm vom Reisebüro gesagt, ging in einer Stunde. Schon hatte der Herr, der keinen Augenblick darüber nachdachte, wie und warum er urplötzlich zu dieser Aktivität kam (einfacher Ärger, Nachwir-

kung der Morphiumspritze, Horoskop, innere Sekretion?), die Reisemütze und den Pelz ergriffen und den Handkoffer aufs Geratewohl mit dem Notwendigsten gefüllt. Dem Portier unten schüttelte er herzlich die Hand und bedankte sich für die Hilfe heute nacht, nervöser Zustand; die Nerven, der Trubel heutzutage. Er ließ einen Gruß für den Arzt bestellen und steckte dem Portier drei Mark in die Hand: „Falls die Wohnung noch nicht vermietet ist (nein, das ist sie nicht) —, dann behalte ich sie noch einen Monat; habe eine eilige Reise vor, in einer Woche bin ich wieder da."

Und mutig fährt er durch die plötzlich wieder interessante Stadt Berlin nach dem Lehrter Bahnhof, um diese nächtliche Angelegenheit mit Klara zu regeln. Denn das ging doch über die Hutschnur.

Er vergißt vieles in der Eile, der Gute, während er so wütig fährt und bald mit dem Zug durch das Dunkel saust, z. B., daß er für neun Uhr abends ein Rendezvous mit einer Dresdner Schauspielerin namens Bella hat, die extra deshalb nach Berlin herüberkam, und ferner, daß er seinen Umzug beim Spediteur nicht abgemeldet hat.

Aber das macht ihm nichts aus. Er jedenfalls fährt. Er kommt sich zehn Jahre jünger vor, oder auch zwanzig, und vollkommen so, als hätte er gestern die gemeinsame Wohnung in Hamburg verlassen, die Klara von ihren Eltern geerbt hat. Er wird sie zur Rede stellen.

Der Verfasser geht mit sich zu Rate

Überblicken wir an diesem Punkt die Ereignisse, die verflossen sind und uns unabwendbar überströmen, und bedenken wir, von einer erklärlichen plötzlichen Müdigkeit überfallen unter dem unaufhaltsamen Ansturm der Begebenheiten (und es sind erst zwanzig Tage der Revolution vorbei), was nun kommen wird, so ist uns schon einiges klar: mit der Revolution wird es auf diese Weise nicht vorwärtsgehen. Es wird mit ihr wahrscheinlich rückwärtsgehen.

Bisher sind wirkliche revolutionäre Massen nicht in unser

Gesichtsfeld getreten. Man kann einem, wenn er eine Revolution beschreiben will, dies zum Vorwurf machen. Aber es liegt nicht an uns. Es ist eben eine deutsche Revolution.

Und was die einzelnen Leute anlangt, denen wir nach und nach begegnet sind, so fanden wir einzelne guten Willens und mutig, aber Tropfen machen keinen Bach, geschweige einen Sturzbach. Die meisten scheinen an den in der Zeitung beschriebenen Ereignissen überhaupt nicht interessiert zu sein.

Ja, in diesem weiten, vom Krieg nicht verwüsteten Lande irrt die Revolution, die sich in andern Ländern als Furie benahm, Brände warf und die Menschen aus den Häusern scheuchte, sie irrt in Deutschland klein und kleiner geworden wie ein Blumenmädchen im zerrissenen Röckchen, zitternd vor Kälte, mit blauen Fingern herum und sucht Obdach. Aber wo man ihr nicht grade hart und überzeugungstreu die Tür vor der Nase zuschlägt, da speist man sie mit freundlichen Redensarten und einem Teller Wassersuppe ab. Fassungslos überdenkt die Revolution, zu einem kleinen Blumenmädchen herabgesunken, in Berlin, was aus ihr geworden ist. Ach, wie es ihrer großen Schwester in Rußland ging! Sie wird bald das Land verlassen und sehen, woanders unterzukommen.

Wir erwarten viel von Ebert und den Generalen; wenn auch nicht grade Revolution. Wer vernünftig ist, wird auf Ebert und die Generale setzen. Man kann sich schon vorstellen, wie sie abwechselnd schlau, milde und eisern sind und ihren Kopf durchsetzen. Im Krieg ist Gott mit den stärksten Bataillonen und im Frieden mit der größten Gerissenheit. Solchen merkwürdigen Gott hat sich unsere Epoche zugelegt, man könnte ihn gradezu für den König von Preußen halten.

Was die andern, die Kleinen anbelangt, so erwarten wir, daß sie den Gerissenen und Robusten die Flanke freilassen und ihnen jede erdenkliche Gelegenheit geben, milde, schlau und eisern zu sein, und zwar gegen sie selbst. Denn machen kann man doch nichts, und wer es dennoch versucht, erledigt seine weiteren Angelegenheiten auf dem Friedhof.

Neugierig sind wir aber, wie die Generale mit ihrem Ebert oder er mit ihnen fertig wird. Denn wir erinnern uns der Irrfahrt des Odysseus, wo der listenreiche Grieche schließlich an

ein schreckliches Untier geriet, an den Zyklopen Polyphem, Sohn des Meergottes und einer Nymphe. Diese wilden gesetzlosen Riesen pflanzten nicht, noch säten sie, noch beackerten sie die Erde und waren daher vollkommene Ebenbilder unserer Kriegsherren. Dennoch gelang es dem Odysseus, nachdem Polyphem zwei seiner Leidensgenossen aufgefressen hatte, den Zyklopen betrunken zu machen, ihm sein Auge auszubrennen und sich auf das bisher schreckliche, jetzt aber wieder befahrbare schöne Meer zu retten. Ob Ebert-Odysseus mit den Generalen dasselbe gelingen wird? Wird er die Starken übertölpeln und blenden? Wir murmeln: möglich, möglich. Will er es überhaupt? Ehrlich gesagt, was geht es uns an? Soll von uns aus Ebert die Generale oder die Generale den Ebert fressen. Vielleicht kommt dann noch ein Dritter dazu und frißt beide.

In ein langes, unheilverkündendes Schweigen versinken wir.

Wir könnten gleich unser Buch schließen, aus mangelndem Interesse, und zwar bei uns selbst. Ein schlimmer Fall, wenn die Interesselosigkeit an einem Buch schon bei dem Autor anfängt. Aber da müssen wir uns nun doch zur Ordnung rufen. Das wäre denn doch zu weit gegangen. Schließlich könnte sich bei dem gegenseitigen Fraß des Ebert und der Generale etwas ergeben. Es könnte zum mindesten interessant und reizvoll sein. Man möchte schon wissen, wie sie sich dabei anstellen, denn leicht dürfte die Sache bestimmt nicht verlaufen.

Es könnte sich auch zufällig etwas ganz anderes ereignen. Es könnte sich zum Beispiel ereignen, daß zwei Männer sich schlagen, dabei fällt die Petroleumlampe um, das Haus brennt ab, aber auch das Nachbarhaus, welches grade eine Menagerie ist, und ein Löwe, der drin sitzt, wird frei und läuft in die Stadt.

Also keine Philosophie vorgeschützt. Allons, an die Arbeit!

Der Rachsüchtige in Hamburg

Und nun steigt Stauffer in seinem weiten Flauschmantel in Hamburg aus dem Zug, trägt den leichten Koffer in der Hand und sitzt — es ist später Abend —, bevor er ein Hotel aufsucht, gegenüber dem Bahnhof in einem menschenwimmelnden Musik-

restaurant, wo der ihm fremdgewordene und gemiedene Lärm von vielen Menschenstimmen und das Pauken einer Kapelle brodelt. Er findet schwer Platz, legt auf einem Stuhl seinen Mantel ab und stellt seinen Koffer hin, und wie er sich dann am Büfett Zigarren holt und seinen Mantel betrachtet, hängt das Taschentuch verdächtig heraus, ein Handschuh liegt am Boden, er faßt in die Tasche und er hat sich nicht getäuscht: sein Portemonnaie ist weg.

Staunend blickt er sich um und setzt sich.

Der Kellner sagt: „Hier wird nicht gestohlen." Der Geschäftsführer erscheint und zeigt vorwurfsvoll auf einen Anschlag, wonach die Direktion für Kleidungsstücke nur aufkomme, wenn sie in der Garderobe abgegeben seien. Man hat alles vorgesehen und vorausgesehen. Nun, auch dies nimmt Stauffer hin. Er ist zusammengezuckt. Etwas, was das Schicksal oder ein Dämon ist, treibt sein Unwesen mit ihm.

Er geht nebenan in das moderne Hotel und läßt sich — jetzt ist es vor Mitternacht, wie lange hat er nicht Hamburg betreten! — läßt sich von dem Menschenstrom, der den Bahnhof umfließt, in die helle breite Hauptstraße hineinziehen. In eine kalte, klare Nacht bewegt er sich hinein. Frisch ist die Welt, zum Wundern lebendig das Leben, die roten Fahnen an den Dächern mancher Häuser neben schwarzweißroten leuchten, von unten bestrahlt, unheimlich grell, schlagen und winken. Die große Uhr in einem Geschäft ist von innen beleuchtet und zeigt Mitternacht an. Und wie die Uhr da, von innen erhellt, und die Zeiger ahnungsvoll an der Tageswende, so sind Menschen und Häuser hier, von einem Feuer durchschlagen, und wie sie sich bewegen, scheinen sie von Gedankenart zu sein, eine ablesbare Schrift, die zu den Augen spricht, sich aber der Sprache entzieht.

Wer hat uns das angetan, fragt sich Stauffer. Ein freudiger Schreck zuckt in ihm. Das Wort: „Eine göttliche Biene hat mich gestochen", kommt ihm. Er geht schwebend dahin, er ist heiter, jung, verwandelt. Und eine starke Würze atmet er ein, ein Reiz von großer Schärfe befällt ihn. Und er wird zu einem Magnet, und bald geht er nicht mehr allein, an jeder Seite hat er eine Frau, sie hängen sich an ihn, und er schüttelt sie nicht ab. Er denkt: zu Hause wartet die Bella auf mich, aber was ist Bella,

dies ist etwas anderes, ich fahre Boot und schlage die Ruder. Die kleine braune, stillere hat es ihm heftig angetan, ihr folgt er aufs Zimmer. Wieviel Jahre ist es her, ja, wann überhaupt hat ihn eine Frau so stürmisch, unwiderstehlich bezwungen. Vermählung, Hochzeit mit dem kochenden Leben, das ihn schon verlassen hat. Will es meinen Tod, so mag es sein.

Er schlief bis Mittag in seinem Hotel. Und wie er sich anzog, erinnerte er sich: ich bin nach Hamburg gefahren, um Klara zu besuchen.

Sie hat mir dies alles beschert.

Und er zog sich langsam an und prüfte, was in ihm war. Er wollte zu einer Art Rache und Strafe Klara besuchen. Aber stimmte das noch? Er mußte nach Emsbüttel fahren. Ich will auf die Straße gehen, um zu sehen, wie alles ist.

Unten am hellen Tag tuteten die Autos, die Elektrische klingelte, die Menschen gingen geschäftig, es schlackerten noch immer rote und schwarzweißrote Fahnen im Wind, sie waren aber nicht erhellt wie gestern, die Geheimnisse wagten sich nicht mehr hervor. Immerhin war es gut, hier zu spazieren. Zuletzt nahm er einen Wagen und fuhr hinaus.

Er kannte die große gelbe Villa an einer Straßenecke, die sie von ihren Eltern geerbt hatte, einen weitläufigen Besitz mit einem Teich. Wer weiß, ob sie überhaupt noch hier wohnt? Das dachte er erst im Augenblick, als er klingelte und keiner öffnete. Was will ich eigentlich hier — aber da kamen Schritte, ein Bellen, man schloß auf.

Und erst wurde ein schwarzer, vorstürmender Hund, den eine Leine zurückriß, sichtbar. Dann steckte ein lustiges, elegant gekleidetes Fräulein mit wirren dunkelblonden Haaren ihr Näschen heraus, lachte noch von irgendeiner Unterhaltung und rief den Hund „Mirza" zurück. Erst dann geruhte sie zu dem gesetzten Herrn aufzublicken und ihn zu fragen, während sie den Hund mit den Beinen umklammerte: „Bitte?"

Stauffer nahm den Hut ab und erkundigte sich nach der Dame des Hauses.

Sie schüttelte kurz den Kopf: „Mama ist nicht da. Mama treffen Sie in dieser Stunde am besten im Hotel."

„Im Hotel? Ja, wohnt sie nicht hier?"

Das Fräulein lachte: „Doch, natürlich, aber vormittags ist sie in unserm Hotel."

„Welches ist das?"

„Excelsior! An der Bahn."

Ja, da wohnte er doch, von da kam er.

Stauffer stammelte verdutzt: „Ich möchte die Dame privatim sprechen."

Das Fräulein, unbefangen, keineswegs an ihm interessiert, immer den Hund umklammernd, meinte gutmütig: „Wenn's eilig ist, können Sie auch hier warten, ich telephoniere, Mama muß sowieso bald zurückkommen."

Der Hund jaulte greulich, sie ließ ihn los, er stürzte auf Stauffer zu, der zurückwich, worüber sie hell auflachte. Da bat er sie, während er sich wieder bedeckte, also um die Erlaubnis, näher treten zu dürfen.

Tausenderlei lief durch seinen Kopf. Dieses übermütige Ding mußte seine Tochter sein. Sie erkannte ihn nicht, er sie natürlich auch nicht. Es konnte auch ein angenommenes Kind sein, das war das Alter von Laura. Ihre Mutter, Klara, besaß also ein Hotel. Er war völlig aus dem Konzept gebracht.

Sie ließ ihn an sich vorbeigehen und in einen kleinen ungeheizten Raum treten, den er nicht kannte, nahe dem Eingang, eine Art Spindenzimmer. Sie zeigte sich bald wieder an der Tür, abermals den großen Hund voran. Sie hatte ein schnippig ungeniertes Wesen:

„Also ich habe telephoniert, Mama ist nicht mehr im Hotel, hoffentlich macht sie nicht erst Besorgungen."

„Woher kennen Sie eigentlich Mama? Vom Theater?"

Ein drolliges Geschöpf. Es ist lustig, eine solche Tochter zu haben.

„Ihre Frau Mutter war doch nie am Theater."

„Denken Sie. Natürlich. Dann kennen Sie sie ja gar nicht."

Sie stand schon wieder auf, zog den Hund hinter sich, ihr Gesicht schloß sich zusammen: „Ich habe eigentlich Ihren Namen nicht verstanden. Was wollen Sie eigentlich?"

Er drohte mit einem Finger und lächelte: „Sehen Sie, Sie sollten keinen 'reinlassen. Vielleicht bin ich ein Spartakist."

„Wer sind Sie?"

„Verehrtes Fräulein, ich kannte Sie, ja, Sie, als Sie noch klein waren. Ich will Ihnen, wie in alten Geschichten, dafür Beweise geben. Wenn man diesen Korridor entlang geht, kommt gleich ein dunkles Geweihzimmer. Aus dem Geweihzimmer, das als Kaffee- oder Frühstückszimmer dient oder diente, gelangt man durch eine, damals durch eine Draperie verhängte Tür, in das Eßzimmer. Das geht zum Garten hinaus, hat eine Stuckdecke mit kleinen Kästen, in jedem Kasten brennt eine Glühbirne."

Ihre Augen erweiterten sich. Sie näherte sich und setzte sich zu ihm. Sie sagte leise: „Das stimmt. Dann — kennen Sie mich?"

Er schüttelte den Kopf: „Ich nehme an, daß das kleine Mädchen, das man mir einmal zeigte und das man im Garten spazieren fuhr, daß Sie das waren."

Sie stützte den Kopf auf: „Das werde ich gewesen sein. Aber das muß lange her sein. Dann kennen Sie wohl auch meinen Vater."

Ihr Gesicht war schmal geworden, der wirre Kopf paßte nun nicht mehr zu diesem ernsten gespannten Blick.

Er: „Ihren Herrn Vater sah ich nur einmal. Er war immer sehr beschäftigt, auch zerstreut."

Sie rasch: „Mein Vater ist der Dramatiker Stauffer."

Er verneigte sich achtungsvoll: „Ich weiß."

Sie, lauernd: „Er lebt nicht hier. Sie kannten ihn? Gut?"

Er: „Ich weiß nur, was man von ihm in den Zeitungen liest."

Sie nickte: „Er ist berühmt."

Sie wartete, ob er noch etwas sagen würde, dann lief sie zur Tür: „Ich will Ihnen Bilder von ihm zeigen."

Sie war im Augenblick wieder da, den Hund hatte sie diesmal im Flur gelassen. In der Hand trug sie ein gerahmtes Bild: „Das ist er. Können Sie sich auf ihn besinnen?"

Sie betrachtete schwärmerisch das Photo: „Er sieht so traurig versunken aus. Es tut mir furchtbar leid, daß ich damals so klein war und ihn nicht kannte."

„Sie kennen seine Stücke?"

Sie seufzte: „Alle. Alle. Sie sind schwer. Aber schön, wunderschön. Ich habe eine Freundin, die schwärmt für seine Stücke. Ich liebe auch seine Verse."

„Arbeiten Sie selbst, mein verehrtes Fräulein?"

„Ich habe Schauspielstunde gehabt, ich wollte gern Schauspielerin werden, aber ich habe keine Geduld und ich kann mich in die künstlichen Rollen nicht hineindenken. — Aber hier ist es kalt. Kommen Sie in das Frühstückszimmer."

Während er hinter ihr in dem Korridor ging, schlug ihm das Herz vor Verwunderung, Erregung und Erwartung so, daß er sich an der Wand entlangtastete. Sie öffnete die Tür: „Hier ist es. Sie erkennen das Zimmer wieder?"

Er nahm sich zusammen. Sie zeigte die Geweihe.

Aber da klingelte es dreimal. „Mama."

Schade, dachte er. Der Hund kläffte wütend und raste voran, sie hinterher. Die Türkette klirrte, die Stange wurde abgemacht.

Und nun gab es einen ungeheuren, familiären Jubel auf dem Korridor. Vier Stimmen waren zu unterscheiden, voran die eines Mannes, ein tiefer Baß, er lachte wie ein Orkan, er begann mit einem Kanonenschuß (offenbar stand die Heiterkeit in ihm unter so gewaltigem Druck), dann die kichernde besänftigende Stimme einer Frau, die aber gegen das Lachen des Mannes nicht aufkam und sich von diesem Strudel fortreißen ließ —, dann die protestierende Stimme des Fräuleins, sie vermochte aber nichts gegen die beiden Erwachsenen, die ihr Toben schon von der Straße hereintrugen — schließlich der Hund, der bellte aus eigener Freude, aus Mitfreude oder aus Protest, weil er nichts verstand, in jedem Fall ohrenzerreißend. Der Tumult verharrte minutenlang an der Wohnungstür (man legte draußen offenbar ab), dann rollte er wie eine Kriegsmaschine den Korridor entlang und näherte sich mit großer Schnelligkeit dem Geweihzimmer, in dem Stauffer saß, völlig still, leicht verängstigt und beschämt. Jetzt gewann die Stimme des Fräuleins die Oberhand. Stauffer hörte, wie sie schrie: „Mein Gott, es ist ein Herr da, der auf dich wartet, Mama."

„Na, wir gehen ja schon, Laura!" dröhnte der freundliche Baß.

Und da standen sie auf der Schwelle, die Träger der Stimmen, und jetzt betraten sie alle vier, der Mann, die Frau, das Fräulein, der Hund, den Raum, wo Stauffer verlegen, den Hut in der Hand, wie ein Handlungsreisender aufgestanden war. Ein

jovialer Blick des bärtigen urkräftigen Mannes begrüßte ihn, ein vertrauliches Winken der Hand, ein Augenzwinkern (ah, er hält mich für den Vertreter einer Firma), dann küßte der Mann die Frau: „Mich könnt ihr wohl jetzt entbehren."

„Doch. Geh, altes Ungeheuer!" lachte die Frau und gab ihm einen Klaps auf den Rücken, wie er heraustrollte.

Dann war man zu dritt oder zu viert, wenn man den Hund hinzurechnet.

Und die Frau, eine große Person mit einem repräsentativen schwarzen Kostüm mit Pelzbesatz, eine blitzende Brosche vor der Brust, die kräftigen Hände voller Ringe, mehrere klirrende Armbänder am rechten Arm, trat mit verbindlichem Lächeln auf ihn zu. Sie hatte ein nicht altes, gesundes, energisches Gesicht, blaue Augen, um den Mund noch die Heiterkeit von der Unterhaltung mit dem Mann.

Zuerst hörte man nur die Stimme der Tochter, die an der Mutter vorbeihuschte:

„Ich will nur mein Bild nehmen, Mama."

„Was für ein Bild?"

Stauffer steht vor der kräftigen Frau, macht eine Verbeugung.

Die Dame faßt sich an den Hals. Ihr volles Gesicht, von der Kälte gerötet, wird einen Schein blasser, ihr Mund öffnet sich, als wenn ihr der Atem stockt, sie läßt sich an dem Platz nieder, wo ihre Tochter gesessen hat, und spricht nicht.

Auch Stauffer spricht nicht. Er steht und senkt sich dann auch, den Blick auf den Hut in seinen Händen, langsam wieder auf den Stuhl.

Die Tochter legt den Arm um die Schulter der Mutter, blickt verständnislos von einem zum andern und flüstert: „Was ist, Mutter? Was ist denn?"

Während Stauffer kopfgesenkt wie ein armer Sünder sitzt und die Frau ihn wie ein Gespenst betrachtet, läßt die Tochter die Mutter los, stößt den Hund beiseite, der aufjault und an die Tür kriecht, steht die Tochter zwischen der Mutter und Stauffer, die Stirn gerunzelt.

Die Frau hat sich wieder in der Gewalt, sitzt aufgerichtet und sagt hart: „Geh, Laura. Laß mich mit dem Herrn allein."

Die Tochter unsicher:

„Kann ich nicht hierbleiben, Mutter?"

Die Frau: „Ich bitte dich, du gehst."

Darauf schlendert die Tochter zur Tür, nimmt die Hundeleine vom Boden auf, blickt über die Schulter den Herrn, den alten Bekannten ihrer Mutter, mit dem sie eben geplaudert hat, finster und drohend an, läuft zum Tisch zurück, holt ihre Photographie und ist mit dem Hund heraus.

Die Frau fragt mit rauher Stimme, während sie den rechten Arm wie eine Waffe auf den Tisch legt, die Hand im schwarzen Leder platt aufgedrückt: „Was wünscht — du?"

Er kennt diese Frau nicht. Keine Spur einer Ähnlichkeit mit Klara hat sie, vielleicht der allgemeine Schnitt des Gesichts. Er antwortet:

„Ich halte mich in Hamburg auf, für einige Tage, und wollte dich besuchen."

Sie schweigt. Dann sagt sie mit dem freien offenen Ausdruck, mit dem sie ins Zimmer trat: „Du bist entweder krank oder verrückt."

Er (wie komme ich hier heraus, ich bin in einer ganz falschen Situation, sie wird mich bald fragen, was mir fehlt):

„Ich bitte um Entschuldigung. Es war ein Einfall. Ich wußte nicht, daß ich störe."

„Du wußtest nicht, daß du störst? Nach neunzehn Jahren erscheinst du hier, unangemeldet, setzst dich mit dem Mädchen hin und erzählst: ich wußte nicht, daß ich störe? Was tust du denn? Zu welchem Zweck tust du das? Hast du keine Gedanken?"

Er steht schon auf. Auch sie erhebt sich. Sie sprüht Zorn.

Er sagt zu der fremden Dame: „Aber nochmals: ich bitte um Entschuldigung. Ich hatte nicht die Absicht zu stören."

Darauf geht er zur Tür, macht gegen ihren Rücken eine förmliche Verbeugung.

Auf dem engen Korridor steht das Fräulein an der Wand, den Kopf stolz zurückgebogen, die Arme auf der Brust verschränkt. Sie läßt ihn an sich vorbeipassieren, ohne die Lider zu heben. Er kann das Schloß nicht öffnen, arbeitet hilflos. Sie kommt hinzu, öffnet mit einem Ruck, die kalte Luft schlägt herein. Er betrachtet sie staunend und ist unfähig, sich von der Schwelle zu bewegen.

Er sagt leise, zerbrochen: „Adieu, Laura."

Auf der ruhigen Villenstraße blickt er sich um, ob einer nachkommt.

Aber es kommt keiner.

VIERTES BUCH

BIS ZUM 4. DEZEMBER

NIEDERLAGE IN EMS UND NEUER VORSTOSS

In Ems findet ein Kongreß statt, ein Berliner reist herüber, worauf alles anders wird, als sich einige vorgestellt hatten. Tief beeindruckt ist die Regierung. Man erfährt, wie einer eine Republik auf Generalsbeine stellen will und ihm jetzt angst davor wird, wie er aber weiter Deutschland betrügt und um die Früchte seiner Niederlage bringt.

Rückzug des Heeres

Die belgische Grenze überschritt in der Nacht zum 27. November der letzte geschlossene Trupp des deutschen Heeres. Ihr fester Schritt erschütterte Tag um Tag die Schiffsbrücke von Koblenz. Transparente riefen ihnen „Willkommen!" entgegen.

Das Band mit „Parole Heimat!" trug die ganze württembergische Division des Generals von Erf, die preußische Garde hatte sie hinter sich? In die Schlachten des August 1914 war sie Diese 5. Armee, die jetzt die alte Heimat grüßte, welche Kämpfe hatte sie hinter sich? In die Schlachten des August 1914 war sie mit Teilen des 5. und 6. Reservekorps, mit Teilen des 13. Armeekorps, dem Fußartillerieregiment 12, dem Pionierregiment 20 gezogen. Bei Verdun schlug sie sich im blutigen Stellungskampf vom August 1915 bis Ende Februar 1916, da umfaßte sie das 5. Armeekorps, das 5. Reservekorps, das 6. Armeekorps, das 6. Reservekorps, die 33. Reservedivision. Sie kämpfte im Sommer 1916 um Fleury, bei Zwischenwerk Thiaumont, 1917 immer Verdun, die Höhe 344. Sie lag zuletzt in der mörderischen allgemeinen Abwehrschlacht zwischen Champagne und Maas. Hier marschierten die Überlebenden.

Volksbeauftragter Emil Barth

So leicht gelang es ihnen nicht mit dem allgemeinen Soldatenkongreß, der an diesem 1. Dezember, wie gewünscht in Ems stattfand.

Das Große Hauptquartier wollte aufs Ganze gehen; seine Forderungen (hinter den Kulissen) waren: Beseitigung des Arbeiter- und Soldatenrats, völlige Wiederherstellung der alten Offiziersautorität, sofortige Einberufung des alten Reichstags, der eine vorläufige Verfassung schaffen sollte, die endgültige Gestaltung könne eine Nationalversammlung übernehmen; weiter Waffenablieferung seitens der Zivilbevölkerung und um dem Ganzen die Krone aufzusetzen, Auflösung aller revolutionären Formationen.

Aber der Radikale Barth, der unabhängige Volksbeauftragte, erschien wirklich in Ems, wo alles bis zu seiner Ankunft im schönsten Fahrwasser war: man wetterte auf die Radikalen, lobte Ebert in allen Tönen, und wo sich Widerspruch meldete, wurde er prompt und programmgemäß zugedeckt. Und nun Emil Barth.

Der kleine wilde Volksbeauftragte stand auf, und es begann ein weitverbreitetes Zähneknirschen. Er nannte, dieser Metallarbeiter, einige Dinge bei Namen.

„Ihr werdet ganz falsch informiert. Was erzählt man euch von Berlin? Mord und Totschlag auf der Straße? Plünderungen? Von wem habt ihr die Nachrichten? Ich bin in Berlin, komme seit Monaten nicht 'raus. Es passiert da allerhand, wahrscheinlich in Ems und Kassel auch. Es gibt Leute, die noch immer das arme Volk provozieren und vor den Augen der Hungrigen schlemmen. Und wenn die hie und da mal eine Abreibung erfahren, so habt ihr wohl nichts dagegen. Man soll daraus keine Räubergeschichten machen. Sonst könnte das Volk auf den Einfall kommen, einmal einen offiziellen und allgemeinen Spaziergang in feine und feinste Wohnungen zu machen, und da Haussuchungen vorzunehmen, wie es im Berliner Schloß bei Lehmann erfolgt ist.

Es herrscht Ordnung in Berlin: Die Reichen haben zu fressen und die Armen hungern. Wenn ihr's nicht glaubt, geht hin und überzeugt euch.

Man verbreitet Gerüchte über Berlin, Korruption, Bolschewikenherrschaft. Man erzählt Märchen von Streitereien zwischen den Volksbeauftragten und dem Vollzugsrat. Der Rat soll mit uns nicht zufrieden sein. Nun, die Volksbeauftragten haben untereinander, wie es sich von selbst versteht, über manche

Dinge verschiedene Meinung. Wir sind Unabhängige und Mehrheitler. Aber wenn wir in irgendeiner Sache am selben Strick ziehen, so dann, wenn es gegen die Reaktion geht, die die Arbeiter und Soldaten spalten will."

Er hielt ihnen vor, welche betrügerischen Parolen man ins Volk werfe. Man habe hier ein Mißtrauensvotum gegen den Vollzugsrat vorgeschlagen. Wem das zugute kommen wird? Den Volksbeauftragten? Nein. Die Volksbeauftragten wollen den Vollzugsrat nicht erschüttern, denn er stellt die Verbindung mit dem Volk her. Vielleicht haben aber Krautjunker, Kapitalisten und Offiziersbengel ein Interesse daran, uns vom Volk zu trennen, um uns dann bequemer den Hals umzudrehen.

Er tobte gegen die von Tag zu Tag größere Frechheit der Konterrevolution. Hinter diesem Mißtrauensvotum und dem Kampf gegen Berlin und den Vollzugsrat stecken gegenrevolutionäre Absichten. Er möchte der Katze die Schellen umhängen. „Wozu will man uns breitschlagen mit solchen Machenschaften, uns, die Volksbeauftragten, auf diesem allgemeinen Kongreß? Daß wir gefügige Instrumente in der Hand des Oberkommandos werden. Diese Herrschaften können noch immer nicht begreifen, was vorgefallen ist. Sie haben eine lange Leitung. Aber wir hoffen, sie bald zu verkürzen. Den Herrschaften steckt noch das Ludendorffregiment im Leibe. Sie vergessen nicht, wie sie einen Reichskanzler nach dem andern abgesägt haben. Und nicht mal ihren großen Lehmann, dem sie den Eid geschworen hatten, ließen sie aufkommen. Daß diese schöne Zeit vorbei ist, leuchtet ihnen nicht ein. Da wollen sie, daß wir alle, Volksbeauftragte, Ausschuß und der ganze Kongreß nach ihrer Pfeife tanzen, und setzen noch frech ihre Vertreter mitten zwischen euch."

Er erzählte vom Großen Generalstab, der rote Abzeichen verboten, aber vor drei Tagen klein beigegeben habe. „Jetzt erklären die großen Generale plötzlich: die Soldatenräte sind Vertreter des Volkswillens. Wer lacht da? Und den Leuten traut ihr?"

Er gab noch mehr Daten und lud zuletzt die Soldatenräte ein, nach Berlin zu kommen.

„Es war zu schlau, euch in Ems zu versammeln, um euch Märchen zu erzählen."

Der Zorn der Soldatenräte war groß. Von einem Mißtrauens-

votum gegen den Vollzugsrat und gar von den Plänen Haeftens und des Oberkommandos war keine Rede.

Und um den Schlag noch härter zu machen, beschloß man, eine Gruppe von Soldatenräten nach Berlin zu schicken und den Machtbereich der Soldatenräte zu erweitern.

Dem kurznackigen Mann mit der schwarzen „Fliege" am Kinn, Ebert, dem Nußknacker, war bei den Meldungen aus Ems nicht wohl.

Er hatte Barth nichts in den Weg gelegt, nach Ems zu fahren. Aber Leute nach Berlin schicken, um sich hier „Zustände" anzusehen, war etwas viel. Wie sollte er da gegen die Ultraradikalen, die Spartakisten, auftreten, die ihm mißtrauten, die ihn haßten. Mit Recht, dachte er befriedigt; er selber verachtete die Dummköpfe. Da hatte noch eben Liebknecht in Berlin in den Prachtsälen des Westens (vor Gebildeten natürlich, Arbeiter fallen auf sein Gestottere nicht 'rein) die alten Sozialisten eine „Schwätzerbande" genannt, nach Moskauer Rezept, und die Nationalversammlung würde seine Fortsetzung sein, und auf das Frontheer, das jetzt zurückmarschiere, sollten die hohen Herren bloß nicht rechnen. Es könnte passieren, daß das Heer diese Bande davonjage.

Und die „blutige Rosa", Genossin Luxemburg, wütete im Lehrervereinshaus gegen ihre Freunde, die Unabhängigen (das war nun schon eine Rasende, eine Frau, die vollkommen den Verstand verloren hatte); die sagte, man solle die Waffen gegen die Regierung erheben. (Sagt dieser armselige Krüppel, den man umblasen kann.) Und dann fordert sie: „Vernichtung des Kapitalismus, Annulierung aller Kriegsanleihen, Konfiskation aller Lebensmittel."

Ebert in seinem schönen Zimmer, umgeben von Ordnung, befiel eine Wut, als er davon las. Er neigte zum Jähzorn. Wenn man solche unverantwortlichen Menschen weiter so rasen ließ, dann konnte man sich wirklich nicht wundern, wenn eines Tages welche die Geduld verloren und sie derart zudeckten, daß sie das Hetzen vergaßen. Er sah förmlich rot. Die Buchstaben verschwammen ihm vor den Augen.

Scheidemann erschien, fröhlich, gut ausgeschlafen, geborener

Optimist — wer möchte nicht in seiner Haut stecken? —, setzte sich zu ihm. Was hatte er in seiner Mappe? Munter blies er die „unerheblichen" Wolken, die aus Ems kamen, weg.

„Wir haben Glück", meinte er, „du mußt dir aus Ems nichts machen. Wer wird schon da kommen?"

„Und diese Hetzereien des Liebknecht und der Luxemburg?"

„Das ärgert dich? Wundert mich. Liebknecht und Rosa können Steine vom Himmel reden, wenn sie wollen; ich rege mich darüber nicht auf. Setz dich mal in einen Saal, wenn sie reden, neben ein paar vernünftige Arbeiter."

Ebert unterbrach: „Wer ist heute vernünftig?"

„Mehr als du denkst. Du müßtest sehen, wie sich die Leute vor Lachen biegen, wenn Liebknecht loslegt. Es ist für die meisten ein Affentheater."

Ebert plinkerte mißtrauisch mit den Augen: „Der Mann zeigt Mut."

„Wenn schon. Daraus macht man sich einen Dreck. Wenn er zu kreischen anfängt und die Augen verdreht — die Leute warten bloß darauf, nächstens kriegt er Schaum vor dem Mund —, dann stoßen sie sich an und platzen los."

Ebert: „Stimmt das wirklich?"

„Du bist und bleibst ein Pessimist. Aber nun sollst du mal sagen, ob wir Glück haben oder keins."

Und Scheidemann zog süß lächelnd und des Effektes gewiß, aus seiner Mappe ein Blatt: ein Telegramm.

„An den Rat der Volksbeaufragten in Berlin. Man hat es mir übergeben. Wenn Hase eine Minute früher gekommen wäre vor mir, wäre es an ihn gelangt."

Ebert runzelte die Stirn: „Welche Adresse?"

„Rat der Volksbeauftragten Berlin."

„Das ist alles?"

„Ja. (Einen Augenblick wunderte sich Scheidemann: er scheint mir vorzuwerfen, daß ich es geöffnet habe, ich werde doch ein Telegramm öffnen dürfen.)

„Also bitte", sagte Ebert kurz.

„Ja, wir können von Glück sagen, daß ich es erwischt habe. Da telegraphiert ein Schreiber des Oberkommandos der 18. Armee: die Oberkommandos haben Geheimweisung von der

Obersten Heeresleitung bekommen, die brauchbarsten Divisionen von unsicheren Elementen zu säubern, mit aktiven Offizieren auszustatten und zum Abtransport bereit zu halten."

„Nochmal", sagte Ebert, „erlaube. Ich möchte selbst lesen."

Er las es und legte das Blatt vor sich. „Wer hat das Telegramm sonst gelesen?" „Nur du und ich. Ich sage ja, es ist ein Glück. Denn (er flüsterte und beugte sich zu Ebert) wenn es an Hase oder Dittmann gegangen wäre..."

Ebert spielte mit seiner Uhrkette und beendete den Satz trocken: „Unabsehbare Folgen. Man sieht, was bei unserer Desorganisation herauskommt."

Ebert schien sich über den Glücksfall nicht zu freuen. Er zog sein Notizbuch und schrieb etwas ein, er sagte nicht was, es war für das heutige Telephongespräch mit Kassel.

Wie er das schmale Büchlein wieder in die Brusttasche schob, nickte er Scheidemann zu: „Jedenfalls war es gut, daß du das Blatt abgefangen hast."

Und plötzlich verstärkte sich seine Stimme: „Was machen die Kerle eigentlich? Was machen die in Kassel?" Er sagte nicht: sie hintergehen mich. Aber er wurde stiller. Es wurde ihm jetzt klar, was vorlag: daß sich hinter seinem Rücken etwas abspielte, daß er von drüben betrogen werden sollte. Er hatte einen unruhigen Blick, rieb sich den Nacken und fragte mit unsicherer Stimme: „Vielleicht zeigt man das Telegramm doch Dittmann und Hase."

Scheidemann staunte; Ebert zischte ihn förmlich an: „Damit die Bande in Kassel endlich lernt, nicht unverschämt zu sein."

Das war nun die erfreuliche Nachricht Scheidemanns, die Glück bedeuten sollte.

Ebert litt es nicht auf dem Stuhl. Er wanderte auf seinen kurzen Beinen erregt durch das Zimmer.

Scheidemann: „Vielleicht nimmst du die Sache zu ernst. Schließlich, wenn die Spartakisten überhandnehmen, muß doch was geschehen. Der Meinung warst du doch immer."

Ebert: „Darüber hat man mit mir zu verhandeln. Dann bin ich zu informieren. Das ist ein Geheimbefehl."

Er rupfte an seinem Kinnbart und flüsterte: „Um Gottes willen, Gottes willen." (Dann haben die Unabhängigen also doch recht; die Generale in Kassel wollen mich übers Ohr hauen.

Die haben mich schon aufs Glatteis gelockt, Liebknecht wird recht behalten, man wird mich wegfegen. Ich bin geliefert. Mir sind die Hände gebunden.)

„Was hast du bloß?" tönte die sanfte Stimme von Scheidemann. „Erstens weiß es nur du und ich, und zweitens, wir werden ihnen einen Dämpfer aufsetzen, dem Großen Hauptquartier — falls die Sache überhaupt stimmt."

Ebert näherte sich wieder seinem Stuhle, zur Beruhigung Scheidemanns, und setzte sich. Er fragte Scheidemann: „Was ist also deine Meinung?"

„Sehr simpel", sang der ehemalige kaiserliche Staatssekretär, „der Obersten Heeresleitung in Gestalt von Herrn Gröner stoßen wir Bescheid. Und lassen ihn wissen, daß wir über alles genau unterrichtet sind."

„Du denkst, damit erreichst du was."

Scheidemann lachte: „Es ist schon gut, wenn sie merken, wir wissen was. Denn daß die Herren gern was möchten, versteht sich von selbst. Kann man ihnen auch nachfühlen."

Ebert giftete: „Es sind Verräter." (Er sagte nicht, wen sie verrieten.)

Scheidemann klopfte sein Knie: „Du bist ein so kluger Mann und solch gutgläubiges Kind, und dich wundert das." Und er faltete die Hände über dem Leib und blickte zur Decke auf: „Das wissen wir doch, daß sie uns verraten wollen. Übrigens, einen Eid haben sie uns nicht geschworen."

Ebert brütete über der Tischplatte: „Wir werden nachher in der Sitzung nichts von dem Telegramm erwähnen. Ich bitte drum. Und du überläßt mir das Telegramm."

Scheidemann machte eine großzügige Bewegung gegen den Tisch hin: „Bitte unter keinen Umständen diesen Schreiber verraten. Er kann uns noch gute Dienste leisten."

Ebert knurrte: „Auch so ein Kerl. Eine durch und durch verlogene Gesellschaft. Der Bursche wird die Sache noch andern erzählen und uns Schwierigkeiten machen."

Am nächsten Tage erließ das Oberkommando gegen den Schreiber einen Haftbefehl wegen Aufwiegelung.

Aus Ems kam der Triumphator Barth zurück mit den Forderungen des Kongresses in der Tasche. In die Sitzung der Volksbeaufragten brachte er ferner eine andere sensationelle Neuigkeit: einen neuen Geheimbefehl der Obersten Heeresleitung zur Freiwilligenwerbung für die Ostgebiete, und diese Freiwilligen sollten sich auch für den Dienst in der Heimat verpflichten.

„Also", donnerte er, „das sind die Früchte eures Entgegenkommens. Das Große Hauptquartier stellt eine weiße Armee auf. Gegen wen? Gegen uns."

Die andern Unabhängigen unterstützten ihn. Darauf stellte Barth formelle Anträge. Er verlangte nichts weniger als die Verhaftung Gröners wegen Auflehnung gegen Verordnungen der Regierung und seine Vorführung vor ein Revolutionsgericht.

Aber man war nicht mehr in Ems. Hier rauchten und schrien keine Soldaten. Im weich ausgelegten Konferenzsaal mit geschnitzter Bibliothek saßen ruhige Männer um einen Tisch vor Akten. Das Wort „Revolutionsgericht" klang ganz falsch. Man war nicht Barths Meinung. Scheidemann warf hin: Gröner wäre noch immer eine der sichersten Stützen der Regierung. Das schien Barth ungeheuerlich.

Ebert beugte sich über den Tisch: „Ja, will man es zu einem offenen Kampf zwischen Truppen, die noch in der Hand der Generale sind, und der Heimat kommen lassen? Was können wir ihnen im Ernstfall gegenüberstellen?"

Barth: „Massen bewaffnen. Der ganze Spuk ist in ein paar Tagen zerstoben."

Ebert schwoll der Kopf glührot: „Während des Rückmarsches der Truppen, während wir uns vor Schwierigkeiten nicht bewegen können, vom Hunger, Unordnung, der Verkehrskalamität, von Eisner nicht zu reden, da sollen wir in der Heimat ein Blutbad anrichten. Mir genügt das Beispiel von Rußland. Ihre Revolution dauert zwei Jahre. Bei uns würde die Entente außerdem einfach einrücken und sich Pfänder holen."

Barth grimmig: „Und wohin kommt ihr mit eurem Techtelmechtel mit Gröner?"

Knurrend wünschte Barth eine formelle Erklärung von Ebert, daß er sich diesem Anschlag der Obersten Heeresleitung entgegenstellen werde.

Ebert ohne Zögern: „Wir werden eine Untersuchung einleiten, von wem in Kassel dieser Geheimbefehl ausgeht, und wer ihn gegengezeichnet hat. Und zwar sofort. Ich fürchte, unserm Gröner entgeht da einiges. Man erzählt von Cliquen und Gruppen im Großen Hauptquartier. Man muß ihn darauf aufmerksam machen."

Die Angelegenheit — verlief im Sand.

Geheimlinie 998

Am Telephon beklagte sich Ebert bitter gegen Gröner wegen der Vorkommnisse. Gröner kannte die Sache, aber auch die Natur des kleinen Volksbeauftragten. Ebert war Süddeutscher wie er. Man setzte diesem Mann, der an Einsicht und Kaltblütigkeit seine Umgebung turmhoch überragte, in Berlin furchtbar zu.

Er tröstete Ebert und ermutigte ihn. Ebert bestand darauf, daß man ihn über alle, absolut alle militärischen Maßnahmen, Entlassungen, Umgruppierungen, Neuformierungen, die man vornehme, informiere. Er lasse sich unter keinen Umständen vor vollendete Tatsachen stellen.

Der General wiegte drüben den Kopf. Aha, er rebellierte wieder. Man war falsch vorgegangen. Er beruhigte den Mann am andern Ende der Leitung. Ebert habe von ihm wirklich keinen Versuch zur Wiederherstellung der Monarchie zu fürchten. Daß das Offizierkorps sich seine alte Ehre und Achtung wieder erwerben wolle, verheimliche er nicht und habe er nie verheimlicht. Aber da gingen ja ihre Interessen und Wünsche Hand in Hand.

„Oder wünschen Sie, mein lieber Reichskanzler, die Erweiterung der Macht der Soldatenräte, wie sie uns der Emser Kongreß bescheren will?"

Ebert verneinte bestimmt, bat aber, ihm jedes Unsicherheitsgefühl zu ersparen. Man hätte am 9. November ein Bündnis geschlossen. Da müsse jeder Partner auf die Empfindlichkeit des andern Rücksicht nehmen — was seinerseits pflichtgemäß immer geschehe.

Gröner bestätigte es und besänftigte die Stimme wieder, deren Erregung er bedauerte: „Sie sollten einmal ernsthaft daran

denken, aus Berlin wegzugehen. Auf die Dauer verlieren Sie drüben zwischen all diesen Barths, Liebknechts und Luxemburgs die Bewegungsfreiheit und zerreiben Ihre Nerven."

„Exzellenz, ich tät's lieber heute als morgen."

„Und?"

„Was würde in Berlin hinter meinem Rücken geschehen?"

„Was denn?"

„Das läßt sich wohl denken."

„Bin nicht ängstlich. Sofort setzen sich die Radikalen an die Macht. Nicht wahr? Warum nicht? Da haben wir sie bequem und holen sie herunter."

Sie sprachen sich freundlich, ja herzlich zu und belauerten sich. Gröner kündigte an, daß er mit Oberst von Harbon und andern morgen über das Ergebnis von Ems konferieren werde. Auch der Generalfeldmarschall habe um einen Vortrag über die Lage gebeten.

„Es kommt die Zeit, lieber Herr Reichskanzler, wo man Entschlüsse fassen muß. Ich behalte mir vor, Ihnen morgen abend das Ergebnis meiner Besprechungen mitzuteilen. Eine geruhsame Nacht."

Die Sibylle fordert einen Wallenstein

Der Major von Schleicher telephonierte und telephonierte. Aber es war nicht möglich, von Kassel aus ein klares Bild über die Situation in Berlin zu bekommen. Er war sehr erregt und ließ bei der Gräfin anfragen, ob sie ihn zu einer Partie Schach empfangen könne. Sie sagte durch ihre Hausdame zu, für den Abend.

Er saß an dem kleinen Spieltisch im Wohnzimmer der Greisin eine Viertelstunde beim Schach ihr gegenüber. Eine Gasflamme in einer Milchglasglocke brannte über ihnen, das große Wohnzimmer lag schwarz.

Nun zitterte die weiße Haarwolke der Gräfin, die Wolke stieg auf, und das feine alte Gesicht wurde sichtbar, ihre sehr hellen Augen prüften ihn: „Sie sind nervös, von Schleicher. Sie machen Dummheiten. Ihr Springer ist ungedeckt."

„Verzeihung."

„Sie können den Zug zurücknehmen. Zerstreut?"

Sie zog an der Schnur neben ihrem Stuhl, die Hausdame erschien, die Gräfin bat um Tee. „Und räumen Sie das Brett vorsichtig vom Tisch, wir unterbrechen nur."

Der Major ließ alles schweigend geschehen, die Gegenwart der Gräfin beruhigte ihn diesmal nicht, wie er hoffte. Er kam sich eingesperrt vor, aber er konnte jetzt nicht aufstehen.

Die feierliche Prozedur des Tee-Einschenkens und Zigarettenaufstellens und Anzündens vollzog sich. Die Hausdame entfernte sich, man wechselte inzwischen kein Wort.

Zornig sagte die Gräfin: „So reden Sie endlich. Ich bin kein Untersuchungsrichter, daß ich Fragen stelle."

Der Ton tat Schleicher wohl. Er redete sich seinen Ärger über den Emser Mißerfolg vom Hals.

Die Gräfin drückte ihren Rücken gegen den Fauteuil und saß sehr grade, das kleine, gelbliche, verrunzelte Gesicht erhoben: „Erfreulich, was Sie erzählen. Wenn ich die Weltgeschichte einzurichten hätte und wäre in diesem Augenblick am Zug, so würde ich mit Ihnen nicht anders verfahren."

„Wir sind nicht an der schlechten Lage schuld."

Ihre gerunzelten Augenlider hoben sich eine Sekunde: „Fangen Sie schon wieder so an? Sie sitzen vor mir, Sie leben, also sind Sie schuldig."

„Gnädige Frau Gräfin, kommen wir wirklich nicht auf die erledigten Dinge zurück."

Die Alte hob den dünnen Arm, an dem der schwarze Überwurf wie eine Trauerfahne hing: „Sie wissen, was Sie angerichtet haben. Dafür werden Sie bestraft. Und darum werden wir alle mitbestraft, die zu Ihnen gehalten haben und stillschwiegen. Von den Frauen aller Familien Deutschlands hätten die Männer, die das getan und zurückgelassen haben, verlassen werden müssen."

„Gnädige Frau Gräfin", bat Schleicher.

Aber sie fuhr fort: „Wenn es Ihnen schlecht geht, ärgern Sie sich und wollen die Konsequenzen nicht auf sich nehmen. Wer hat die Roten anerkannt? Sie. Dann stehen Sie auch dazu. Wir

sind gewiß noch nicht so weit wie in Rußland, daß man uns massakriert. Vielleicht erwarten Sie von mir Dank dafür."

„Ich bitte, Frau Gräfin. . ."

„Sie garantieren es, von Schleicher? Tun Sie es nicht. Nach A kommt B. Was sagt der Generalfeldmarschall?"

„Ihm gefällt nichts mehr. Er spielt den großen Verhinderer, damit wir nicht noch tiefer rutschen."

Die Haarwolke senkte sich, die Gräfin hüllte ihre Arme in den Schal. Sie sprach so leise, daß er sie kaum hörte: „Ich glaubte, am preußischen Hofe und Heere gibt es Entschlossenheit. Im Kampf seid ihr tüchtig, nachher seid ihr Nieten. Das Reich hatte in einem gewissen Augenblick keinen Kaiser mehr, der Staat war ohne Zentrum, die Kaiserkrone lag auf der Straße. Man konnte sie aufheben — es hat keinen gelockt. Solche Herdentiere seid ihr. Noch jetzt wäre es möglich. Aber nein, keiner rührt sich."

„Sie meinen?"

„Ja, einen Wallenstein. Aber ihr seid auf die Maschinerie eingeschworen. Ihr seid selbst Maschinerie. Was für eine Zeit der Fabrikarbeiter."

Von Schleicher saß stumm. Ein Wallenstein, einer, der nach der Kaiserkrone griff? Hindenburg? Ein stummer Paladin, bestenfalls der Platzhalter für einen andern.

Als ob die Gräfin seinen Gedanken folgte, flüsterte sie: „Nein. Sie finden nirgendwo Ehrgeiz. Die Macht lockt nicht. Eure Parole ist Subordination. In Rußland gibt's den Lenin. Das Schicksal müßte euch so einen auf den Hals schicken. — Was werden Sie also tun, von Schleicher? Sie haben zu handeln. Es wird von Ihnen gefordert."

„Wir sind alle so weit. Wie weit es beim General Gröner ist, weiß ich noch nicht."

„Halten Sie sich an Hindenburg. Er weiß besser, was das Reich ist. Es muß ein Schlag erfolgen. Kommt er nicht von Ihnen, fällt er auf Sie. Und wenn die Lebenden Sie verfluchen, die kommende Generation wird Ihnen danken. Major, Sie können mich nicht so sterben lassen."

Endlich fühlte sich Schleicher erleichtert und sicher. Er griff nach dem schon kalten Tee. Die Greisin wickelte ihre Hand aus

dem Tuch, und bevor sie ihre Tasse an den Mund setzte, warf sie einen strengen Blick auf Schleicher. Es war, als ob sie auf die Zukunft trank.

„Sie sollten keine falschen Vorstellungen über mich haben, von Schleicher. Als wenn ich den Kaiser verhimmle und altes Hofgesindel bin. Ich weiß, wer er ist. Ich habe mehrfach versucht, ihn zu sehen. Endlich als er hier war, lud man mich ein. Ich war auf dem Schloß, mußte meinen Schreck überwinden, als ich ihn sprechen hörte. Man kam bei ihm nicht zu Worte. Er hatte eine geräuschvolle Art. Ich dachte an ein Enfant terrible. Ihre Majestät war freundlicher und stolz auf ihren Mann. Die Audienz habe ich nicht vergessen. Einen anderen hätte Gröner auch nicht wegschicken können."

Schleicher erhob sich: „Den Wallenstein wird keiner von uns spielen, fürchte ich."

„Greifen Sie fest zu, schlagen Sie."

Sie hatte noch nie so hart gesprochen.

Satyr hinter dem Vorhang

Die Greisin trank allein ihre Tasse aus. Aufrecht saß sie eine Weile. Dann klingelte sie und ließ sich in ihr Schlafzimmer führen, in ihren bequemen Fauteuil setzen, ließ ein Tischchen mit wenigen Büchern und ihrer Brille neben sich rücken. Das Licht an der Decke brannte hell, die Hausdame wurde für eine halbe Stunde beurlaubt.

Aber die Greisin, ganz in sich zusammengesunken, las nicht, als sie allein war. Sie hatte sich nicht den Umhang abnehmen lassen. Sie zog ihn sich über die Haare und ließ ihn ins Gesicht fallen. Sie saß gespannt. Sie blickte durch die Tuchmaschen mit starren Augen.

Ein Schauspiel vollzog sich. Es war nicht deutlich. Jetzt fing es an, sich im Dunkeln zu bilden, Formen zu bewegen. Sie rieb erregt die schmalen Lippen gegeneinander.

Ein Kampf von Böcken, schwarz im Grauen, manchmal blitzte es dazwischen; die Tiere tanzten und sprangen, schossen aneinander vobei, stießen in die Luft, verhakten sich mit den Hör-

nern, gingen aufrecht mit spielenden Vorderbeinen gegeneinander los und rieben die Stirnen aneinander. Sie stießen Schreie aus und schnaubten.

Auch die Greisin hinter ihrem schwarzen Vorhang keuchte. Sie folgte hingerissen durch die Maschen. Ein bläulich irisierender Hof bildete sich um die kämpfenden Tiere und verschlang sie, aber sie traten wieder hervor. Es waren drei, vier, manchmal eine wilde wirbelnde Herde.

Die Greisin krampfte die Finger zusammen.

Es verlief alles ohne Geräusch bis auf die kleinen Schreie und das Schnauben. Die Tiere trappelten nicht. Manchmal kämpften sie ja, zum stummen Entzücken der Greisin, in der Luft und sanken langsam auf den Boden nieder. In eine entfesselte Raserei — bald auf dem Boden, bald in der Luft — artete der Kampf aus, die Hörner der Tiere wuchsen dabei, ihre schwarzborstigen Körper wurden glatter. Sie klatschten wie Fleisch, wenn sie sich berührten. Sie wühlten auf dem Boden. Regungslos blieben manche liegen. Ein Blutstrom ergoß sich aus ihnen.

In großer Lust zerknüllte die Greisin das Tuch vor ihren Augen, die jetzt nur einen verschwimmenden weißen Schein gaben.

Sie war sehr weich, lächelte und sah auf die verschattete Wand: „Geht schlafen. Ihr habt schön gespielt." Ihre Nüstern blähten sich.

Sie ließ sich schlaff gegen die rechte Lehne des Fauteuils fallen, atmete müde. Als sie nach der Hausdame klingelte und sich aus dem Fauteuil helfen ließ, hatte sie ihre feinen aufmerksamen, ernsten Greisenzüge.

Ein liebenswürdiges Lächeln verklärte ihr Gesicht, wie sie am Arm ihrer Pflegerin zitterte.

In Trier sieht es nicht nach Frieden aus, was einen Besucher bedrückt. Leute in Köln stehen auf, telephonieren und legen sich schlafen. Zwischendurch beschäftigen sie sich mit Dingen, aus denen man nicht klug wird.

Maurice Barrès in Trier

Maurice Barrès, der französische Schriftsteller, hatte sich den Amerikanern angeschlossen, die am 1. Dezember Trier erreichten.

Sein Traum war, all dies Land westlich des Rheins, das jetzt den Deutschen gehörte, wieder der Kultur seines Landes anzuschließen. Er forschte wie ein Taucher, der auf den Meeresgrund steigt und da ein gesunkenes Schiff findet, nach Spuren der alten Zusammengehörigkeit. Er wartete sehnsüchtig auf Zeichen des keltisch-römischen Lebens.

Da stand er an dem kalten Dezembermorgen auf der Straße einer deutschen Bischofsstadt. Keine dumpf grollende Menge wie in Metz, die den Abmarsch einer gehaßten Besatzung verfolgte, nicht das Freudendelirium von Straßburg — Fremdheit, Leere, Gefahr. Rauchende Feldküchen rollten hintereinander, Regimentsmusik, ein paar Jungs.

Er setzte sich beklommen in eins der wenigen offenen Restaurants zu Tisch mit einem Journalisten, einem kahlköpfigen Lothringer, der sich ihm angeschlossen hatte. Er tippte ihm auf den Arm: „Also Sie haben recht."

Der Lothringer: „Ich werde doch meine Deutschen kennen. Sie hatten geglaubt, die werden sich befreit fühlen, wie die Elsässer und wir Lothringer. Was denken Sie. Hier sitzen waschechte Deutsche, und wenn Sie noch so viele römische Altertümer finden aus der Augusta Treverorum."

Barrès: „Man traut sich faktisch nur leise zu reden. Ja, was halten Sie davon, um Gottes willen? Ist das befohlen? Ist das echt?"

Der Lothringer wunderte sich: „Echt. Und die natürlichste Sache der Welt: die Deutschen trauern, daß sie befreit sind."

„Also dann habe ich recht: sie identifizieren sich mit dem Kaiser, mit der Armee, mit dem Krieg."

„Vollkommen. Sie glaubten es nicht?"

Barrès mit einem Blick auf den Kellner: „Versteht uns der Mann? Bitte!" Er machte eine erschrockene Bewegung, er fuhr dann ganz leise fort, mit dem Blick auf den leeren Teller: „Die vergiften uns?"

Der Lothringer klopfte ihm auf die Hand und lachte: „Sie sind ein Dichter. Wie das alles auf Sie einwirkt."

„Aber die Schlüsse", blitzte Barrès ihn an, „welche Schlüsse ziehen Sie daraus? Wo soll das hingehen? Wir brauchen das Land. Wenn wir nicht die Rheingrenze haben, sind wir verloren. Und mit diesen Leuten..."

Der Lothringer rieb sich den blanken Schädel. Er seufzte: „Sie bleiben ja jetzt hier, heute, vielleicht noch morgen, hören Sie herum, fragen Sie. Ich werde Ihnen behilflich sein. Es ist alles eine Frage der Zeit. Wenn es Frankreich gelingt, ein Jahrhundert lang friedlich das Rheinland zu verwalten, so ist eine Umstellung möglich. Ich sage: friedlich. Denn in einem Krieg fallen diese Leute Frankreich in den Rücken. Etwa ein Jahrhundert."

Barrès: „Gut. Und es sollte nicht möglich sein, daß wir, nach diesem Sieg, das Land ein Jahrhundert friedlich in der Hand behalten?"

Der Lothringer blickte ihn ernst mit gesenktem Kopf an: „Da ich mein ganzes Leben unter Deutschen zugebracht habe, kann ich Ihnen antworten: Nein. In Händen halten, ja, aber friedlich, nein. Sie haben schon oft von der Wahrscheinlichkeit einer Wiedererhebung Deutschlands gesprochen. Man kann sich drehen und wenden: mit einem Besiegten kommt man nicht in Frieden — es sei denn, man saugt ihn auf. Und nie und nimmer — ich sage es Ihnen, Herr Barrès, mit aller Sicherheit, aus der Erfahrung meines ganzen Lebens heraus — niemals wird die deutsche besiegte Schicht, das Kaiserhaus, die Generale, Offiziere, der alldeutsche Verband auf Revanche verzichten."

Der Kellner füllte die Suppenteller. Sie warteten, bis er ging. Barrès heiser: „Und? Dann muß diese Schicht beseitigt werden."

Der Lothringer tauchte den Löffel in die heiße Tomatensuppe: „Das wollen die Revolutionäre — die Sie wiederum nicht mögen."

„Ich glaube nicht an sie. Lieber Freund, Sie sind heute grauen-

haft, Sie bringen mich zur Verzweiflung. Was sind das für Perspektiven."

„Wir haben aus dem Krieg gelernt. Das erste ist, die Kräfte des Gegners kennenlernen. Man soll den Tatsachen ins Auge sehen."

Barrès spielte mit dem Löffel, wischte mit der Serviette daran herum: „Unfaßbar, daß mit diesem Geist jetzt die ganze große deutsche Armee ins Land zurückmarschiert. Was werden sie anrichten. Wir müssen furchtbar gerüstet bleiben."

Der Lothringer begann zu essen: „Aber warum so weit denken. Es kann manches auch anders kommen. Die Entwicklung in Deutschland. Wer kennt sich da aus."

Barrès: „Ich hoffe, sie machen sich eine Weile schwach mit dieser Revolution."

„Sehen Sie. Das ist schon eine Perspektive. Und nun essen Sie mal."

Man setzte sich damals in Paris hin, und der Senat beauftragte sechsunddreißig seiner Mitglieder, alle Pläne und Vorschläge betreffend die beiden wiedergewonnenen Provinzen zu studieren. Die alten und erfahrenen Herren unterzogen sich mit Eifer dieser ehrenvollen und wichtigen Aufgabe. Léon Bourgeois, mehrmals Minister und Kammerpräsident, leitete sie. Die Herren Doumer und Boucher leisteten dankenswerte Hilfe.

Die Stadt Straßburg aufgelockert und heiter, wie sie in diesen Tagen des Umschwungs war, freute sich des obrigkeitlichen Interesses, aber mit der Lebensmittelversorgung ging es nur langsam vorwärts. Für den 29. November konnte das städtische Lebensmittelamt nur die Milchstellen 38—44, 46—60, 62, 63, 65—70, 72—78 mit grade 125 g Münsterkäse ausstatten, und zwar (uns wird angst, wenn wir es hinschreiben, der ganze Jammer der Zeit fällt uns an) auf die Weißkäsekarten Nr. 2, 102, 103, 105, 107, 109—113. Man fragt sich mit Bedauern, was wurde aus den zwischenliegenden Nummern? Sie bekamen keinen Münsterkäse.

Wer die „Igd" gezeichnete Karte besaß, erhielt 100 g „Brotaufstrich". Wir wissen nicht, was das war, aber wir vermuten, hinter dem verschämten Ausdruck Brotaufstrich verbirgt sich weder normale Butter noch englische Marmelade.

Und wer dann am 29. mit seiner „Igd"-Karte sich Brotaufstrich geholt hatte, dem wurde offenbart, daß er morgen, am Samstag, keine Milch bekam.

Wenn man liest: In der Woche vom 25. November bis 1. Dezember erhielten die Straßburger 240 g Fleisch mit eingewachsenen Knochen und 120 g Wurst, so denkt man, das ist ein halbes oder ein viertel Pfund Fleisch und ein viertel Pfund Wurst, und zwar für einen Tag. Aber nein, es ist für jene Woche.

Und die Marken 1—8 wurden mit je 30 g Fleisch und die Marken 9—10 mit je 60 g Wurst eingelöst. 30 g Fleisch und der eingewachsene Knochen dabei: was blieb beim Kochen? Man wird ihn in Verzweiflung mitgegessen haben.

Dafür machte man den Leuten Hoffnung, in der nächsten Woche zu einem Ei, einem ganzen Ei zu gelangen, und zwar auf den Abschnitt 49 der Eierkarte, wenn sie (oh, welche Umstände, um zu seinem Wochenei zu gelangen), wenn sie die Bestellmarke dafür bis spätestens Freitag, den 29., eingereicht hätten. Offenbar orientierte man die Hühner in der Zwischenzeit über die Zahl der bestellten Eier.

Die kranke Hilde

Der alte Baumeister hatte zwei Ärzte zu Hilde kommen lassen. Die Grippe, klagte er, war in sein Haus gekommen. Er ging jammernd herum.

Aber Hilde, von Husten, Hitze und Kopfschmerzen gestört, fühlte sich wohl. Eine Hand aus dem Kriege griff nach ihr, wenn auch keine Kugel, kein Granatsplitter; und sie hielt die Hand fest. Sie wollte nicht rasch gesund werden. Aber sie wurde es.

Täglich kam ein Brief von Bernhard. Die Briefe ließ Hilde uneröffnet im Nachtkasten.

Montag, dem ersten Wochentag des Dezembers — vorbei der schwere November —, sitzt sie auf, blaß und matt, im Wohnzimmer. Ihr kleines Zimmer läßt sich nicht heizen. Die Strahlen der Vormittagssonne empfängt sie wie Blütenschnee, den ein Frühlingsbaum fallen läßt. Da will Bernhard draußen wieder einen Brief abgeben. Sie hört es und läßt ihn ein.

Die Pflegerin verläßt das Zimmer. Hilde sitzt dick verpackt in einer Sofaecke, abgemagert, mit blauen Ringen unter den Augen, die Haare zu einem einfachen Knoten im Nacken zusammengebunden. Sie haben sich seit der schrecklichen Aussprache in diesem Zimmer nicht mehr gesehen.

Bernhard — sie bittet ihn, sich zu setzen — wagt nicht mit dem ersten Satz zu kommen und sie zu duzen, aber sie sagt: „Leg den Mantel ab, es ist warm hier." Dann fragt er nach ihrer Krankheit, sie warnt ihn, nicht zu lange zu sitzen, er könnte sich anstecken. Er erzählt Drolliges aus der Stadt, sie fragt im gleichen leichten Ton nach Frau Scharrel. Er blickt sie an.

Sie fragt: „Ist sie schon weg, sie wollte verreisen?"

„Ja, sie ist nach Paris."

Hilde ohne Überraschung: „Ah, mit den beiden Fräuleins." Sie will wissen, ob er Zeit hat. Dann möchte er ihr aus Vaters Zeitung, die auf dem Tisch liegt, vorlesen, was es in der Welt gibt.

Er liest von der Stadt und von Frankreich. Sie bittet: „Von Deutschland."

Und er liest, was er findet, Richtiges und Falsches, von Unruhen, Soldatenräten, Lebensmittelsorgen, vom Rückzug der Truppen.

„Sie marschieren noch immer?"

„Ja, Hilde, es sind Millionen."

„Und das geht alles nach Deutschland hinein, und sie haben es da so schwer mit der Ernährung. Wo wohnst du, Bernhard?"

Er nennt seine kleine Wohnung, die alte, die sie so gut kennt, und sie sagt: „Das ist schön, daß du noch da bist. Man bleibt sich treu."

„Du philosophierst viel in deiner Krankheit, Hilde?"

Sie lächelt ihn an: „Das tun alle Kranken. Womit sollen sie sich beschäftigen? Aber ich denke nicht schlecht von dir, Bernhard, von uns."

Sie streckt ihre Hand zu ihm aus, er greift danach. Sie zieht sie aber gleich zurück: „Faß mich nicht an, die Grippe."

Er rückt mit seinem Stuhl näher. Und da, während er von seiner Zusammenarbeit mit dem Vater und seinen schlechten Aussichten spricht, beugt sie sich vor, faßt mit beiden Händen

seinen Kopf, drückt sein Gesicht zu sich herunter und legt ihr Gesicht auf seinen Scheitel. Sie streichelt seine Wangen und seinen Nacken: „Ach, das tut gut, das gibt Kraft. Ich bin dir gut, Bernhard, ich bin dir gut."

Und während er ihre linke Hand hascht und ohne ihren Protest küßt, weint sie oben über seinem Kopfhaar. Dann läßt sie ihn los, wischt sich die Augen, sagt: „Schwach bin ich, Bernhard."

Er geht glücklich, überglücklich.

In hellem, tönendem Schluchzen findet die alte Pflegerin sie. Nicht beruhigen kann sich Hilde, sie wimmert, preßt ihren Mund in das Kissen. Ohne etwas zu begreifen, steht die alte Frau dabei.

„Entschuldigen Sie", bringt Hilde hervor, „seien Sie nicht böse, es ist nichts, es sind die Nerven."

Und weint und zittert und schluchzt weiter, zum Gotterbarmen. Erst nach einer halben Stunde ist es vorbei. Da hört sie endlich auf die Pflegerin und läßt sich ins Nebenzimmer führen und zu Bett bringen. Es dauert kaum zehn Minuten, da schläft sie.

Die alte Frau, ein weißes Häubchen auf dem Hinterkopf, in weiten schwarzen Kleidern, faltet die Hände und steht neben dem Bett. Sie sieht Hilde noch im Schlaf zittern: „Oh, ist sie krank."

Der Vater, der mittags auf Zehenspitzen in ihr Zimmer tritt, freut sich, wie wohl sie im Schlaf aussieht, wie friedlich sie schläft.

Dunkler Vorgang in Köln am Rhein

In Köln am Rhein erhoben sich am Montag, dem 2. Dezember 1918, mehrere ältere Männer mißmutig und unausgeschlafen aus ihren Betten, zogen sich griesgrämig und langsam die Strümpfe an, gähnten, wechselten die Hemden, streiften sich warme Unterhosen über die Beine und griffen zu ihren Hosen.

Für das Anknöpfen der Hosenträger setzten sie sich wieder und gähnten noch eine Weile faul auf dem Bettrand. Dann faßten sie einen Entschluß, wuschen und kämmten sich, es ging mit Prusten und Schnaufen vor sich.

Nachher frühstückten sie und machten sich an ihre gewöhnliche Arbeit. Mittags waren sie schon munterer geworden, das Essen schmeckte ihnen — zwei waren mäkelig, aber aßen doch —, zwei aßen ohne Widerspruch. Es ging jedenfalls bei allen glatt herunter und erhitzte sie leicht, so daß es nicht ausbleiben konnte, daß sie bald in Schlaf versanken.

Der Schlaf durfte aber nur kurz sein, denn man hatte einiges zu erledigen und tat es. Mittendrin telephonierte einer von den vier die drei andern an, die ihm nacheinander aufmerksam zuhörten und ganz seiner Meinung waren. Darauf verabschiedeten sich zwei am Abend rasch von ihren Frauen. Die beiden andern waren Junggesellen und froh, ihren Abend untergebracht zu haben.

Zu viert setzten sie sich gegen acht Uhr abends — nun waren sie schon zwölf Stunden auf, wenn man von dem einstündigen Mittagsschlaf absieht — in die nüchterne, bescheidene Wohnung des einen Junggesellen. Sie trugen noch die Strümpfe, die sie sich morgens angezogen hatten. Bei einem waren sie gerutscht und hingen über den Stiefelrand, ohne daß er es merkte. Zwei hatten die Strümpfe mit straffen Gummibändern befestigt. Sie waren ältere Männer und kannten nicht die neueren Modelle, die erst in den nächsten Jahren in größerem Maße von Westen her eindringen werden. Der vierte war beleibt und jeder Strumpf saß eng an seinem festen Bein, solange er neu war. Später weiteten sie sich natürlich und hingen. Bei ihm saßen die Strümpfe noch gut, wovon sich der nervöse Mann — man befand sich in seiner Wohnung — mehrfach diskret überzeugte.

Ernst und lange redeten sie, wie es ihre Art war und wie es der vorgerückten Stunde, in der sie sich aber am frischsten fühlten, entsprach. Sie tranken den Tee, den der nervöse Mann unermüdlich einschenkte. Mehr hatte er nicht anzubieten. Keiner der Herren rauchte aus Achtung vor der fremden Wohnung.

Es vergingen zwei Stunden, gegen deren Ende sie wieder langsam zu atmen begannen, was sie allmählich bemerkten. Zugleich fühlten sie eine Wärme in den Armen und Beinen, eine Schwere im Kopf, einen schmerzhaften Druck im Gesäß, das sie schon zu lange belasteten. Sie gaben sich davon keine Rechenschaft. Aber das Gespräch drängte sichtlich zum Abschluß. Schon stand

allen vier wie ein magisches Zeichen ihr Bett, das stille Schlafzimmer, vor Augen.

Um die Beine zu bewegen, erhob sich einer nach dem andern. Dabei geriet man in die Nähe der Tür und ging.

Zu Hause öffneten sie leise, legten draußen Hut und Mantel ab und zogen sich im Sitzen auf dem Bettrand die Oberkleider aus. Sie gingen noch hinaus, um ihre Bedürfnisse zu befriedigen, kauerten dann auf dem Bettrand.

Die Unterhosen und die Strümpfe waren an der Reihe. Der Mann, dem die Strümpfe hingen, war zufrieden, ihm kamen die Strümpfe gleich entgegen. Die beiden mit den Gummibändern lösten sie mit Vergnügen, betrachteten die Striemen an den Beinen und zerrten an den Gummibändern, um sie weiter zu machen. Der Wohlbeleibte tat, was er seit seiner Kindheit gewohnt war: mit einem Fuß rieb er massierend den andern und rollte dabei den Strumpf auf. Wenn es ihm rasch gelang, freute er sich. Es war zugleich ein Zeichen, daß er die Strümpfe wechseln mußte.

Alle vier legten sich Nachthemden an, zogen die Bettdecke über sich und suchten, tiefatmend, zufrieden, in den Schlaf zu kommen.

Manche Bilder irrten durch ihren Kopf, vom Tag, vom verflossenen Tage, bis sie nichts mehr von sich wußten und im Schlaf, im Traum wechselnde Wege gingen, was sie nicht aufregte, in verschiedenen Tiefen und Höhen, wobei sich auch manchmal Gespräche entwickelten

Die Unterhaltung, die sie in der Wohnung des nervösen Junggesellen führten, betraf das Schulwesen, geplante Maßnahmen der Regierung und so weiter.

VON WANZEN UND IHRER LEBENSWEISE

Wir begegnen in diesem Kapitel ausschließlich Wanzen oder solchen, die es werden wollen. Ihre Naturgeschichte wird sorgfältig gegeben, wobei man sieht, daß eine gewisse Kuriosität dem Tierreich in allen Höhen und Tiefen innewohnt.

Das Geld und seine Rolle im Liebesleben des Menschen

In vollkommener Wonne planschte Brose-Zenk.

Das Glück im Spiel hatte ihn verlassen, in die Fasanenstraße ging er selten, gewissermaßen nur zur Rückversicherung; denn im tiefsten traute er seinem Stern nicht, die Wahrheit lag nach seinen Erfahrungen in einem ewigen Auf und Ab.

Er wohnte in der untern Wilhelmstraße bei einer fetten Dame, die vor ihm einen gewissen Respekt hatte. Und auch die Kriminalpolizei flüsterte von seinen großen Beziehungen. Die höchsten Namen wurden genannt, Brose-Zenk alias Schröder war in der besten Gesellschaft eingeführt. Er „verdiente" gewaltig. Eine blendende Schönheit ging neben ihm.

Die Gefärbte, die Freundin von Motz, war widerspruchslos zu dem weiberfressenden Wylinski übergegangen. Dieser Mann stellte ein erotisches Phänomen dar. Er war eine Frauenmühle, ohne Blaubart zu sein. Er verschmähte nicht schön noch häßlich, nicht schwarz noch rot noch mißwachsen. Er liebte, wie er offen sagte, die Frau ganz allgemein. In jeder einzelnen verehrte er die Frau.

Natürlich geriet Motz, der Freund von Brose-Zenk, mit ihm zusammen, und sie führten heftige Gespräche.

„Ich habe Ihnen einen Vorwurf zu machen", erklärte der alte Wylinski, „Sie sind ein Spezialist. Nehmen Sie die Botanik. Sie haben da Dutzende und Hunderte von Arten. Da erklären Sie: Sie sind und bleiben Maulwurf, Sie halten sich an eine bestimmte Wurzel, zu der Sie sich durch irgendwelche Umstände hingezogen fühlen, und knabbern daran. Ich habe auch solche persönlichen Vorlieben. Aber wenn mir dann eine andere Frau vor Augen kommt — nicht während der Geschäftszeit —, dann sage ich gewiß: diese ist nicht schön, sie hinkt. Aber kann sie dafür?

Ist sie darum kein Weib? Soll ich immer in der gröbsten Geschlechtlichkeit denken? Ich denke: nein. Damit gebe ich mich nie und nimmer zufrieden. Das Weibliche, das ganze Weibliche, will ich. Mich fesselt, wie das Geschlechtliche da drin steht und wie die Frau damit umgeht, es entwickelt, versteckt, darbietet, serviert. Das hat jede Frau besonders und reizvoll in jedem Fall."

Motz setzte sich zur Wehr: „Sie müssen mich nicht für einen Monomanen halten, für einen Dante, der sich in seine Beatrice verbohrt. Ich war immer der Auffassung, nur eine einzige Frau zu kennen und zu lieben, stellt eine Art Askese dar. Ich halte die Ehe für eine Art Askese. Sie bildet ein weltliches Klosterwesen. Darin liegt etwas Berechtigtes. Die Menschen sind durch Erziehung, Familie und so weiter meistens fromme Wesen geworden, die ihre Frömmigkeit über alles stellen. Darum schließen sie sich in Ehen ein, mit einer Frau. Das ist nicht jedem gegeben, mir jedenfalls nicht —, ohne daß es meine Hochachtung vor der Ehe herabsetzt. Wenn ich eine Frau kennen und lieben lernte, die verheiratet war, so habe ich mich ihr immer mit einem Schuldgefühl genähert, mit dem Gefühl, es ist ein Verstoß gegen ein biblisches Gebot. Aber natürlich ist grade das wieder reizvoll."

„Damit kann ich nichts anfangen", sagte der grobe Wylinski. „Vor Seelenabenteuern rücke ich aus. Mit Familienangelegenheiten wünsche ich verschont zu werden. Ich möchte nicht von Herrn Soundso hören (dem ich vielleicht zu verdienen gebe), wie er sich dazu stellt, daß seine Frau bei mir ist. Fällt der Name eines Mannes, besonders eines, den ich kenne, ist die Dame sofort bei mir abgemeldet."

Motz: „Das nur nebenbei. Ich wollte mich dagegen verteidigen, daß ich eingleisig liebe. Ich lasse mir ungern vorwerfen, daß ich den großen Garten der weiblichen Schönheit und Liebe nicht kenne."

„Von Schönheit ist nicht die Rede. Was ist schön? Ich sage: lieblich, liebenswürdig.

Motz: „Reizvoll."

„Sehr richtig."

Motz: „Wir sind da einer Meinung (ach, er wußte, er war es nicht; er wagte sich aber vor dem großen Herrn, dem Pascha,

nicht mit seiner Ansicht heraus). Aber man wird doch wohl eine Auswahl treffen dürfen — einige auslassen, ich meine, nicht aus Prinzip und in Mißachtung, sondern aus Zeitmangel, auch offengesagt, aus Vorliebe für einen Typ."

„Schade, Motz. Da haben Sie den Punkt, wo wir uns trennen. Ich bestreite, daß man das Recht zu einer Vorliebe hat."

„Herr Wylinski, Sie essen doch auch nicht alles."

„Beinah alles. Sie kennen mich schlecht. Ich hatte Zeiten in meinem langen Leben, wo ich Unmögliches essen mußte. Mein Magen hat es überstanden. Sie suchen immer nach Vorwänden, um zu begründen, daß Sie dies und jenes weibliche Wesen ablehnen. Ich sage Ihnen: jede hat ihren Reiz. Es gehört manchmal Überwindung dazu, um zu diesem Reiz zu gelangen. Aber ich versichere Sie: wie in jedem Menschen der Haß und das himmlische Feuer brennt, so in jeder Frau das Weib."

Das Thema interessierte Motz. Er fühlte sich geschlagen: er konnte nicht antworten. Er meinte unsicher: „Es gibt aber doch eine Grenze: Die Dirne."

Der alte Wylinski wiegte bedenklich den Kopf und paffte in langen Stößen: „Mit diesem Kapitel, mein junger Freund, hab' ich mich schon viel befaßt. Die Sache übers Knie zu brechen und einen Richterspruch zu fällen, ist nicht möglich. Jedenfalls werden Sie, da Sie jung sind, hoffentlich noch Erfahrungen sammeln und sich vor rigorosen Urteilen zurückhalten. Warum sollen Huren eine Grenze bilden? Sie sind, wie Sie wissen, schon nicht scharf von andern Frauen, von Damen, abgrenzbar. Aber warum soll der Umstand, daß eine Geld für ihre Liebe nimmt — weil sie sonst nichts zu verkaufen hat —, sie daran hindern, ihre Liebe gut darzubieten? Darauf kommt es doch an. Wir sind überall, in der Ehe und außer der Ehe, mit Geld beteiligt. Geld spielt bei allen Liebesbeziehungen irgendeine Rolle, mit Ausnahme bei der Backfischliebe —, da ist man elementar, katzenhaft, triebhaft, aber auch dumm, man spürt einen bloßen organischen Reiz und befriedigt ihn. Später verläuft alles im gesellschaftlichen Rahmen, wird geistig, unterhaltend. Man steht sich, auch im unbekleideten Zustand, gesellschaftlich gegenüber. Ich habe Geld, ich mache Geschenke. Selbstverständlich macht das Eindruck, beeinflußt den Menschen und färbt sein Liebesgefühl.

Geld ist ein Machtmittel. Es erhöht mich, wenn ich es ausgebe. Die Frau, die es erhält, freut sich und ist mir verbunden. Ich schenke ihr mit dem Geld Sonne, Licht, Nahrung, Vergnügen. Mein Geld hüllt sie ein. Das entwürdigt sie nicht — im Gegenteil, es ermöglicht ihr, ihr Liebesgefühl zu finden und zu entwickeln."

Motz klagte: „Da muß man das Geld aber schon sehr fließen lassen."

„In der Tat, Sparsamkeit ist der Todfeind der Liebe. Die Frauen hassen mit Recht sparsame Leute. Sparsamkeit ist der Tod jedes echten menschlichen Zusammenlebens."

Motz: „Ich bin Ihrer Meinung, Herr Wylinski. Aber dazu müßte man das Geld doch erst haben."

Da winkte Wylinski groß ab: „Wir stammen alle von dem gleichen Elternpaar, Adam und Eva. Es ist keiner benachteiligt. Wir haben alle Arme und Beine und Augen und Ohren und können uns umsehen, wo das zu holen ist. Die Erde war früher nicht verteilt und ist auch heut noch nicht verteilt. Sie steht meiner unmaßgeblichen Meinung nach noch heute jedem offen. Also nicht mit Klagen kommen."

Motz zeigte einen ehrerbietigen Ausdruck: „Es ist großartig, daß heutzutage Sozialisten so denken."

Wylinski: „Und der bin ich und bleibe ich. Ich war es quasi von Kindesbeinen an und lasse es mir nicht nehmen. Sozialismus ist die Krone, die Blüte einer menschlichen Entwicklung. Er ist kein Geschenk der Natur, im Gegenteil, der Abschluß, das Ziel der menschlichen Herrschaft über die Natur. Nun, diese Herrschaft fliegt einem nicht ins Maul. Sozialimus berechtigt weder zur Dummheit noch zur Faulheit."

Motz: „Ich bin mit dieser Auffassung völlig einverstanden. Ich bin sehr zufrieden. Endlich kann ich ehrlich sagen: ich bin auch Sozialist. Freilich nur theoretisch, verglichen mit Ihnen."

Wylinski: „Sie würden viel mehr leisten und viel mehr Geld erwerben, wenn Sie wüßten, wie gut es ist, Geld zu verdienen und wie wohl es tut und was man damit anfangen kann. Sie werden frei, Sie kommen durch Geld zur Freiheit. Als Sozialist vertrete ich die Befreiung der Menschheit und wünsche daher, daß jeder frei wird. Das ist nur mit Geld möglich, lieber Freund."

Und er wandte sich geradezu zärtlich Motz zu, der neben ihm auf einem Fauteuil in Wylinskis Arbeitszimmer saß.

Ja, Motz war es gelungen, in Wylinskis Arbeitszimmer eingelassen zu werden, und zwar aus demselben Grunde, aus dem ihn einige Jahre vorher Brose-Zenk zum Freund gemacht hatte: wegen Motzens friedlicher Freundlichkeit, wegen seiner grenzenlosen Unbekümmertheit, wegen seiner ohne Wehmut ertragenen Unfähigkeit, sich selbst zu ernähren, wegen der Unschuld, mit der er sich wertvollen und besitzenden Personen als Mitkonsument anbot. . . .

Es wetteiferten immer wieder irgendwelche Herren und Damen in dieser arbeitsamen Periode, für ihn etwas zu tun und ihm abzugeben. Er hatte etwas vom verlorenen Paradies an sich. Der alte Wylinski, diese Biene, die jede Honigpflanze fand, hatte natürlich auch Motz entdeckt. Er meinte zu Motz, und seine Augen waren feucht von irgendeinem Gefühl:

„Was herrschen heißt, vermittels Geld, davon habe ich in der letzten Woche wieder ein Beispiel bekommen, das Sie interessieren wird. Sie kennen doch Antonie, die ehemalige Freundin von Brose-Zenk. Ich nenne sie Mokka."

Motz blickte starr gradeaus. Es war Toni, seine Gefärbte, unverändert seine Geliebte. Denn er liebte nicht en gros, wenn er einmal die richtige gefunden hatte.

„Ich kenne sie", gestand Motz, „aber warum nennen Sie sie Mokka?"

Wylinski: „Geschmackssache. Erstens ist ihre Haarfarbe so."

Motz entsetzt: „Mokka? Seit wann?"

Wylinski milde: „Es ist ihre natürliche Haarfarbe. Für Brose-Zenk hat sie sich, glaube ich, grün oder rot angestrichen."

Motz war außer sich. Er hatte sie drei Tage nicht gesehen: „Und jetzt ist sie braun?"

„Nein, Mokka, ein besonderes Braun, das sie auf meinen Wunsch wieder trägt. Aber nicht darum heißt sie so. Apropos: sie lobt Sie sehr, sie hat Sie öfter bei Brose-Zenk gesehen, aber Sie waren ihr gegenüber immer sehr zugeknöpft. Warum eigentlich? Nicht Ihr Geschmack?"

„Nein, die ist nichts für mich", bestätigte Motz empört und energisch.

„Sehen Sie, wohin Sie mit Ihrem wählerischen Geschmack kommen. Brose hat sie mir bereitwillig zediert, und natürlich, wenn sie will, kann sie zu ihm zurückkehren, mit allem, was ich ihr geschenkt habe. Ich habe sie sofort ihrer vollen Freizügigkeit versichert, und das hat auf sie großen Eindruck gemacht."

„So", knurrte Motz.

„Aber sie bleibt. Ursache: Das Geld und ich. Ich setze mich gar nicht an erste Stelle. Ich weiß: das Geld. Aber es kommt von mir. Und da hat sie sich entfaltet ..."

„Warum Mokka?" fragte Motz, der außer sich über Wylinski war.

„Das kann ich Ihnen im Detail erklären. Jede Frau ist ein Individuum, die Natur äußert sich verschieden in jeder."

Motz hob bettelnd die Hände: „Aber Sie philosophieren. Warum Mokka, frage ich."

„Trinken Sie einen wirklichen Mokka, was jetzt in Berlin, man möchte sagen, nur unter Lebensgefahr möglich ist, so werden Sie es wissen. Sie berauscht nicht, sie hat etwas an sich, das unaufhörlich erregt, eine starke angenehme Bitterkeit."

„Da staune ich", sagte Motz ehrlich.

„Sie haben es nicht bemerkt? Ich sage ja: das Geld befreit den Menschen. Außerdem kann man etwas einem Menschen nicht im Vorübergehen ansehen. Darum muß man ihn eben lieben, viel lieben, wie ich Ihnen schon vorhin sagte. Mokka können Sie gradezu als Probe auf das Exempel ansehen. Auch Brose wird sie so nicht kennen."

„Also eine angenehme starke Bitterkeit?" fragte Motz und notierte sich das Wort im Innern. Sein Inneres war ein einziges Gewitter von Zorn und Drohungen.

Wylinski: „Eine duftende aromatische Bitterkeit. Sie liebt es, gegen fünf, nach Büroschluß, in meinen Privaträumen sich umzuziehen, und dann tritt dieses Geschöpf, das Sie doch gewiß verschlossen, als eine Art Heckenrose kennen, in einer Verfassung, in einer Haltung hier ein — man könnte es raffiniert nennen. Aber ich bin stolz darauf, ich bin glücklich darüber, daß sie solches Raffinement entwickelt. Sie trägt einen kleinen Seidenmantel, einen Abendmantel, darunter ..."

„Nichts", meinte Motz. Er kannte doch seine Toni.

„Nein", korrigierte zu seiner Verwunderung Wylinski, „ich habe ihr allerhand gekauft und das trägt sie, freilich auf bloßem Körper, Perlen um den Hals, einen sehr feinen Silbergürtel mit einer großen bunten Schmuckschnalle um den Leib unter dem Nabel. Den Nabel schminkt sie dunkel, den Leib hat sie völlig rasiert."

„Nicht möglich", stöhnte Motz, „den ganzen Leib?"

„Dann die breiten Strumpfbänder über den Knien, die Nägel an den Zehen rot gefärbt. Und keine Spur Parfüm. Das ist zum erstenmal in Berlin, daß ich eine treffe ohne Parfüm. Ich weiß nicht, wie sie darauf kommt. Es ist genial."

Motz durfte nicht sagen, daß er ihr Parfüms, mit denen sie nicht umzugehen wußte, verboten hatte. Er hatte jetzt genug von „Mokka". Er schützte Kopfschmerzen vor und ging.

Auf der Straße spuckte er lange vor sich, man konnte seine Spur verfolgen, es war ihm wirklich übel. „Mokka, Mokka!" stöhnte er. „Jetzt kann ich auch keinen Kaffee mehr trinken."

Fährmänner über den Totenfluß

Dieses „großen alten" Wylinski Devise war: „Leben und leben lassen." Er hatte sie einem ganzen Stamm von Wylinskis, die neben ihm aufschossen, vererbt. Zu welcher Pflanzen- oder Tierart dieser Stamm einschließlich seinem Schöpfer gehörte, darüber hatten Freunde, Kriminalisten und Staatsanwälte verschiedene Auffassung.

Alle Wylinskis zeichneten sich durch Beziehungen aus, Beziehungen zu wichtigen, hohen und höchsten Personen. Sie besaßen ferner alle Büros, Wohnungen und Freunde, Geliebte, mehrere Autos und viel Geld. Sie verfügten über Fürstenschlösser, Pulvermühlen, Kanonenfabriken, Bergwerke, bis herunter zu kleinen Landhäusern und Lebensmitteln. Alles floß ihnen zu. Es floß aber eigentlich nur durch sie und rauschte an ihnen vorbei. Es war die Funktion der Wylinskis, ein mächtiges Triebwerk in Bewegung zu setzen, eine Umwandlung aller Werte vorzunehmen.

Und wie sich bei der feurigen Umwandlung von Kohle in

Asche nur ein Teil der Hitze wirklichen Brennstoff liefert, der andere Teil nutzlos in den leeren Raum verstrahlt, so geschah es bei der milderen Umwandlung der Werte. Wer besaß und mit Schloß, Haus, Fabrik, Bergwerk in das Triebwerk geriet, der — verlor. Nur daß das Verlorene dann nicht in den leeren Raum strahlte, sondern in die Taschen der Wylinskis fiel.

Der Wylinskis gab es viele, naturgemäß. Denn wie in Kriegszeiten für den Hades, die Unterwelt, nicht ein einzelner Fährmann Charon genügen kann, um die Massen der Ankömmlinge über den stillen Fluß zu leiten und der Totengott ganze Scharen von Ruderern für ihren Transport benötigt (es ist die Flucht aus der wahnsinnig gewordenen Oberwelt), so reichte für die Nachkriegszeit auf der verwüsteten Erde auch nicht ein einzelner Wylinski aus, um den Besitz in ein neues Dasein zu führen.

Und sie leiteten den fließenden und hinschmelzenden Besitz. Sie regelten seine Umwandlung. Sie beschleunigten sie.

Sie plünderten bei der Überfahrt ihre Passagiere aus und bereicherten sich. Und aus dem Jammer der einen entstand (greuliche Umwandlung der Kraft) das Vergnügen der andern.

Einer von dieser Sorte, einer der bis zum Bersten anschwellenden Schar der Mistkäfer, war der unscheinbare Finsterl.

Er war als junger Mann und Lehrling im Schatten Wylinskis aufgewachsen, und man konnte sich schwer ein stilleres und bescheideneres Geschöpf vorstellen, untertänig, zuverlässig und korrekt. An ihm war nichts von der Brutalität und gargantuahaften Lebenslust des Meisters.

Finsterl schlich auf weichen Sohlen. Er war unglaublich aufmerksam. Dieser immer rege und um andere bemühte Herr war so unscheinbar, daß er überall übersehen wurde. Er erzählte selber öfter, ganz ohne Bitterkeit, daß er sich ruhig in ein Restaurant oder zum Barbier begeben und da so lange bequem sitzen könne, wie er wolle, ohne daß einer einen Blick auf ihn werfe. Er hielt es für einen Vorteil. Wenn er im Lokal etwas bestellte, so vergaß es der Kellner bestimmt, nicht aus Widerwillen gegen Finsterl, sondern einfach weil sich Finsterl nicht einprägte. Er sah unfaßbar durchschnittlich aus, mit vollen blassen Wangen, freundlichen achtungsvollen Augen, von denen

sich alle ohne Interesse abwandten. Er warf zweifellos auch keinen Schatten. Essen und trinken haben ihn wenige gesehen. Wenn er es tat, so bestimmt nur, um das notwendigste physische Leben nicht verwelken zu lassen.

Dieser Finsterl, dieser Schatten Wylinskis, richtete sich in mehreren deutschen Großstädten Büros und daneben noch Wohnungen ein, um „Gäste zu empfangen". In Berlin bezog er Ende November die dritte leere Etage des uns bekannten vornehmen Hauses in der Fasanenstraße, das im ersten Stock über eine geheime militärische Sammel- und Werbestelle, im zweiten über einen Spielklub verfügte, und nun durch Finsterl die Krönung erfuhr. Die Hausdame des Klubs, in dem wir Brose-Zenk und manche Politiker ein- und ausgehen sahen, erkannte in ihm augenblicklich einen zuverlässigen Mann. Sie verstand, was ihn reizte, sich grade in ihrem Haus niederzulassen: er konnte Herrschaften, die er im zweiten Stock beim Spiel kennengelernt hatte, eine Etage höher geleiten, sie, wenn sie es wünschten, auch über Nacht behalten, mit ihnen frühstücken und ihnen sonst wohltun.

Wir sehen am Abend des 2. Dezember drei ruhige Herren langsam die Fasanenstraße heraufkommen, die Stufen zur Tür emporsteigen und das Haus betreten. Das Fenster der Portierloge öffnet sich, sie blicken nicht hin. Aber auch der, der öffnet, blickt nicht hin. Denn es ist der kriegsblinde Portier, der nun ihre Schritte mit seinem feinen Gehör verfolgt. Er erkennt sie als drei und als ernste Herren. Von der zweiten Etage ab werden die Schritte unhörbar. Er wartet, ob da eine Klingel anschlägt. Als nichts erfolgt, biegt er den Kopf gespannt vor. Man räuspert sich oben, es klingelt, es ist der dritte Stock. Wie oben die Tür klappt, schließt der Kriegsblinde sein Fenster und sagt zu der Frau, die im Bett im Liegen strickt: „Drei Mann zu Finsterl." Ein militärischer Rapport.

Die große Wohnung in der dritten Etage war von Finsterl hochherrschaftlich ausgestattet worden mit Teppichen, Bildern und Möbeln aus einem von ihm erworbenen märkischen Schloß.

Im Jagdzimmer saßen bei Bier, bedient von einem kräftigen bayrischen Burschen in einer kurzen Bauernjacke mit grünen Wickelgamaschen, die drei ernsten Herren, die wir haben kom-

men sehen. Das Spiel hat einen Stock tiefer schon begonnen: hier trank man nur. Man erhob sich und ließ sich von dem Burschen durch die kostbaren Räume führen und plauderte von dem früheren Besitzer des versteigerten Schlosses.

Einer der Herren, mit einem großen blonden Vollbart, eine gebückte schwere Erscheinung, zeigte sich perplex von dem, was er sah. Er war ein Sägewerkbesitzer, ein jovialer Mensch, der aus Neugierde heraufgekommen war (ebenso wie sein Freund, der Brauer). Sie waren verlockt durch den Hinweis ihres Führers, eines Geschäftsfreundes von Finsterl: Finsterl könnte ihnen unter Umständen wichtige „Tips" geben.

Nach dem Rundgang saßen sie und verarbeiteten ihren Eindruck. Der vollbärtige Sägewerkbesitzer lächelte verzweifelt: „Ich kenne diesen Finsterl seit vier Jahren. Großartig, was er geschafft hat. Alle Achtung, Herrschaften. Es ist mir in die Knochen gefahren."

Man lachte. Diese Wirkung wäre nicht beabsichtigt gewesen.

Der vollbärtige Herr: „Wer weiß."

Der breitschultrige Brauer gegenüber: „Sie fürchten die Sense auch für sich? Da war es also nicht falsch, Sie einmal in die Leichenkammer zu führen. Ja, hier werden wir beigesetzt, Freundchen. Hier trinken wir wehmütig ein Glas und noch ein Glas Pilsener — auf das Wohl unseres Nachfolgers."

„Bei mir ist nicht viel zu erben. Solche Möbel schon gar nicht. Wir haben uns grade neu, aber ziemlich billig eingerichtet."

„Werden wir hoffentlich auch bald besichtigen."

Der mit dem wallenden Bart machte eine ablehnende Bewegung mit seinem langen Arm: „Alles normaler Verdienst. Plötzlich hat man zu viel Geld, und es ist einem nicht wohl dabei. Meine Frau sagte: ‚Kriegsgewinne, bloß 'raus damit!' Ihr Bruder ist gefallen."

„Und nun kaufen Sie Möbel?"

„Sie gibt der Heilsarmee. Außerdem, was soll man mit dem vielen sogenannten Geld anfangen?"

Der Dritte, ein Lederfabrikant, machte einen erschöpften Eindruck. Er trank viel und schenkte sich noch zwischen dem Bier aus einer Kümmelflasche ein, die er vor sich gestellt hatte. Bei jedem Gläschen sagte er völlig unbegründet mit einer kleinen

Verbeugung: „Pardon." Der griff jetzt in die Unterhaltung ein: „Sie sollten mich beteiligen. Ich liiere mich mit jedem, der Glück hat (dieser Herr spielte, wie sie wußten, hier im Hause und ruinierte sich). Vielleicht verschaffen Sie mir die Ehre der Bekanntschaft Ihrer Frau Gemahln. Sie kann ein wohltätiges Werk an mir üben."

„Nicht spielen", knurrte der Brauer. „Du setzst zu hoch."

„Was heißt beim Spiel hoch oder niedrig. Man gewinnt oder verliert. Wenn man das nicht will, soll man erst gar nicht anfangen."

Er nahm wieder einen Schluck, aber der Brauer zog die Flasche weg: „Selbstmord in offener Versammlung ist unschicklich. — Du hast einen guten Riecher, dich an Finsterl zu halten. Die geheime Sympathie des Verbrechers für seinen Henker."

Der Blasse: „Heutzutage, wo alles kracht, ist es wie in der Natur. Mit den jungen Pflanzen und grünen Blättern kommen auch gleich die Würmer und Käfer, die sie auffressen werden. Was zu üppig wächst, wird abgefressen."

Der Brauer knurrte ihm zu: „Und was nicht üppig ist, wächst auch. Warum legst du dich nicht auf Stiefel? Stiefel tragen die Leute auch in der Republik."

Der Blasse stand auf und ging hin und her (es konnte sein, daß es die entfernte Kognakflasche betraf): „Alles sinnlos, blödsinnig, was sie treiben. Ich habe zweihundert Arbeiter, bis vor einem Monat das Doppelte, und dann noch Hilfspersonal und die Angestellten. Ich kenne meine Leute, vom ältesten Werkmeister bis zum jüngsten Stift. Du redest vom Spiel. Ich halte meine Fabrik in Ordnung. Eine schwache Seite hat schließlich jeder. Aber was ist das mit dieser Revolution? Ein ausgemachter Schwindel. Nicht zu lachen, Herrschaften, meine volle Überzeugung. Kein Sechser Wahrheit an der ganzen Sache. Der Krieg wäre auch so zu Ende gegangen. Darum brauchte sich keiner zu bemühen. Damit hat uns Ludendorff schon genug 'reingelegt. Also wozu Revolution? Wenn man einen Arbeiter danach fragt, quatscht er Phrasen und weiß auch nichts. Da gibt's welche, die haben mir in der Fabrik, wenn sie mit Kollegen zusammenstanden, kolossale Reden gehalten, wie auswendig gelernt, und taten so, als ob sie mich gleich auffressen wollten. Und wenn du die ein-

zeln auf der Straße triffst mit Frau und Jöhre, dann sollst du mal sehen, wie vernünftig das ist."

Der Langbärtige, der Sägewerkbesitzer, nickte: „Mir keine Neuigkeit. Propaganda."

Der Blasse setzte sich überraschend in die Nähe der Flasche und schenkte sich ungeniert ein: „Pardon."

Sein Freund, der Brauer: „Also das ist das letzte Glas. — Und welche Schlüsse ziehst du daraus?"

Der blasse Lederfabrikant streckte sich: „Daß es keine Revolution ist. Wir haben auf der Schule gelernt, die Französische Revolution 1789 fing an mit dem dritten Stand, die beiden andern Stände hatten abgewirtschaftet, und alles war von oben bis unten bankrott. So sieht eine richtige Revolution aus. Davon ist heute keine Rede. Und zwar nach eigener Auffassung der Arbeiter. Unser Arbeiter will Aufstieg, einen gesetzlichen Schutz, allgemeines, geheimes und gleiches Wahlrecht. Und sonst will er nichts. Das sind Reformen, die man ihm längst hätte gewähren sollen. Wem tut denn das weh?"

Der Brauer betrachtete ihn aufmerksam von der Seite: „Du hast Ärger in der Fabrik gehabt?"

Der Lederfabrikant hatte tiefliegende Augen, es ging mit ihm auf und ab, jetzt sah er wieder kränklich und verfallen aus: „Nichts Neues. Wie handhabst du das mit den Arbeiterräten?"

Der Brauer: „Wir haben friedliche Leute, die uns unterstützen. Wir lassen ihnen was zukommen für ihre Mühewaltung."

„Sie nehmen?"

„Selbstverständlich. Keine Arbeit ohne Lohn."

Der Lederfabrikant sann nach: „Dann hast du ein anderes Kaliber von Leuten als ich. Bei mir ist das ganze Haus ruhig. Bloß die vier, die sie gewählt haben, krakeelen. Ich kann sie nicht ausstehn."

„Du hast ihnen noch nichts angeboten?"

„Schmiergelder? Daran hab' ich nicht gedacht."

Der Brauer lachte laut auf. Auch der Vollbärtige lachte.

Der Brauer: „Du schwebst im Himmel, lieber Max."

Teilnahmsvoll meinte der Vollbärtige: „Sie sollten sich nicht ärgern. Die Leute sind nicht so schlimm. Sie müssen einzeln mit ihnen reden. Vielleicht sind die Familienverhältnisse schlecht.

Erkundigen Sie sich danach. Natürlich ist es unsympathisch. Aber es ist doch nicht das schlimmste."

Finsterl, den man erwartete, kam nicht. Der Blasse wurde unruhig. Er sah nach der Uhr. Der Brauer hielt ihn am Arm: „Betrachten Sie den Mann. Er ist wie ein Pferd, das in den Stall will und den Hafer riecht. Dabei will er nichts fressen, sondern spielen und sein Geld los werden."

„Ich spiele nicht, Max, ich habe eine Verabredung."

„Mit der Göttin des Spiels, ich weiß."

„Mit einem gewissen Brose-Zenk und andern."

Der Brauer lachte hell auf: „Den kennst du auch? Brose-Zenk? Mir wurde er als Schröder vorgestellt. Später ist ihm das aus der Erinnerung gekommen."

„Schröder ist die Firma, die er übernommen hat."

Der Brauer: „Vom Himmel hoch, da kommt sie her. Mein alter Freund, auf welchen Wegen treff' ich dich? Willst du vielleicht auch an fremden Bäumen schütteln? Dafür bist du nicht begabt genug. Sonst hätten wir dir das mit den Arbeiterräten nicht flüstern müssen."

Der Blasse war verwirrt, er blieb unruhig, der Brauer ließ ihn nicht: „Heute bleiben wir zusammen, im Schlosse des hochseligen Grafen von X Y."

So saßen die drei Herren in der herrlichen Wohnung Finsterls und unterhielten sich.

Als sie aufbrachen, stand neben dem Diener in der Bayerntracht noch ein unbedeutender Mann, der Verbeugungen machte und ihnen in den Mantel hineinhalf. Er zupfte ihnen die Jacke zurecht. Der blasse Lederfabrikant war gerade im Nebenraum verschwunden. Als er wiederkam und die Herren sich schon die Tür offnen ließen, gab es eine herzliche Begrüßung zwischen dem dienstfertigen Mann und dem Lederfabrikanten. Es war Finsterl, der schon einige Zeit da war und die Herren nicht stören wollte. Er bat sie, doch zu bleiben, er wolle sie um Gottes willen nicht vertreiben. Er flüsterte mit dem Lederfabrikanten und drückte allen an der Tür geradezu dankbar die Hand. Sie nahmen einen vorteilhaften Eindruck von ihm mit.

Sie waren aber ermüdet vom Tag und ließen ihre Gedanken und Wünsche mehr traumartig lose laufen. So schritten sie durch

die Nacht nach Hause. Der Vollbärtige erwischte noch vor dem Kaiserdamm ein leeres Auto, und da saß er drin. Es war nun nicht mehr leer, wie er bemerkte. Er dachte plötzlich nicht mehr an den Prunk, den er gesehen hatte, sondern daß er nach Hause schaukelte. Er schob sich den schwarzen Hut ins Gesicht, um nicht von dem vorüberhuschenden Laternenschein getroffen zu werden. Er dachte überhaupt nicht mehr. Er hatte heute schon genug gedacht. Er konnte die Welt sich selbst überlassen. Er schnarchte. Der Chauffeur wird ihn aufwecken.

Der Brauereidirektor glaubte einer Christenpflicht genügen zu müssen, indem er seinen Freund, den nervösen Lederfabrikanten, den Freund Finsterls, ein Stück Weges begleitete. Er tat das so lange, bis auch für ihn ein leeres Auto auftauchte. Da sanken seine moralischen Bedenken. Er fragte zum Schein seinen Freund, ob er ihn eine Strecke im Wagen mitnehmen dürfe. Aber er lehnte erfreulicherweise ab. Und so sank auch der Brauer auf das Polster eines Autos, streckte die Beine von sich. Und es war auch für ihn die Nacht gekommen, das große, sich schließende Dunkel, der warme Beutel des Känguruhs.

Wie ein junger Hund aber, der sich von der Leine losgerissen hat, so lief der blasse Lederfabrikant davon, den ganzen Weg zurück, den ihn sein Freund so sorgsam geführt hatte. Seine Erregung wuchs, je mehr er sich seinem Ziele, dem Ausgangspunkt, dem großen vornehmen Haus in der Fasanenstraße näherte. Zuletzt zitterte er und war auf den steinernen Treppenstufen drauf und dran zu stürzen.

Es klingelte. Der Kriegsblinde öffnete. Verblüfft hörte er jemand an sich vorbeistürmen. Die Treppe herauf.

„Wo geht's hin?" Dritter Stock.

Der hat's aber eilig. Die können nicht rasch genug ihr Geld verlieren.

Generale, Stadtkommandanten, Volksbeauftragte, Kriegsschütteler ziehen vorbei. Sie reimen sich wirklich nicht. Nachher kommen noch sechs und kleben Plakate an.

Die Generale wollen Berlin übertrumpeln

Das Generalhauptquartier nahm den Handschuh, den der Emser Soldatenrat hingeworfen hatte, auf.

Der alte Hindenburg vertrat mit immer größerem Nachdruck seinen Standpunkt, daß die Oberste Heeresleitung die einzige legitime Gewalt in Deutschland darstelle, welche vom Kaiser auf ihn, Hindenburg, und nicht auf Ebert übergegangen sei.

Im Gespräch mit Schleicher schloß sich Gröner dieser Auffassung an, hielt es aber, der faktischen Machtverhältnisse wegen, für besser, sich weiter Eberts zu bedienen.

Als Schleicher es wie immer mit der Zweideutigkeit Eberts zu tun hatte, meinte Gröner:

„Zweideutig sind wir auch, lieber von Schleicher. Gott, was täte ich, wenn ich in der Haut dieses Ebert steckte und hätte einen zusammenschmelzenden Haufen wie uns vor mir. Eigentlich könnte der Mann alles, faktisch alles, wenn er ein bißchen klug wäre. Er könnte die Hand auf alle Waffenlager legen und alles, was von brauchbaren Leuten von uns abfällt, in seine Kaders stecken."

Schleicher: „Wer sollte das machen?"

Gröner: „Da haben Sie die richtige Frage gestellt. Man bekommt ordentlich förmlich posthum eine ungeheure Hochachtung vor dem Reich. Es findet sich, von einigen Verrückten abgesehen, kein höherer Offizier, kein einziger, der ehrlich auf Eberts Seite tritt."

Schleicher: „Ich freue mich darüber."

Gröner: „Aber ich auch."

Schleicher: „Also dann stimmt es doch nicht mit dem zusammenschmelzenden Haufen."

Gröner seufzte: „Wir schmelzen nicht, Sie nicht und ich nicht.

Aber die Mannschaft, teurer Schleicher. In Lehrbüchern steht, und im Krieg haben wir die Erfahrung gemacht: Offiziere brauchen Soldaten. Wie wollen Sie diesem Übel abhelfen? Wir teilen uns die Welt: wir haben die Offiziere und sie die Mannschaft."

Man beschloß, den Stier bei den Hörnern zu packen. Ab 5. Dezember werden sich Divisionen von Osten, Westen und Süden auf Berlin zu bewegen, sich unauffällig in der Stadt einfiltrieren und ab 18. die Entwaffnung der Zivilisten vornehmen. Zugleich beginnt, als Gegengewicht gegen die Demokratisierung, die Aufstellung von Freiwilligenkorps.

Es entstand wiederum die Frage, wie sich Ebert dazu stellen werde. Gröner war voll Vertrauen: „Ebert will ein stolzes, patriotisches Offizierkorps, er trauert ehrlich über die deutsche Niederlage, der Mann ist durch das Blut seiner beiden Söhne an unsere Sache gebunden. Er ist gegen die Revolution."

Schleicher dachte angestrengt nach und erklärte: „Es ist richtig, daß er gegen die Revolution ist. Aber wenn wir zur Tat übergehen, wird er erkennen, was Exzellenz sagte: daß wir uns seiner als „zivilen Hebels" bedienen. Das wird er nicht mitmachen. Er wird es, auch vor seinen eigenen Parteigenossen, nicht wagen, uns gegen die Revolution einzusetzen."

Gröner: „Bitte weiter."

„Ich bin unverändert und völlig gegen seine Beteiligung."

Scharf schüttelte Gröner den Kopf: „Also ihn niederwerfen? Der kaiserliche Plan vom 7. und 8. November? Kommt nicht in Frage. Sie denken zu innerpolitisch. Die Entente wünscht uns nicht, und wir sind in der Tat unfähig, mit ihr zu verhandeln. Ich lehne auch strikte ab, in dem Zustand, in dem wir uns befinden, mit dem Feind zu verhandeln. Stellt sich Ebert vor uns, so haben wir nur Grund, ihm zu danken. Nein, lieber Schleicher, lieber verhandle ich mit Ebert und unterordne mich ihm, der mich doch achtet, als mit der Entente, die keinen Dreck tief genug findet, um das deutsche Militär hindurchzuziehen. Unsere Parole", setzte Gröner, der sich erregt hatte, nach einer Weile hinzu, „unsere Parole ist: handeln, aber alles vermeiden, was nach eigenem Handeln aussieht."

Harbou: „Wie denken Exzellenz über Wilson?"

„Mein Lieber! Wodurch habe ich das verdient? Was geht uns dieser Wandschirm an? Wir nehmen dem Feind soviel wir können, die Legitimation weg, hart mit uns zu verfahren. Ich wünsche übrigens nicht, vor der deutschen Geschichte als der Mann zu stehen, der seine Standesinteressen auch nicht einen einzigen Augenblick verleugnen konnte und auch dann nicht, als es Deutschland verlangte."

Von Harbou machte sich Notizen: „Es werden also Direktiven den Armeeoberkommandos gegeben werden?

Gröner: „Sie sind noch zu formulieren."

Schleicher tritt an den General heran: „Ich darf mir eine Bemerkung erlauben. Unsere Beschlüsse nimmt Ebert nicht an, von Harbou macht seine Reise umsonst. Aber einen Effekt hat die Reise: unsere Dispositionen werden verraten."

Gröner zündet sich eine Zigarre an: „Wer nicht wagt, der nicht gewinnt. Als wir 1914 in Lothringen gesiegt hatten, waren die Franzosen unter Joffre imstande, sogar ihren Rückzug, der schon eine Flucht war, zu einer Falle für uns umzubauen und zu einer Offensive überzugehen, die der Anfang von unserm Schlamassel werden sollte."

„Welche Falle meinen Exzellenz jetzt?"

„Im Beginn des Rückzugs wußten die Franzosen auch nicht, daß sie daraus eine Falle für Kluck machen konnten. Sie taten das Notwendige und paßten scharf auf."

Von Harbou bekommt den Auftrag zu fahren.

Am nächsten Morgen in Berlin sieht er Ebert so erschreckt, wie sie in Wilhelmshöhe erwartet haben. Ja, am Schluß der Unterhaltung, bei der Ebert immer wieder betont, er wolle Blutvergießen um alles in der Welt vermeiden, wird er gegen Harbou kurz und abweisend.

Der Major nimmt einen schlechten Eindruck von der Unterredung mit. Ebert scheint sich von Kassel bedrängt zu fühlen und mit Gedanken zu spielen, die er nicht ausspricht.

Nach einem kurzen telephonischen Bericht wird Harbou nach Kassel zurückbeordert.

In Ebert kocht es, als der verbindliche und gewandte Major ihn verließ. Gleich nach Harbou schaute Scheidemann herein. Ebert sagte mürrisch: „Ems hat die im Hauptquartier beleidigt."

„Die sollten sich doch nicht wegen Barth aufregen", lächelte Scheidemann. Er reizte Ebert: „Aber sie regen sich auf, und zwar mit Recht. Denn schließlich sitzt er in der Regierung und man sieht, was mit dieser Regierung los ist. Harbou war hier und verlangt von uns Taten."

Jetzt ließ Scheidemann sein Lächeln: „Das mußt du mir erklären."

Das gefiel Ebert schon besser. Also hatte Scheidemann Angst, der Herr, der so mutig am 9. November die Republik ausgerufen hatte:

„Da ist nichts zu erklären. Wir sollen die Emser Forderungen zurückweisen. Wir sollen eingreifen. Sie wollen es sich nicht mehr gefallen lassen. Das Frontheer rückt an. Sie bestehen darauf, daß etwas geschieht."

„Stellen die Bedingungen?"

„Soweit sind sie nicht. Sie sind gereizt. Es ist schon richtig: wenn es so weiter geht, verlieren wir den Boden unter den Füßen. Das Hetzen muß aufhören."

„Das Streiken auch."

„Also."

Der korpulente Mann schnaufte. Seine Augen, die hervortraten, glotzten furchterregend. Scheidemann fand, der Mann, sein Freund, sah entsetzlich aus.

Ebert: „Und inzwischen schlafen wir, jawohl, wir schlafen. Was tun wir denn? Warum muß ich mir das von Kassel sagen lassen? An wessen Seite stehen die Bürgerwehren? Wer bezahlt sie?"

„Wir haben die Schutztruppe im Reichstag."

Ebert: „Schenk' ich dir. Auch die republikanische Soldatenwehr. Zusammengelaufene Leute, die gegen reguläre Truppen nichts ausrichten können."

Scheidemann: „Ja, mehr haben wir im Augenblick nicht. Ist denn etwas zu befürchten?"

„Sie werden uns vor vollendete Tatsachen stellen. Und wann, kannst du dir an den fünf Fingern abzählen. Bevor die Truppen sich auflösen. Vielleicht reservieren sie sich schon jetzt ein paar Divisionen, auf die sie rechnen können."

Scheidemann: „Das halte ich für möglich. Das werden sie wollen. Das Telegramm, das ich dir zeigte, war schon deutlich. Also die Herren geben es jetzt zu. Dann machen wir eine Schwenkung. Dann schenken wir den Unabhängigen reinen Wein ein."

Ebert: „Unmöglich." (Der Mann ist verrückt.)

Eberts Kaumuskeln arbeiteten. Er trommelte mit seinem Bleistift auf die Tischkante: „Du denkst an eine Finte, ein Täuschungsmanöver. Ist mir nicht sympathisch. Ich übersehe die Konsequenzen nicht."

Scheidemann: „Wir geben uns damit nicht in ihre Hände."

Ebert schnalzte und warf den Bleistift hin: „Du hast immer eine Neigung, zu paktieren. Sie warten bloß darauf, uns zu zertreten." Er ballte die Fäuste: „Stark müssen wir sein. Vor uns muß man sich fürchten. Ich hab' den Harbou abgewiesen. Blutvergießen will ich nicht, wir sind danach am nächsten Tag erledigt. Übergeben wir den Unabhängigen das Steuer, sind wir auch verloren. Was ich will (er redete gegen eine unsichtbare Seite, aber Scheidemann horchte auf, er verstand, was sein Freund sagte), ist, daß das Heer sich ohne Widerstreben auflöst und daß sie in Kassel stillhalten. Das ist alles, und das kann ich verlangen. Dafür haben wir sie geschützt und sorgen dafür, daß das Volk sie nicht massakriert."

Scheidemann leise: „Aber du siehst doch, was sie wollen."

Ebert: „Gibt man dem Teufel den kleinen Finger, will er die ganze Hand. Die Offiziere sollen mithelfen. Aber sie sollen nicht damit kommen, die Monarchie wieder aufzurichten."

Ebert hielt den Kopf aufgestützt und dachte nach. Mit einer veränderten sachlichen Stimme bemerkte er, nach einem Griff zwischen seine Papiere: „Kümmere dich darum, daß von unserer Seite etwas geschieht. Wels ist Stadtkommandant. Ein schöner Titel. Was tut er? Hier liegen Ergebenheitsschreiben, Kundgebungen. Wer ist der Aktionsausschuß für die Großbetriebe? Vertrauenskundgebung des Garde-Reserve-Infanterieregiments 93, Gardeschützen, Gardetrain, 2. Gardeulanen, Regiment Franz

und so weiter. Wer sind die? Da hat Liebknecht gearbeitet, und sie protestieren gegen ihn."

„Wieviel sind es? Was sind es für Leute? Sie schreiben. Man soll sich um sie kümmern. Warum erfolgt nichts von ihnen? Schlafmützen unsere Leute. ‚Bund aktiver Unteroffiziere' klingt vertrauenerweckend."

Scheidemann: „Man muß sich drum kümmern."

Ebert: „Dalli, lieber Freund."

Als Scheidemann gegangen war, starrte Ebert, den Kopf aufgestützt, zur Tür: „Da geht er und wird sich kümmern. Der weiß genau, was er uns eingebrockt hat. Die Republik ausrufen, und ich habe mein Wort dafür gegeben, daß nichts gegen die Monarchie geschieht, und wir hatten die Möglichkeit friedlich mit denselben Offizieren zu arbeiten, die uns jetzt das Messer an die Kehle setzen. Aber er, Philipp Scheidemann, muß den Oberschlauen spielen, obwohl wir es zehnmal besprochen haben, und muß ans Fenster rennen und die Republik ausrufen, um dem Hampelmann Karl Liebknecht zuvorzukommen. Wettrennen mit Spartakus, Philipp Scheidemann."

Und er schlug sich gegen die Stirn: Dieselbe Monarchie, die wir bequem und nach unserem Geschmack hätten haben können, werden sie uns so eines Tages mit Feuer und Schwert aufzwingen. Denn sie kennen kein Erbarmen. Und da möchte ich sehen, was noch von uns, von der ganzen Arbeiterschaft und der Sozialdemokratie — vom Spartakus nicht zu reden — übrigbleibt.

Er brütete. Und aus einem andern Winkel seines Innern kam: Letzten Endes kann man es ihnen nicht übelnehmen, daß ihnen die Geschichte nicht paßt und daß sie den Saustall hier nicht ansehen wollen. Denn was haben sie verbrochen? Liebknechts blöde Kriegslieder über Soldatenmißhandlungen. Dem Burschen wünschte ich, er sollte seine deutsche Sozialrepublik mit einem richtigen Heer kriegen, und dann sollte er in eine Kaserne gehen, ob sich da seine Unteroffiziere Glacéhandschuhe anziehen. Aber der ist so blöd, daß er noch nicht mal merkt, was in seinem geliebten Rußland vorgeht.

Darauf sprach er mit dem Stadtkommandanten Wels, seinem Parteigenossen, einem biederen Mann, der wie gerufen kam, um

ihm von Schwierigkeiten bei der Volksmarinedivision im Schloß zu erzählen. Ebert nickte uninteressiert.

Als Wels aber im selben Ton weiter sprechen wollte, unterbrach er ihn und ließ sein Mißtrauen und seinen Groll vernehmen: „Dein Posten ist von größter Bedeutung, das weißt du. Unsere Existenz hängt von dir ab. Ich kann eines Tages gezwungen werden, zu Hindenburg zu gehen und Konkurs anzumelden, weil wir es ohne ihn nicht schaffen können, und er soll uns seine Soldaten schicken. Schöne Sache das, wie?"

Wels, konsterniert, stammelte: „Was ist denn vorgefallen? Mir ist nichts zu Ohren gekommen."

Ebert betrachtete ihn böse. Wie gut, daß ich mich auf den nicht verlasse: „Wenn die Truppen einmarschieren, wenn die Garde in Charlottenburg steht, wie denkst du dann Widerstand zu leisten? Wieviel Mann hast du überhaupt?"

„Die Garde soll kommen?"

„Ja. Ein andermal vielleicht auch Spartakus. Gegen wen kannst du dich denn behaupten? Hast du keinen Moment Furcht? Zum mindesten sollst du doch wegen der Spartakisten Furcht haben. Schon die können uns in die Tasche stecken."

Wels noch immer fassungslos: „Aber ich weiß von nichts."

Ebert räusperte sich: „Das ist schlimm. Also daß das Frontheer anmarschiert, ist dir bekannt. Daß die Offiziere uns nicht grün sind, auch. Daß die Soldatenräte in Ems die hanebüchene Unverschämtheit besessen haben und die Dummheit, die Offiziere zu reizen, weißt du. Was soll also geschehen, wenn Gröner droht? Wie willst du Widerstand leisten?" Er beugte sich vor und hielt sich noch die Hand vor den Mund: „Siehst du nicht, daß unsere ganze Herrlichkeit auf Sand aufgebaut ist? Kassel braucht nur eine Bewegung zu machen, und wir sind von der Bildfläche verschwunden. Die Generale halten sich bloß zurück wegen der Alliierten. Aber reize sie ein bißchen, dann schlagen sie. Und was haben wir ihnen entgegenzustellen?"

Wels: „Da möchte ich aber doch widersprechen. Da siehst du zu grau. Sie haben das ganze Volk gegen sich."

„Ihr kommt alle nicht aus dem Zahlabend heraus. Wieviel Soldaten, frage ich? Zum Lachen. Die meisten stehen bei Liebknecht."

Wels: „Das hört bald auf."

Ebert, ohne auf ihn zu hören: „Schlitten können sie mit uns fahren."

Wels war der Atem genommen, er begriff nichts, hilflos meinte er: „Alles, was für Ruhe und Ordnung ist, geht mit uns."

Ebert: „Ach was."

Pause.

Wels: „Also was soll ich machen?"

„Du bist Stadtkommandant. Sieh zu, daß sie das Maul halten. Versalze ihnen die Suppe. Die Frechheiten in Ems hätten nicht vorkommen dürfen."

„Das war Barth, der bei dir sitzt."

„Barth rechnet auf die Matrosen hier und das ganze Gesindel, das uns ins Unglück bringt. Weißt du, wenn das Große Hauptquartier sich eine Methode hätte ausdenken sollen, um wieder ans Ruder zu kommen, dann hätten sie die Spartakisten erfinden müssen."

Wels: „Ganz meine Meinung. Dann werden wir schärfer zugreifen." Er hob schlaff die Schultern: „Leider haben wir wirklich nur wenig Leute."

Ebert schnaubte höhnisch: „Das ganze Volk steht hinter uns, und leider haben wir nur wenig Leute."

Wels ging sorgenvoll.

Darauf studierte Ebert Zeitungsausschnitte. Sie besänftigten ihn. Der „Miesbacher Anzeiger" behauptete, Kurt Eisner hieße eigentlich Salomon Kusnowsky. Die andern Zeitungen meldeten, das sei unrichtig; er sei vielmehr der Sohn des Inhabers eines Militäreffektengeschäfts namens Emanuel Eisner (fröhlich knurrte der Volksbeauftragte vor sich, Militäreffektengeschäft, der Vater bekleidet die Soldaten und der Sohn wird Pazifist). Eisner, heißt es weiter, besuchte in Berlin das Gymnasium, widmete sich der Germanistik, um sich dann der journalistischen Laufbahn zuzuwenden usw. Da hast du den Salat, Genosse Eisner, Antisemitismus. Mach nur so weiter.

Und er kritzelte Notizen zu einer Rede für die Wahlen zur Nationalversammlung: „Warnung vor dem Rückfall in Kleinstaaterei — Sozialismus? Sozialismus gewiß, dem war unser ganzes Leben geweiht, aber Sozialismus ist nicht Selbstzweck,

sondern Mittel. Jedenfalls schließt er Willkürakte und Terror aus. Sozialismus ist Ordnung auf höchster Basis. Gott, ist das langweilig, vor einem Monat hätte ich das nicht in den Mund genommen.

Er wechselte ein paar Worte mit dem alten Genossen, der aus dem Vorzimmer hereintrat und stumm Akten und Zeitungen ordnete: „Da haben wir uns was Schönes eingebrockt mit dem Sozialismus, Gustav. Wir haben geredet und dachten, man redet zu vernünftigen Leuten. Haben die geglaubt, der Sozialismus fällt vom Himmel? Na, also. Und jetzt kommen sie und schreien: Her mit dem Sozialismus. Guck nach, Gustav, hier hab' ich den Sozialismus in meiner Schublade."

Er zog ein paar Schubladen auf: „Kannst sehen, Gustav, ob ich ihn drin habe. Nächstens werden sie die Reichskanzlei stürmen, um zu suchen."

Zwei Schrippen lagen auf dem Tisch. Gustav fragte, ob Ebert eine Weiße wolle. „Danke, nein"; danach ging er.

Ebert aß aus dem Papier und spazierte langsam unter den Bildern an der Wand auf und ab. Er fühlte sich wieder wohl. Es schmeckte ihm, richtige Schlackwurst, nachher genehmige ich doch die Weiße. Er stand kauend vor dem Bild von Fürst Bismarck. Ein großer Mann. Wenn man draußen ist, hat man leicht auf ihn schimpfen, aber das alles durchsetzen mit dem alten Kaiser, und dann zwei Kriege, siegreich, enorm. Das kapiert man erst hier.

Das Stullenpapier fiel herunter, er hob es auf und staunte: ich bin hier.

Und plötzlich fiel ihm das Wort von Wels ein: das ganze Volk steht hinter uns. Das ist wahr. Alles, was Ruhe und Ordnung will, steht hinter uns. Ich werde mich von niemandem stören lassen. Er kaute ernst weiter.

Ein verdächtiger Vorgang in flotter Entwicklung

Am frühen Morgen machten sich sechs Männer auf und begannen im Norden Berlins Plakate zu kleben. Sie stellten sich

mit ihren Kleistertöpfen und großen Pinseln an Bretterzäune und Mauern und tapezierten sie mit ihrem roten Papier.

Wir bemerken unter den sechs die vier Männer in Soldatenmänteln, denen wir in der Nacht vom 30. November in der Nähe des Reichstags und in der Dorotheenstraße begegnet sind, wo sie lange verhandelten, ohne zu einem Entschluß zu gelangen. Dieser Entschluß war inzwischen, wie wir festgestellt haben, am Kaiser-Friedrich-Platz in Neukölln gefaßt worden, und jetzt wohnen wir der ersten Etappe seiner Ausführung bei.

Von den zwei Neuen war einer Spitzel, also einer, der alles, was er hört, der Gegenpartei, hier also den Mehrheitssozialisten oder dem Stadtkommandanten Wels, verriet. Das hinderte den Spitzel nicht, sich emsig und aufrichtig an der Arbeit des Zettelverteilens und Klebens zu beteiligen. Denn er war nicht Spitzel aus Überzeugung, sondern wegen des Verdienstes, und der Betrag war zu geringfügig, um seine wirkliche Überzeugung, die ihm nicht deutlich war, zu erschüttern.

In den Flugblättern hieß es wie auf den Plakaten:

„Die gesamte Berliner Arbeiterschaft, das werktätige Volk, Männer und Frauen, finden sich am 6. Dezember in den drei großen Versammlungen ein, die von den Räten der Versprengten und Deserteure einberufen werden. Das werktätige Volk protestiert gegen den neuen reaktionären Gewaltstreich, gegen die Rechtlosmachung der Versprengten und Deserteure durch den Groß-Berliner Soldatenrat. Offiziersintrigen sind am Werk. Proletariat, sei auf der Hut!"

So zu reden gehörte damals zum guten Ton. Es beeinträchtigte aber nicht ein friedliches und vernünftiges Gebaren.

Obwohl diese sechs zu einem Teil gewisse Privatinteressen, zum andern ihr gutes Recht vertraten, so trugen sie dazu bei, den Zustand der Stadt Berlin zu verschlechtern. Denn es gärte in der Stadt, die sich immer mehr mit entlassenen Soldaten füllte. Es erschienen immer mehr Zivilpersonen von auswärts, die nicht wußten wohin.

Auf den Hauptstraßen, an die Ecken setzten sich, mit oder ohne Hund, mit oder ohne Kinder, Kriegsopfer, Amputierte, Zitterer und Schüttler und zeigten stumm ihr Elend. Die verworrene Riesenstadt erregte nach draußen Furcht und Mißtrauen,

die Bauern trauten dem Geld nicht und hielten Lebensmittel noch mehr als im Kriege zurück. Und da bewegte sich Tag für Tag eine ununterbrochene klägliche Kolonne von Städtern, ganze Familien zu Fuß und auf Wagen, Arbeitslose, entlassene Soldaten, aufs Land, nach Bernau zu, gegen Oranienburg oder anderswohin, besetzten die Stadtbahnzüge und hatten Säcke und Körbe bei sich.

Abends standen viele vor den Dielen und den großen Restaurants, vor den Cafés im Zentrum der Stadt, im Westen, um den Kurfürstendamm, zerlumpt und frierend, blickten durch die Fenster und Türen in die strahlenden Räume. Es war ein Unheil verkündender Anblick, diese Leute vor den Vergnügungslokalen.

Man sah ihnen ihre Gedanken an: Das Heil ist bei Spartakus. Es ist Zeit, zu rauben und auszurotten.

Liebe im Apothekerladen und im ersten Stock darüber. Ein fideler Alter legt sein Geld in Marmelade an. Es ist ein alter Schwerenöter, den man mit Politik jagen kann.

Hanna läßt sich trösten

Mittags, kurz nach Tisch, zog sich Hanna um und spazierte langsam die gewundene breite Straße des kleinen elsässischen Städtchens entlang. Sie kam zur Mairie, und vor der blauweißroten Fahne senkte sie die Augen. Sie trat in die Konditorei am Paradeplatz, der nun place des armes hieß und setzte sich auf das rote Wandsofa, wo sie oft mit Leutnant Heiberg gesessen hatte. Sie konnte zum Bürgerplatz herüberblicken, wo noch deutsche Kranke aus dem Lazarett lagen. Während das feine, leckere und elegante Geschöpf Schokolade löffelte und Kuchen aß, überdachte sie ihr Geschick. Sie saß allein im Lokal.

Soldaten gingen draußen vorbei, blaue, mit Stahlhelm, französische. Ab und zu ritt ein Offizier vorbei und blickte in das Schaufenster. Das Bild kannte sie. Es hatte sich alles geändert, es war alles friedlich geworden, man lebte im Land der Sieger, sie las die französische Zeitung, die auslag. Man richtete sich ein. Konnte sie sich auch einrichten?

Heiberg schwieg. Das war das ungeheure Ereignis, mit dem sie sich nicht abfinden konnte. Sie hatte zwei Briefe an eine andere ihr bekannte Adresse über die Schweiz nach Deutschland geschickt, zur Kontrolle. Diese Briefe waren prompt beantwortet worden. Also die Post funktionierte. Nun saß sie mit ihrem Kummer da.

Sie ging um zwei, das war ihre regelmäßige Zeit, zur Apotheke herüber, wo sie im Laboratorium Jakob zusah. Der lange Apothekenbesitzer, der junge ehrgeizige Redner, hielt sich dann oben in seinen Privaträumen auf. Er war nach seinem revolutionären Eifer und nach seinem Unglück still geworden. Das Machtverhältnis in seiner Ehe verschob sich von Woche zu Woche zu seinen Ungunsten (oder zugunsten seiner Frau) und sie merk-

ten beide, ohne es auszusprechen, daß ihre Ehe überhaupt eine andere Sache wurde. Vorher war sie eine wohlüberlegte bürgerliche Angelegenheit mit einem nicht zu wilden erotischen Hintergrund gewesen. Jetzt wurde sie ein Erlebnis. Ja, sie fühlten und es trat in ihr Bewußtsein, daß sich das kleine Boot ihrer Ehe aus dem Hafen gelöst hatte und auf ein abenteuerliches Meer hinaus schaukelte.

Die junge Frau mit dem Kneifer, erst beschämt von seinem Unglück und der noch deutlichen Gesichtsverletzung, war ihm vorher eigentlich nicht recht nähergetreten. Er hatte ihrer nicht bedurft. Er ließ sich von ihr anbeten, sie tat es gern. Jetzt beruhigte sie ihn, durchschaute ihn, wenigstens ein wenig, und schwang sich über ihn auf. Und weil sie das konnte — liebte sie ihn.

Und er, weil ihm das angenehm schmeckte, ließ mit seinem Stolz nach. Um diese neue Art ihrer Ehe, die auch ihre körperlichen Beziehungen veränderte, durchzuführen, zu vertiefen und auszuschöpfen, hielt sich der Apotheker jetzt mehr als vor der Revolution in seiner Wohnung auf.

Dem kleinen Provisor stand das Laboratorium stundenlang zur Verfügung. Unten saß nun Hanna bei ihm, Jakob im weißen Mantel arbeitete, meist stumm. Er war glücklich. Dem Krieg, der den Leutnant Heiberg brachte, hatte er geflucht. Jetzt dankte er der Entwicklung der Dinge. Er wußte alles von Hanna. Sie kam täglich zu ihm, um ihm ihr Herz auszuschütten.

Nun saß sie im dunkelsten Winkel des Laboratoriums und weinte verstockt, vor Sehnsucht, Verlassenheit, und weil sie sich, allerbitterstes Gefühl, verstoßen fühlte. Die ganze monatelange Liebe war für Heiberg nur ein Kriegserlebnis gewesen — aber für sie nicht, nein, nein, dreimal nein, für sie nicht — und sie beanspruchte, sie forderte ihn.

Sie saß da, weinte und forderte, daß er zurückkam oder — wenigstens schrieb.

Ruhig, scheinbar teilnahmslos stand Jakob vor dem großen Glaskolben, beobachtete die Flamme, und wie die Flüssigkeit langsam, Tropfen nach Tropfen überdestillierte in den kleinen Kolben. Er blickte auf das Siedethermometer. Die Temperatur blieb konstant. Er konnte sich jetzt nicht von den Apparaten ent-

fernen und ihr zusprechen. Aber er wußte alles. Diese Tränen waren die Bestätigung seines Glücks. Er fürchtete den Tag, wo sie mit strahlendem Gesicht — wie er es lange gekannt hatte, in den Monaten seiner Erniedrigung — hier eintreten würde, um ihn stürmisch zu umarmen, ihm zu danken und zu sagen: „Ich habe Antwort von ihm."

Die Antwort kam nicht. Er wußte, warum. Die eine Stunde in der Frühe des 11. November auf der Chaussee bis zum Broglieplatz in Straßburg hatte ihn aufgeklärt. Dieser stumm zitternde Offizier in Zivil war ein schönes Kind, ein Knabe, der sich lieben ließ, aber ein kalter, unreifer Mensch, dessen Gedanken schon jetzt, während er fuhr und sein Glück in dem Städtchen zurückließ, ganz woanders weilten. Er dachte nur, wie er sich retten könne. Er dachte nur an sich. Er würde, wenn die Hände Hannas ihn nicht mehr fassen konnten, sich nicht mehr an sie erinnern.

Jakob arbeitete an seinem Stativ, trübe, selig, bekümmert, immer mit dem Blick auf das hohe Thermometer in dem Stopfen des großen Glaskolbens. Er stellte die Flamme des Bunsenbrenners kleiner, nach dem Laboratoriumsgrundsatz: „Mehr als kochen kann es nicht."

Über ihm saßen der lange, verletzte Apotheker und seine Frau eng umschlungen auf dem Sofa und tranken Kaffee. Sie bemitleidete ihn und erlaubte sich mit ihm einige Kunststücke, die sie früher nicht gewagt, auf die er mit Empörung reagiert hätte. Sie tauchte ein Stück Zwieback in seinen Kaffee ein und ließ ihn danach schnappen. Das Spiel machte ihr ungeheure Freude. Es war ein Kinderspiel, das sie mit ihrer jüngeren Schwester getrieben hatte, die sie füttern sollte und dabei quälte. Sie nannte es, weil das Kind nach dem Zwieback immer hochschnellen mußte, das „Fischchenspiel".

Das übte sie an ihrem langen Mann. Es machte ihr ungeheuren Spaß, und es war die Bedingung dafür, daß er wieder in Gnaden aufgenommen wurde. Er ging darauf ein. Er wurde aufgenommen, aber in welchen Gnaden. Wie mußte er schnappen, seitlich neben ihr auf dem Sofa sitzend, nach ihrem Köder, den sie bald links, bald rechts von seinem Mund hielt. Sie befreite sich von ihm und hielt den Köder höher über ihn. Sie lachte,

rückte aus. Er erwischte sie in der Mitte der Stube, biß zu. Und darauf erfolgte ein erregtes Gebalge, das sie aber nicht zu wild werden ließ. Sie gebot „Schluß", setzte sich wieder den an einer Schnur baumelnden Kneifer auf und markierte die Hausfrau. Worauf man weiter trank und sich beobachtete, er in abgeschlagener lauernder Offensive, sie im Schützengraben, hinter dem Drahtverhau eines Wirtschaftsgesprächs.

Währenddessen arrangierte der Liebesgott, der in der kalten Novembernatur, bei den Bäumen, in den Straßen und auf den Hopfenfeldern keine Beschäftigung fand, im Parterreraum der Apotheke ein anderes Spiel. Er ließ Hanna hinter einem fernen Geliebten weinen — vor einem nahen.

Die Gegenwart ist aber mächtig und Jakob rechnete damit. Der ferne Geliebte war schön, aber nicht anwesend.

Als Hanna sich die Tränen getrocknet hatte, erfolgte der rituelle Schlußakt. Sie holte den Spiegel aus ihrer Handtasche, puderte sich und saß ein bißchen still über sich.

Dann trat sie an Jakob, mit dem sie kaum ein Wort gewechselt hatte, stellte sich neben ihn und legte — Bild der Schutzbedürftigen — von hinten einen Arm um ihn, zugleich den Kopf auf seine linke Schulter. Er mußte darauf eine sehr unbequeme Bewegung mit seinem linken Arm nach ihrem Kopf herüber machen, um sie zu streicheln. Zugleich verdrehte er sich den Hals, um einen gerührten Blick auf ihr loses duftendes Haar zu werfen und um seine Hand mit einem innigen, halb verbrecherischen Schauer über ihren Nacken schlängeln zu lassen.

Sie duldete dann, daß er sich vorsichtig zu ihr umdrehte, wobei ihr Kopf in seine linke Hand glitt. Da, Brust an Brust mit ihm, hob sie schließlich den Kopf und bat ihn mit feuchten Augen um Entschuldigung, daß sie ihn bei der Arbeit störte. Er fragte, wie es ihr ginge.

Das war die Frage nach ihrem Zustand, ja nach der Schwangerschaft.

Darauf wurde sie ganz herzlich und innig und dankte.

Sie war ihm übrigens nur ein einziges Mal damit gekommen, ihr ein „Mittel" gegen diesen Zustand zu geben. Nach einigen Wochen, schon bei der ersten Andeutung vor zwei Wochen, war

eine sonderbare Welle von Mitleid und Hingerissenheit in ihm aufgestiegen. Sie nahm es erstaunt wahr. Sie hatte sich auf ein Zurückschrecken vorbereitet und hatte schon ein dutzendmal die Verzweiflungsszenen durchspielt, die sie dann arrangieren mußte, um ihm ein „Mittel" abzuluchsen. Statt dessen diese Reaktion, der gradezu schußartig bei ihm hervortretende Entschluß, das Kind zu bewahren, als seines zu nehmen und sie zu heiraten. Es geschah das Eigentümliche, das über ihre Begriffe ging, daß er, sobald sie es aussprach, das Kind als seines ansah und ihr die Verfügung darüber nahm. Es wurde mit keinem Wort mehr das nun einmal feststehende Faktum berührt, daß es doch von Heiberg stammte. Verwundert ging sie aus diesem Erlebnis heraus, sie kam darum öfter wieder zu Jakob in die Apotheke, ließ sich umarmen und nach ihrem Kind ausfragen, um sich zu vergewissern.

Ist er bloß schlau, daß er so tut — erwog sie, während sie sich vor der abkühlenden Retorte umschlangen —, kann man sich das von einem Mann, einem Nebenbuhler, vorstellen? Aber es muß stimmen. Ich verstehe Männer nicht. Vielleicht ist das bei ihm die ganz große Liebe.

Wirklich war es ihr Gefühl, Jakobs ganz große Liebe zu sein, Gegenstand eines solchen ungewöhnlichen, übernatürlichen Verhaltens zu sein, was sie mit Befriedigung die Apotheke verlassen ließ.

Als sie heute nach Hause ging, war sie schon so weit, um zu einem Entschluß zu kommen. Sie wollte Jakob, ihren früheren Verlobten, wieder von den Eltern einladen lassen.

Sie dachte fröhlich: Augen werden die Eltern machen, daß ich wieder mit dem komme. Und wenn nachher sogar das Kind zwei oder drei Monate zu früh kommt. Und ich sage dann: von ihm, von Jakob. Das haben sie sich nicht träumen lassen. Wenn ich vorher nur nicht zu stark werde. Sonst verreise ich. Aber wohin, allein?

Eine große Zahl von Formen und Farben liegt schlafend in jedem Menschen, um im gegebenen Augenblick zu erwachen.

Manche Menschen lernen sich nur auf ein und zwei Weisen, in ein, zwei Formen kennen. Sie verfluchen sich in ihrer gnadenlosen Dummheit dazu, nur ein einziger Mensch zu sein. Sie stolzieren vor andern als grade, festmontierte Charaktere und beißen unablässig und verzweifelt auf den Kaugummi ihres Stolzes.

Andere nehmen das Leid des Wechsels und der Unbeständigkeit in Kauf. Sie wissen, daß sie nicht so stark und hoch wachsen wie die bewunderten Charaktere, aber sie rollen breit und bunt wie eine Wiese, ein üppiges Tuch auf, das immer neue überraschende Bilder aufblitzen läßt.

Es wird keiner vermuten, daß wir mit diesem Hinweis den Bericht von einem alten General, dem steifen Garnisonsältesten unseres kleinen elsässischen Städtchens, einleiten.

Das Städtchen hat uns schon viel geschenkt, die üppige Hilde, den nachdenklichen, übersinnlichen Becker, den melancholischen jungen Leutnant Maus. Wir sind dem Leutnant von Heiberg begegnet und einem Major, dem der Zeiten Wandel nichts antat.

Jetzt erscheint der steifbeinige, ehemals ordengeschmückte General, der Garnisonsälteste. Man fragt erstaunt: was ist das, warum elsässische Städtchen ausplündern? Ist Berlin unbevölkert?

Nein.

Aber wodurch hat Berlin den Vorzug, wenn es so stark bevölkert ist?

Ein Zufall hat uns in die kleine elsässische Stadt verschlagen. Da fanden wir einige Menschen, von denen uns schien, es lohne sich, von ihnen einiges zu sagen. Wir sind ihnen nach Straßburg gefolgt. Wir gehen mit andern nach Paris. Wir sehen, es ist mit ihnen wie mit allen Menschen.

Wir sitzen mit ihnen in ihren Stuben, trinken Aperitifs mit ihnen in Cafés und Bars. Wir werden versuchen, stumm bei ihren Gewissenskämpfen zu bleiben und werden schließlich, ob wir wollen oder nicht, in ihr Ringen mit dem Satan und um Gott mit hineingerissen werden.

Es ist gleich, ob wir, um uns über uns zu vergewissern, den Menschenspiegel einer großen oder kleinen Stadt benutzen.

Ein General unter Filmstatisten

Es taucht jetzt vor uns in Berlin also der General, der ehemalige Garnisonsälteste des elsässischen Städtchens, auf. Und wo begegnen wir ihm? Im Grunewald bei Berlin, jedoch nicht in einer Villa, nicht bei einer Verschwörung, sondern — in einem Filmatelier, bei der Außenaufnahme eines Films.

Das Malheur, das die deutschen Armeen getroffen hatte, begab sich nicht vereinzelt in Europa. Schon vorher hatte der Blitz in Rußland eingeschlagen. Und da sich da im Anschluß an die Niederlage eine wirkliche Revolution entwickelte, so verließen freiwillig und unfreiwillg hunderttausende Russen das Land. Ihre Massen ergossen sich nach Osten, Westen und Süden. Sie überschwemmten Europa. Nach Konstantinopel, Wien, Berlin, Paris, London trug sie ihre traurige Flucht.

Man kämpfte dann weiter in Rußland. Das revolutionäre Kriegsende erzeugte neue Kriege. In zwei Stößen, im Juli und Oktober 1917 hatte sich im Anfang die Revolution vorgeschoben. In allen Teilen des Riesenlandes flackerten darauf Aufstände auf. Immer neue Verschwörungen bildeten sich, neue Fronten gegen die revolutionäre Staatsmacht, die sich erst befestigte. Das Ausland mischte sich ein, die Revolution mußte sich mit sechzehn Armeen in Siegen, Niederlagen, in Angriffen und Rückzügen verteidigen. Die Flüchtlinge brachten grauenvolle Berichte nach dem Westen. Ihre Erzählungen erregten die Phantasie der Menschen.

Dies nützten einerseits die Politiker aus für ihre Zwecke, andererseits beschäftigte es die Filmproduzenten. Denn Schauergeschichten sind gesucht und machen sich bezahlt.

Unser General kam aus dem Krieg zurück, den er wegen seines Alters nur hinter der Front geführt hatte. Er saß komplett auf dem trockenen.

Militärisch bestand für ihn keine Verwendung mehr, seine geliebte Uniform konnte er nicht mehr tragen. Er war allein in seinem Wohnort Küstrin. Todesgedanken beschäftigten ihn. In

dieser Festung besuchte ihn aus Berlin sein erheblich frischerer Major, auf der ständigen Suche nach Helfern. Der desolate Zustand des Alten fiel ihm auf die Nerven. Er lud daher seinen ehemaligen Chef ein, nach Berlin zu kommen, um da wenigstens im geschlossenen Raum seine Uniform zu tragen und mit ihr nützliche Funktionen zu üben. Die Anwesenheit einer zuverlässigen Person von hohem Rang war für das Büro des Majors wichtig. Der Alte schlug nicht aus.

Er setzte sich in das Büro, das ihm der Major bezeichnete in der Fasanenstraße, und es gefiel ihm nicht. Er wollte nicht mehr mitmachen. Der Krieg war verloren, ein Kaiserhaus gab es nicht mehr. Da hatte er keinen Grund, die halb politische, halb militärische „Pfuscherei" der Leute hier, wie er sagte, mitzumachen.

„Lieber werde ich Weinreisender und hausiere mit meiner Visitenkarte."

„Bitte", meinte kalt der Major.

Da erschien im Büro noch jemand, ein ehemaliger Hauptmann, der im Verlauf der Unterhaltungen dem Alten gestand, selber ein vornehmes Geschäft zu planen, und zwar in Gestalt patriotischer Kalender für das Landvolk. Als der Alte das ohne Interesse erfuhr, weil ihm Politik bis zum Halse stand, begann der Hauptmann von Lebensmitteln zu erzählen und schlug vor, mit ihm gemeinsam (denn gemeinsam hatten sie zweifellos ausreichendes Kapital) eine neue Marmelade zu produzieren. Die Betriebsräume einer verlassenen Fabrik, bisher für Gasmasken benutzt, ständen zur Verfügung. Den Gewerbemusterschutz für diese eigenartige Marmelade besäße er schon bzw. seine Frau. Sie konnten mangels Kapital und wegen der Kriegsgesetze bisher nichts damit anfangen. Jetzt käme man aber an die ausländischen Bestandteile der Kunstmarmelade heran. Es sei auch möglich, sich gewisse Einfuhrscheine zu beschaffen.

Der General, so eingeladen, besichtigte die ehemaligen Gasmaskenräume des ehemaligen Hauptmanns. Sie lagen im Süden Berlins, in einem stockfinsteren Quergebäude, waren aber geräumig und mit elektrischem Licht versehen. Einen ganzen Tag bearbeitete ihn der Hauptmann, dann aß er in dessen Wohnung und auch die Frau zeigte sich begeistert von dem Projekt, „endlich einmal etwas Vernünftiges" zu machen. Sie war rüstig, flink

und machte auf den Garnisonsältesten einen vorteilhaften Eindruck, wie übrigens auch der Hauptmann, der ihm wie seine eigene Jugendauflage vorkam.

„Also 'ran an die Gewehre", meinte er schließlich und unterzeichnete einen Vertrag.

Nachdem er so zehntausend Mark seiner Ersparnisse frucht- (eigentlich marmelade-) bringend untergebracht hatte, saß er noch im Büro des Majors und überlegte, untätig geworden, ob er sich hier weiter beschäftigen solle. Diese Soldatenspielerei ohne Kaiser und Vaterland war eigentlich ein Unsinn.

Es meldete sich eines Tages weiter ein Oberleutnant. Und wie der General ihn ausfragte und seine Personalien aufnahm, erfuhr er, daß dieser Mann auch etwas über hatte, nämlich Statist beim Film und Theater zu sein. Dieser Oberleutnant wollte lieber wieder — welche kuriose Welt! — eine militärische Beschäftigung, und zwar in jeder beliebigen Stellung.

„Was?" fragte verärgert der General, dem das Drängen zum Militär absolut nicht gefiel, „was soll denn dabei herauskommen?"

Der Oberleutnant schwieg erstaunt. Denn die Aufgabe des Generals war, zu ermutigen. Der Alte wollte nun wissen, was denn das für eine Sache gewesen sei, die er am Theater getrieben habe, Statist oder so?

„Ja", meinte der. „Es waren nur vorübergehende Stellen, Aushilfen, um nicht auf der Straße zu liegen. Außerdem muß man im Film, wenn man wirklich zufällig mal ankommt, stundenlang herumsitzen. Bezahlt wird man leidlich."

„Na also", grollte der Alte. Er wollte mit dem Mann zanken, aber die Sache interessierte ihn selber. Und er fing an, aus dem Bewerber herauszuziehen, was er wußte, und machte Notizen, aber für sich.

Und was er am gleichen Nachmittag tat, war wirklich etwas, was wir von dem quicklebendigen, wenn auch abgedankten General und Garnisonsältesten vor dem Marmeladeprojekt nicht erwartet hätten. Er setzte sich auf die Stadtbahn und kroch in den Ateliers herum. Er fragte sich zäh durch und gelangte schließlich zu — einem Heereshaufen, in eine feindliche, eine russische Armee. Da er auch im Osten gestanden hatte, wußte er, wie eine solche Armee aussah, und war platt darüber, hier wirkliche Sol-

daten vorzufinden, ja Offiziere, höhere Chargen. Sie lungerten in einer größeren Halle herum, von der ein Korridor zu einem Restaurant führte.

Im Restaurant wiederum saßen welche an gewöhnlichen Holztischen vor Teegläsern. Neben sich hatten sie wunderbar prunkvoll gekleidete Damen, alles Russen, einige von blendender Schönheit. Es gab jüngere und ältere Offiziere, manche ordensgeschmückt.

Als sich ein älterer Offizier, offenbar verwundet, mit einem Stock durch den Gang heranbewegte, zog unser wie verzauberter General vor ihm den Hut und sprach ihn mit einer militärischen Verbeugung an.

Der Russe salutierte. Er verstand ihn. Er antwortete in gebrochenem Deutsch. Er nannte seinen Namen. Es war ein wirklicher zaristischer Oberst, ein adliger Mann.

Man setzte sich. Der General ließ sich erklären, was man hier trieb. Melancholisch orientierte ihn der Russe und sah ihn an. Er stellte mit einem feinen Lächeln die Frage, ob der deutsche Herr hier vielleicht auch eintreten wolle. Der Alte wehrte sofort ab. Dieser war gewiß ein Geschlagener wie er, aber so weit, daß man fliehen müßte, war man nun doch nicht.

Der Russe: es sei auch unmöglich für deutsche Offiziere, hier einzutreten, denn grade auf die Echtheit käme es an. Wie es denn den deutschen Offizieren ginge? Er hätte gehört, bei andern Filmen melden sich viele als Komparsen. Er lächelte immer weiter so melancholisch und sehr höflich.

Der Alte meinte (er wollte mit diesem Mann nicht über die deutsche Angelegenheit sprechen), „Wenn sich hier deutsche Offiziere meldeten, so können es nur Reserveoffiziere sein, Zivilisten, die wieder die Uniform anzogen."

„Ah, nein", meinte der Russe, „es sind auch Aktive. Langsam geht es denen wie uns. Wir haben schon viel hinter uns, alle, die Sie hier sehen. Ich habe meine Wunde am Knie nicht aus dem Krieg an der österreichischen Front, sondern aus Petersburg. Es hat uns allen nichts geholfen, und nun sind wir da, und nehmen an, was wir bekommen." Er zeigte in die große Halle hinein und auf die Nebentische: „Sehen Sie sich das an, Kamerad. Von den Damen tragen mehrere echte Prunkkleider, ihre eigenen, aber

die ihnen nicht mehr gehören. Sie haben sie sich aus den Geschäften entliehen. Viele Brillanten sind echt. Die Herren, ich auch, tragen ihre alten Uniformen. Und, sehen Sie, das Sitzen hier in den Uniformen und im vollen Wichs — das ist etwas sehr Bitteres. Nur wenige von uns tun es gern. Die denken, sie zeigen vor der Welt die Schönheit und die Kraft des alten blühenden Rußlands; sie denken, so wirbt man für das echte Rußland. Mag sein. Ich finde es drückend, so zu sitzen. Wie in einer Menagerie. Man trägt sein Elend zur Schau. Waren Sie schon bei einer Aufnahme?"

Der Alte verneinte.

„Versäumen Sie es nicht. Man kann ruhig hingehen. Nur nicht rauchen, weil alles sehr leicht gebaut ist. Es sind viele Menschen da, die meisten kenne ich nicht, Sie können auch zu andern Aufnahmen gehen. Drin ist es besser als hier. Man steht an einem Platz, lächelt, lächelt nicht richtig, hebt den Arm, stößt mit dem Degen auf, etwas näher an den Apparat, oben die Bogenlampen sind grell und man schwitzt. Das ist albern, Theater, gleichviel, man hat seine Arbeit und verrichtet sie. Man verdient sein Geld und kann seine Miete zahlen und hat zu essen für seine Familie, für ein paar Tage."

„Für Sie gibt es keine Pension? Sie haben kein Vermögen?"

„Nein", lächelte der Oberst, „weder Pension noch Vermögen. — Ah, hier zu sitzen und auf die Aufnahme warten, und das dauert, dauert — es wird ja alles zehnmal wiederholt —, und sich betrachten, in den Uniformen, welch Leiden. Aber man muß durchhalten. Man muß sich stark erhalten, für den Tag der Rache."

So schlimm geht es uns doch nicht, dachte der General. Ich habe mein Geld nützlich angelegt.

Sie plauderten beim Tee weiter.

Der Oberst fragte: „Ich weiß eigentlich noch immer nicht, ohne indiskret zu sein — was Sie eigentlich hergeführt hat. Steht es schon so bei den Deutschen, daß die Offiziere sich an die Filmgeschäfte verkaufen müssen?"

Und als der General entsetzt die Hände hob, blickte ihn der Russe vertraulich an: „Triumphieren Sie nicht zu früh. Man soll nicht prophezeien. Der Mob kann furchtbar schlagen. Es kommt darauf an, ob er Köpfe findet. Man muß sich zusammentun."

„Wer?"

„Na, Sie und wir. Wir sind ungefähr in der gleichen Lage. Passen Sie auf, wenn Ihnen Ihr Heer wegläuft. Dann sind Sie ebenso dran wie wir."

Dem General stockte der Atem: „Sie meinen, auch bei uns — schlimm? Dann gehen sie in die Häuser?"

„Und plündern und morden, was sie wollen. Wir reden oft darüber. Wie lange dauert's, dann ist es hier so weit. Unsere lieben Freunde von drüben, die Radek und so weiter, arbeiten ja auch hier ungestört."

Der General blickte ihn hilflos an.

„Ja", nickte der Russe, „wir haben Erfahrung. Wir sind Ihnen um einige Pferdelängen voraus. Wenn Sie vernünftig sind, hören Sie auf uns."

„Was denn?"

„Alles, was von Rußland kommt, müssen Sie als Hilfstruppe ansehen, als die zuverlässigste Hilfstruppe, General. Ist das nicht eine Schande, daß wir hier sitzen, hunderte kräftige Leute, kampflustig, und müssen für einen Börsianer, einen Filmkerl Theater spielen? Unsere Frauen — preisgeben?" Später:

„Sich zusammentun. Sie helfen uns, wie wir Ihnen helfen."

Das war Politik. Der Alte schüttelte sich und stand auf, der Oberst mit ihm. Der Russenoberst: „Ich hab' Sie gelangweilt? Darf ich meine Tochter vorstellen?"

Eine zarte junge Dame, ganz in Schwarz, mit künstlichen Blumen in der Hand, hatte sich ihrem Tisch genähert. Der General verbeugte sich. Man schritt zusammen auf die Halle zu.

Die Tochter war trotz ihrer Trauerkleidung sehr lustig. Das gefiel unserm vergnügten Alten derart, daß er zusagte, als der Oberst ihn für einen der nächsten Abende zu sich einlud, zu einem Glas Bier, einem Kartenspiel und einer Zigarre. Der Alte war von Haus ein Schwerenöter; zuletzt, im biedern Garnisonsdienst, war er damit aus der Übung gekommen. Vielleicht fand sich bei diesem russischen Oberst, der so langweilig daherredete wie der Major, lustige Gesellschaft. Der Filmbetrieb gefiel ihm ausgezeichnet, am liebsten hätte er sofort mit dem Russen getauscht.

Im Werbebüro in der Fasanenstraße warteten sie ein paar Tage vergeblich auf den lustigen Alten. Er hatte sich von der Leine gerissen.

Ein Westfale schnüffelt in Berlin herum

Als unser lustiger General noch im Büro des Major saß und da arbeitete, das heißt seine Generalsuniform zeigte, empfing er auch einmal zu seiner nicht geringen Überraschung, aber wenig erfreut, einen andern Flüchtling aus der von ihm ehemals beherrschten elsässischen Garnisonsstadt: den früheren dortigen Garnisonspfarrer. Der lustige General liebte es absolut nicht, von irgend jemand als Leidensgenosse begrüßt zu werden. Aber die Freude des Geistlichen war ungeheuer. Er wäre dem General beinah um den Hals gefallen, und da dies nicht möglich war, vergoß er sofort patriotische Tränen, aber ohne Anklang zu finden. Die völlige Gleichgültigkeit des Alten fiel dem Pfarrer schließlich auf und er richtete einige Trostesworte an ihn.

Da machte der General ein finsteres Gesicht, zog sich hinter einen Schreibtisch zurück und fragte: „Was wollen Sie bloß hier, Sie? Sie sind doch aus Westfalen? Wollen sich ein bißchen in der Hauptstadt umsehen? Witwenbälle usw. Madame zu Hause gelassen?"

Der General hätte bestimmt früher nicht solche Fragen an einen Pfarrer gestellt, aber jetzt war er nun einmal so. Der Pfarrer warf sich in Haltung: „Ich habe vor, Herr General, und deswegen bin ich hier heraufgekommen, mich zur Verfügung zu stellen. Wenn das Schiff in Seenot ist, müssen alle Mann an Deck."

„Seenot ist gut gesagt", lachte der General, „wir sind doch schon allesamt ersoffen, Herr, merken Sie das nicht?"

Da erkannte der Westfale die Schwere dieses Falls. Hier kam er ja wie gerufen. Er kehrte die ganze Würde des Pfarrers heraus und machte durcheinander ernste, tadelnde und ermahnende Bemerkungen. Er bewirkte damit, daß ihn der General von seinem Platz hinter dem Schreibtisch amüsiert betrachtete. Bevor dem Westfalen klar wurde, daß er sich hier einen vollen Heiter-

keitserfolg verschafft hatte, stellte sich der Major ein, der General überlieferte ihn freudig seinem Gast, und jetzt wechselte das Bild.

Zwischen Major und Pfarrer setzte ein langes, gedankenvolles Händeschütteln ein. Eine ausführliche Debatte schloß sich an. Ja, der Pfarrer wollte sich voll und ganz zur Verfügung stellen. Aber er sagte es nur. Es war nicht voll und ganz.

Was nämlich die privaten Interessen dieses Pfarrergastes anlangt, so waren sie auch entwickelt und es handelte sich um das Mobilar, das er in der Garnisonsstadt hatte stehen lassen müssen, und er saß jetzt wieder in Westfalen und konnte nicht zu seinen Möbeln kommen.

Diese Möbel, und wie er wieder zu ihnen und zu seinen Büchern kommen konnte, das war ihm in den letzten Wochen zu einer fixen Idee geworden. Seine Frau grollte ihm in einer auch für einen geduldigen Christen schwer ertragbaren Weise, weil er nicht rechtzeitig gemerkt hatte, daß es aus war und weil er sich infolgedessen nicht um einen Möbelwagen kümmerte, und noch acht Tage vorher hätte man leicht einen Möbelwagen haben können, oder man hätte wenigstens das Silberzeug, den Silberkasten und den Schmuck mitnehmen können.

Ach, der Herr Pfarrer fühlte sich schuldig und goß, soviel er konnte, Öl auf die Wellen der tobenden Weibesseele. Er hatte ja damals, Gott sei es geklagt, die letzten Tage vor dem Zusammenbruch in einem gedankenlosen Trübsinn zugebracht, und erst als es zu spät war und als er sich daraus erhob, vertraute er seine Not einer verwitweten Frau Oberleutnant an. Man war aber dann im Gespräch und in dem allgemeinen Tohuwabohu dieser Tage völlig von der Möbelfrage abgekommen. Auch an die Silbersachen und den Schmuck hatte er in der Panik nicht mehr gedacht. Das verwitwete Weibsbild suggerierte ihm als seine einzige Pflicht (die Pfarrersfrau war schon lange nach Westfalen zurückgekehrt), sie zu beschützen. Und da fuhr er mit ihr nach Straßburg. Aber das wagte er seiner Frau nicht zu verraten, und warum auch, wenn man schon sündigt, ein anderes leidendes Wesen durch die Mitteilung dieser Sünde noch mehr leiden zu machen. Und er trank mit der Frau Oberleutnant in der Aubette und nachher ließ er sich von ihr verleiten, gegen-

über am Kleberplatz in einem Konzertcafé mit ihr zu tanzen. Ja, wahrhaftig und schwer festzustellen: in den Tagen des schwärzesten Unglücks, als das Vaterland verlorenging und seine Möbel Beute des Feindes wurden, tanzte er in Straßburg mit einer kecken Oberleutnantswitwe in einem öffentlichen Lokal.

Nun war er nach Berlin gekommen. Es wußte, wie er anfangs befürchtete, keiner von seinem ungeheuerlichen Betragen in Straßburg, und mit dem Namen Straßburg verband er jetzt den Begriff Sündenbabel. Er war nach Berlin gefahren, erstens um für einige Wochen dem häuslichen Fegefeuer zu entgehen, zweitens um in Berlin, dem Zentrum der Ereignisse, die Möglichkeiten zu erforschen, die ihn vielleicht doch noch zu seiner Habe führten. Hier in Berlin gab es bestimmt irgend jemand, der es verstand, über das neutrale Ausland zu reisen und sich in dem Städtchen mit dem treuen Pförtnerehepaar in Verbindung zu setzen, unter dessen Vormundschaft er bei seiner Abreise die Wohnung bestellt hatte.

Seine Frau, von Rechtsvorstellungen nicht beschwert, beschuldigte ihn, unzuverlässige Pförtnersleute an die Spitze ihres Haushalts gesetzt zu haben. Denn sie hielt sie für unzuverlässig. Ach, sie hatte leider zu recht. Sogar den Schmuck der Pfarrersfrau, im Büfett unter einem Serviettenhaufen, hatten sie schon entdeckt, und zur Zeit wurde dies einzige Wertstück, ein Kollier der Pfarrersgattin, von der Mutter eines Spirituosenhändlers in Schiltigheim getragen, dem dies Objekt zu einem Gelegenheitspreis angeboten war.

Der Westfale nahm, da er arm war, die Einladung eines unverheirateten Amtskollegen und Studienfreundes im Osten der Stadt an, bei ihm als Gast zu wohnen. Da lebte nun der Pfarrer in der grauen monotonen Häuserwildnis. Etwas wie Angst und Seekrankheit überfiel ihn hier. Er war auf der Suche nach offenen und empfänglichen Gesichtern und traf verbissene Großstädter, und sein eigenes Projekt rückte nicht vor. Aber er entschloß sich nicht zur Rückfahrt.

Eine erfreuliche Mitteilung erhielt er aber einmal im Gespräch mit seinem Amtsbruder, bei dem er wohnte. Da war in dieser Parochie sehr aktiv in christlicher Wohltätigkeit eine ältere Frau Becker, deren Sohn auch im Feld stand und der nun hier noch

schwer krank darnieder liege. Und wenn er sich nicht irre, meinte der Berliner Pfarrer, so hätte der kranke Sohn der Frau Becker auch einmal, und zwar zuletzt in jenem elsässischen Lazarett gelegen und sei von da nach Hause transportiert worden. Wie der Pfarrer sich freute. Er erinnerte sich nur sehr dunkel dieses schwerverletzten Oberleutnants, den er nur einmal oder zweimal im Beginn gesehen hatte und mit dem er nicht ins Gespräch kommen konnte. Aber jetzt wäre er am liebsten zu Friedrich Becker gelaufen. Er mußte den Besuch aufschieben, denn Beckers Mutter, die er bald sprechen konnte, zeigte sich sehr zurückhaltend. Sie wollte ihrem Sohn diesen Besuch ersparen und sagte, Friedrich sei noch zu krank.

Man kommt auf den Einfall, Hindenburg einen Brief schreiben zu lassen. Ein Autor ist verzweifelt und entwirft ein Locklied an den Tod. Statt dessen erscheint seine Tochter und unterhält ihn großartig. Aber dann verzweifelt er wieder, weil er sie nicht loswerden kann.

Kräftespiel auf Wilhelmshöhe

Generalquartiermeister Gröner, Nachfolger des entschlußwilden Ludendorff, saß in seinem Büro, sprach noch immer mit dem Major von Harbou und konnte es nicht glauben. Der Major mußte ungeschickt vorgegangen sein. Ebert hatte ihn abgeblitzt.

Gröner stopfte die Hände in die Jackentasche und streckte die Beine aus: „Da können Sie und Schleicher also triumphieren. Das Resultat wäre: wir müssen ohne ihn vorgehen."

Harbou: „Militärisch können wir unbesorgt sein, die Pläne sehen es vor."

Gröner war still. „Haben Sie Schleicher gesprochen?"

„Nein, Exzellenz."

„Schade. — Ich bin nicht überzeugt davon, daß unsere Pläne alles vorsehen. Wir haben im Straßenkampf noch keine Erfahrung, Gott sei Dank."

Harbou meinte, es würde keinen ernsthaften Widerstand geben.

Gröner: „Davon bin ich nicht überzeugt."

Herren mit Ostakten traten ein. Harbou wurde bis auf weiteres entlassen. Er stieg in den ersten Stock zu Schleicher, der ihm mit einem Blick auf sein Gesicht, wie ihm Harbou die Hand hinstreckte, sagte: „Ebert hat abgelehnt."

„So ist es", damit setzte sich Harbou.

Schleicher: „Gut. Es zwingt uns zur Eile. Gröner gibt natürlich nichts zu."

„Er meint, unsere Pläne seien unzureichend für den Straßenkampf."

„Haben wir Nachrichten über die Kräfte drüben?"

„Nichts Neues."

„Warum sind die Pläne plötzlich unzureichend?"

„Er meint."

Schleicher erhob sich: „Er will noch immer nicht. Das ist stark, sehr stark. Wie hat er Sie verabschiedet?"

„Es kamen Ostakten, die Unterhaltung wurde abgebrochen."

„Er hat Sie für eine bestimmte Zeit bestellt?"

„Nein."

Darauf setzte sich Schleicher wieder, und sie begannen zu denken.

Erster Zug: „Ebert kann mit der Nachricht zu den Radikalen gehen, seine Partei anrufen, sie mobilisieren. Falsch; er wagt es nicht. Wir lassen ihn dann hochgehen. Er wird es sich überlegen. Diese Drohung ist zu ignorieren. — Er könnte aber tun, als ob er mit uns nur gespielt hat. Der Ausweg bliebe ihm. Er könnte also doch mit den Radikalen gehen."

Zweiter Zug: „Wir greifen, koste es, was es wolle, wie vorgesehen an. Ebert enthüllt uns als ‚monarchistische Verschwörung' und findet Massen, die mit ihm gehen. Die Gefahr der Infektion unserer Truppen durch revolutionäre Massen entsteht. Konsequenz: man muß ganz sichere Truppen haben und mit einem zustimmenden Bevölkerungsteil gehen. Bliebe also bis zu dem Augenblick, wo man über sichere Truppen verfügt, vorzuziehen, Ebert nicht zu brüskieren."

Dritter Zug: „Wir gehen mit Ebert und schlagen zusammen mit ihm. Wer ist der Sieger? Können wir den Wunsch haben, ihn in den Sattel zu setzen? Natürlich nur, wenn wir ihn in der Hand behalten. Einmal im Sattel, könnte er uns durch andere ersetzen. Konsequenz: mit ihm zusammen schlagen, selbst wenn er als Sieger erscheint, ihn aber wissen lassen, daß er es nicht wirklich ist. Wie? Durch starke Truppe. Man muß also verhindern, daß er sie auflöst. Wie? Man kann sich im Osten und bei Unruhen als notwendig erweisen."

Wichtige Direktive: „Die Revolutionäre sich kompromittieren lassen, durch Exzesse, Unfähigkeit. Man muß sich nicht scheuen, Exzesse zu steigern, zu provozieren, um in die Rolle des Ordnungsträgers hineinzuwachsen. Die Wahrscheinlichkeit, daß diese Direktive wirksam ist, ist groß. Soweit arbeitet die Zeit für uns. Sie arbeitet im Moment gegen uns: Ebert kann Kräfte sammeln und unsere Truppen schmelzen."

Resultat: „Rasch sichere Truppen sammeln, die Gefahr von Unruhen unterstreichen, eventuell welche hervorrufen, Ebert unter Druck stellen, ihm im Beginn um den Bart gehen und auf jeden Fall bald zustoßen."

Gröner ließ die Herren am Vormittag nicht kommen, Beweis dafür, daß die Sache ihn stark beschäftigte, er ließ sie sich dann erst „absetzen". Von Harbou fragte nach Tisch nach der alten Gräfin. Sie habe einen großen Eindruck auf ihn gemacht, der sich in der Zwischenzeit noch verstärkte. Von Schleicher: Ob er sie wiedersehen wolle? Von Harbou: Mit Vergnügen, falls man sie nicht belästige.

Sie waren zum Tee bei ihr, für sechs Uhr hatte der Generalquartiermeister die Herren bestellt. Mit Staunen, mit Respekt sah Harbou wieder am Arm der Hausdame die Gräfin eintreten. Ein schmaler, schwarzverhüllter Stiel, der eine große weiße Blüte sinken ließ. Am Teetisch richtete sich die Blüte auf. Der ganze freundliche, ja gütige Blick der Alten lag auf Harbou. Gewinnend lächelte sie beide an.

Harbou wieder in Kassel? Ob er sich schon umgesehen habe? Was es in Berlin gäbe? Merkwürdige Erscheinung: politische Offiziere. Sie käme sich ganz alt vor. Unter Bismarck wäre das nicht möglich gewesen.

Harbou: Jetzt wäre auch kein Bismarck in Sicht.

„Schon lange, lange nicht", winkte sie wehmütig. „Seit ich den Kaiser sah, weiß ich es. Der Kaiser hat den Fehler, andere nicht aufkommen zu lassen. Ihm fehlt die fürstliche Selbstverständlichkeit des alten Wilhelm. Die englische Einrichtung, die die Minister tun läßt und die sogar noch dem Parlament die Möglichkeit gibt, über diese Minister zu bestimmen, ist viel vornehmer, königlicher als die deutsche. Eine Schloßherrin kümmert sich nicht um alle Dinge im Haus. Sogar ich in meiner Etagenwohnung habe eine Hausdame, mit der ich nur plaudere, um zu wissen, mit wem ich es zu tun habe. Man erzählt mir übrigens, man habe in den letzten Monaten dem Reich eine andere Verfassung geben wollen. Warum so spät? Warum ließ man alle Schuld für den verlorenen Krieg auf die Krone fallen? Haben die Herren von der Obersten Heeresleitung den Kaiser

so spät informiert? Man hätte nicht erst vor Toresschluß das Regime ändern sollen."

Schleicher: „Ernst, ganz ernst haben wir erst seit August die Lage genommen. Den Leuten links, die einspringen konnten, fehlte ja jede Sicherheit."

„Und warum überlassen Sie ihnen jetzt die Zügel?"

Schleicher hob den Arm: „Wir tun es ja nicht. Wir lassen es."

„Wer zwingt Sie?"

„Die Umstände. Die Alliierten würden die Verhandlung mit andern ablehnen oder noch schwerere Bedingungen stellen."

„Die andern sind der Kaiser und sein Haus?"

„Und wir."

Die Blüte senkte sich über die Brust: „Wir sind ein geschlagenes, schlecht geleitetes Volk."

Schleicher nach einer langen Pause: „Wenn ich auf das zurückkommen darf, was Sie berührten, Frau Gräfin, Bismarck und der alte Kaiser Wilhelm: das Kaisertum war seit da ohne Wache. Wir haben eine Periode hinter uns wie Preußen nach Friedrich dem Großen. Darauf kam der Friede, Bequemlichkeit, Ausruhen auf Lorbeeren, unkontrollierter Stolz und zuletzt Napoleon I. und die Schlachten bei Jena und Austerlitz. Aber hinterher gab's die geheime Aufrüstung, den Landsturm, die Freiwilligenkorps, Lützow, Yorck und den Feldmarschall Blücher."

Die Alte strahlte: „Ich werde es nicht erleben. Aber es ist gut."

Harbou: „Und um auf Ihren leisen Vorwurf zu antworten, darum müssen wir Politik treiben. General Yorck wirft seinen Schatten voraus."

Sie nickte freudig: „Wenn uns doch einer beschieden wäre. Ich bin glücklich, daß Sie so denken. Welcher Trost in diesen Tagen. — Man liest mir etwas ganz anderes aus der Zeitung vor."

Schleicher machte ein spitzbübisches Gesicht: „Unsere Arbeit scheut das Licht der Öffentlichkeit. Wir sind froh, daß die Zeitung so schreibt. Wo kämen wir hin, wenn sie wirklich informierte. Verräter hängt man. Etwas Richtiges werden Sie in diesen Tagen doch aus Ihrem Blatt erfahren. Unsere Fronttruppen rücken in Berlin ein und werden mit der Säuberung beginnen."

Die Gräfin sah mit ihrem kleinen feinen Gesicht abenteuerlich schön aus: „Heute erfahre ich lauter gute Dinge. Ich sehe, das alte Offizierkorps wird das Rückgrat der Nation bilden. Der Kaiser und das Reich."

Von Harbou: „Dabei sitze ich hier und bringe lauter wenig erquickliche Nachrichten aus Berlin."

Die Gräfin: „Wie leicht Sie klein werden. Lassen Sie sich nicht durch dies und jenes beeindrucken. Tun Sie, was uns in diesen schmerzlichen Wochen am Herzen liegt: das Reich erhalten und die kaiserliche Weihe über dem Reich. Lassen Sie sich nicht durch Leute aus dem Volk beunruhigen; sie wissen nichts. Das Volk ist tumulthaft, man muß es immer zügeln, es hat in sich einen heftigen Drang zu Freiheiten, zum Trubel. Glauben Sie mir, es fürchtet sich selbst davor. Sie müssen es beschirmen. Sonst fällt es den wüstesten Abenteurern in die Hände, und die kleinen Leute von heute (die Gräfin kicherte) — ich will einen Ausdruck meiner Berliner Hausdame benutzen — dann sind diese kleinen Leute Neese."

Als Schleicher und Harbou zu Fuß nach Wilhelmshöhe zurückgingen, meinte Harbou:

„Sonderbar, wir sind eigentlich in einer ärgerlichen Situation, und oben sah es herrlich aus."

Schleicher: „Wenn uns einer so marschieren sieht, denkt er faktisch, uns geht's gut. Sie werden doch nicht widersprechen."

Gröner empfing sie aufgeräumt. Eine Beklemmung legte sich auf sie. Er erzählte, er habe dem alten Hindenburg Vortrag gehalten, Hindenburg sei grade bei der Lektüre einer Wochenschau des Grafen Westarp gewesen, er hätte ihm das Blatt übergeben und gebeten, zu lesen. Es scheine, als ob der Generalfeldmarschall sich weitgehend mit den Ansichten des Grafen Westarp identifiziere.

„Hier, lesen Sie selbst, meine Herren."

Während er seine Pfeife rauchte und sich mit Akten beschäftigte, zogen Schleicher und Harbou ans Fenster, an den kleinen beleuchteten Zeitungstisch, und lasen gemeinsam.

Der Graf Westarp schrieb:

„Kein Wort reicht aus, um den Empfindungen des Schmerzes, des lähmenden Entsetzens Ausdruck zu geben, mit denen uns

alle der völlige äußere und innere Zusammenbruch des deutschen Vaterlandes und alles dessen erfüllt, was in ihm uns lieb und teuer war und uns mit freudiger Zuversicht erfüllte. Und, es ist kein böser Traum, der uns quält. Bittere Wirklichkeit steht uns gegenüber, weitere schwere Gefahr bedroht uns unmittelbar. Mit nüchternem Urteil müssen wir suchen, uns Rechenschaft zu geben, was ist und was wir zu tun haben."

(Erstaunlich, daß man so was zu lesen bekommt. Wie aus einer andern Welt.)

„Der neuen Regierung fehlt jeder rechtliche Boden. Nur der Besitz der Waffen, die einzelne Truppen ihr ausgeliefert haben, und die Widerstandslosigkeit des bisherigen Staates und Gesellschaftsordnung sichern ihr die Herrschaft."

(Schleicher wies mit dem Finger auf diese Sätze, flüsterte: „Ausgezeichnet, ich notiere sie mir." Und er kritzelte sie rasch in sein Notizbuch.)

„Nach Recht und Gesetz besteht noch heute in Preußen und dem Deutschen Reich die Monarchie. Wenn der König wirklich nicht König und Kaiser geworden ist, weil er auch abgedankt hat, so ist es sein ältester Sohn mit dem Prinzen Eitel Friedrich als Regent. Die Erklärung Scheidemanns von der Rampe des Reichstags, daß Deutschland jetzt Republik sei, ändert an diesem Rechtszustand nichts. Ebensowenig sind die Rechte von Bundesrat und Reichstag dadurch erloschen, daß man sie stillschweigend übergeht."

(Gradezu himmlisch, dieser Dummkopf.)

„Die neue Regierung stützt sich auch nicht auf das Volk oder eine Mehrheit des Volkes. Zwei Reichstagsfraktionen, hinter denen ein Drittel der Wähler von 1912 standen (Harbou: „Ich habe eben faktisch gelesen: ein Drittel der Wähler." Schleicher klopfte ihm anerkennend auf den Rücken), haben in Berlin mit Hilfe zufälliger Gruppen von Matrosen, Soldaten und Arbeitern die Herrschaft an sich genommen. Die Arbeiter- und Soldatenräte, auf die sie sich stützen und die sie zu einer gemeinsamen Körperschaft in Berlin zusammenfassen wollen, vertreten, soweit sie überhaupt eine geordnete Wahl zusammengebracht hat, lediglich die Arbeiterschaft großstädtischer Betriebe

und einzelner Truppenteile. Ihre Herrschaft ist nicht eine Volks-, sondern eine Klassenherrschaft.

(Es ist wahr, aber was nutzt es?)

Ihr politisches Daseinsrecht stützt die neue Regierung darauf, daß sie Ordnung, Person und Eigentum schützt. Nachdem die beiden sozialdemokratischen Parteien sich in der Regierung von Ebert und Haase zusammengefunden haben, die als Konsuln gemeinsam regieren, haben sie ihre Macht nicht gegen rechts, sondern zunächst gegen die Spartakusgruppe unter Liebknecht und vielleicht gegen weitere Unruhen zu verteidigen. Bisher ist ihnen das gelungen. Das Heer, das regellose Zurückfluten der Heeresmassen ...

(Die beiden Offiziere blickten sich an. Schleicher hob den Finger: „Hier fängt die Vernunft an. Der Satz ist unbezahlbar. Widersprechen Sie nicht.")

Die bevorstehende Verkehrs- und Nahrungsmittelnot lassen schwere Gefährdungen nicht nur ihrer Herrschaft, sondern aller staatlichen Ordnung und des Lebens und Eigentums jedes einzelnen befürchten. Das ist der Grund, weshalb die ganze bürgerliche Gesellschaft dieser Regierung helfend zur Seite tritt.

Als Vorbild hat das für sich und die Offiziere Hindenburg getan, um das ihm anvertraute Heer geordnet heimzuführen. Die vielgeschmähte und allen Einflüssen entkleidete Bürokratie zeigt ein ungeheures Maß von Selbstüberwindung, indem sie den neuen Herren die Arbeit leistet, ohne die sie gar nicht in der Lage wären, den Regierungsapparat zu handhaben.

(Schleicher: „Lesen Sie den Satz noch mal. Was sagen Sie? Er gibt's ihnen. Aber er hat vollkommen recht. Man muß die Verwaltung stärker mobilisieren. Das muß organisiert werden. Wir müssen auf zwei Gleisen zur selben Zeit vorrücken: Heer und Administration." Harbou: „Da geschieht schon allerhand. Halten Sie sich nur mehr in Berlin auf. Die Verwaltung trägt alles geduldig und ist wendig. Ungeheures Maß von Selbstüberwindung, na ja, sie weiß, warum und wozu.")

Die Hilfe der bürgerlichen Gesellschaft legt den regierenden Männern aber auch eine schwere Verantwortung und ernste Pflicht auf, deren Erfüllung von ihnen gefordert werden muß. Gelingt wirklich eine gesicherte Überleitung in leidlich geordnete

Verhältnisse, so bringt die Entwicklung — davor darf niemand die Augen schließen — für die fernere Zukunft die schwere Gefahr in sich, daß die sozialdemokratische Gewaltherrschaft in den inzwischen getroffenen Einrichtungen und in der Stimmung der Bevölkerung eine dauernde Festigung erfährt. Man muß sich darüber klar sein, was das zu bedeuten hat."

(„Voilà", sagte Schleicher, „unsere Überlegung. Da liegt der Hund begraben. Der Mann hat's erfaßt.")

Sie lasen noch den Artikel zu Ende, der zuletzt einen Ausflug auf die außenpolitische Situation machte, und erhoben sich. Der General blickte sofort herüber und bat, näher zu treten und Platz zu nehmen.

Gröner: „Also das haben Sie hinter sich. Ich möchte Sie bloß auf einen kleinen — Irrtum des Grafen Westarp aufmerksam machen. Er spricht da an einer Stelle von einer Rampe des Reichstags, von der der Abgeordnete, der jetzige Volksbeauftragte Scheidemann die Republik ausgerufen haben soll. — Dies ist nun schon fast eine Legende, man liest es immer wieder. Tatsächlich kommt in der Geschichte keine Rampe vor. Man erzählte dem Scheidemann im Reichstag, Liebknecht sei im Begriff, vom Balkon des Berliner Schlosses die Republik auszurufen. Da sagte Scheidemann: „Was die können, können wir auch." Er ging also an ein Fenster. Der Reichstag war von Menschen umlagert, hauptsächlich Fabrikarbeitern, und Scheidemann fürchtete, seine Leute könnten zu Spartakus übergehen. Da kletterte er dann auf das Fenstersims, der dänische Abgeordnete Hans Peter Hansen aus Flensburg hält ihn hinten am Rockzipfel fest, damit er nicht herausfällt. Und dann ruft Scheidemann die Republik aus. Herrliches Bild, was, mit dem Rockzipfel, und ein Däne hilft. Ebert sitzt inzwischen unten im Restaurant. Und als man ihm den Husarenstreich erzählt, haut er auf den Tisch. Da haben Sie Ebert, es ist authentisch. Scheidemann will ihm klarmachen, daß es notwendig war, aber Ebert läßt sich nichts vormachen. Er faucht: „Du hast kein Recht, die Republik auszurufen. Was aus Deutschland wird, Republik oder sonst was, das entscheidet eine Konstituante." Und dann, erzählt Seyfritz, ein süddeutscher Gewerkschaftler, der dabei war, brüllt Ebert: „Du hast mich meineidig gemacht."

Schleicher: „Das ist authentisch? Es stellt Ebert in der Tat in ein gutes Licht."

„Absolut authentisch. Aber das nebenbei. Ich denke, Ihnen ist aufgefallen, was das für ein mutiger Artikel ist. Hätten wir eine Räterepublik und einen Lenin an der Spitze, wäre er nicht möglich. Der Generalfeldmarschall legt natürlich Wert auf die Partien, in denen erklärt wird, daß der neuen Regierung jeder rechtliche Boden fehle. Was haben Sie zu sagen?"

Von Harbou: „Die Tatsache, daß der Artikel möglich ist, zusammengehalten mit Ihrem interessanten Bericht von der Ausrufung der Republik und Eberts Haltung dabei, kann nur sympathisch sein. Man darf also von Ebert doch ein schließliches Nachgeben erwarten."

Gröner ließ befriedigt die Rechte auf den Tisch fallen: „Endlich eine klare Auffassung. Der Mann muß verstanden werden. Er ist in tiefen Nöten. Wir freilich auch. Alles ist eine Frage der Zeit und nichts ist zu überstürzen. Das macht er uns zum Vorwurf, daher die Ablehnung. Immerhin: etwas kräftiger könnte er schon sein."

Schleicher: „Man soll ihm, wenn es dann so weit ist, gewisse Entschlüsse abnehmen. Man rückt in Berlin ein. Er wird sich, wenn wir seine Leute schonen, fügen."

Gröner: „Das ist, ehrlich gesagt, auch meine Ansicht. Man muß ihm durch die schwere Zeit durchhelfen. Ich habe die Absicht, an sein patriotisches Gefühl zu appellieren, und zwar von einer Seite, der er nicht widerstehen kann. Ich möchte, da wir uns nicht auf Parlamentieren einlassen können, den Generalfeldmarschall bitten, ihm in einem Brief die Situation darzustellen. Ein allgemeiner Appell, Details bleiben der mündlichen Auseinandersetzung überlassen."

Schleicher: „Ein Coup de théâtre."

Gröner: „Was halten Sie davon?"

Schleicher: „Einverstanden, sofern die Wendungen des Briefes wirklich ganz allgemein sind und den patriotischen Willen Eberts stärken. Im übrigen soll man Hindenburg aus der Debatte lassen."

Gröner seufzend und mit einem wehmütigen Lächeln: „Mein Lieber, endlos wird das nicht möglich sein. Ich mag auch kaum

zu Hindenburg damit kommen, nachdem er mir eben den Westarp-artikel gegeben hat, bei dem ihm, wie gesagt, am Herzen liegt, daß der jetzigen Regierung der Rechtsboden fehlt. Er hat, ohne eine Bemerkung zu machen, auch auf den Absatz hingewiesen, der beginnt: „Gelingt ihnen wirklich die Überleitung", bitte reichen Sie mir das Blatt, „so birgt die Entwicklung — davor darf niemand die Augen verschließen — für die fernere Zukunft die schwere Gefahr in sich, daß die sozialdemokratische Gewaltherrschaft in den inzwischen getroffenen Einrichtungen und in der Stimmung der Bevölkerung eine dauernde starke Festigung erfährt." Da hat Hindenburg ein dickes Fragezeichen hinter unsere Anstrengungen gesetzt. Und (er zuckte die Achsel) nicht ohne Berechtigung."

Schleicher sehr ruhig und ernst: „Wir haben also zu sorgen, daß die Entwicklung, die Westarp an die Wand malt, nicht erfolgt. Was mich anlangt — wenn ich etwas persönlich bemerken darf —, so registriere ich unsere äußere militärische Niederlage, akzeptiere sie als eine temporäre, vorübergehende. Die innere, politische akzeptiere ich unter keinen Umständen. Eine Republik kommt für Deutschland nicht in Betracht. Die Monarchie ist die historische Staatsform der Deutschen. Es braucht nicht exakt die Vorkriegsmonarchie zu sein. Unter keinen Umständen werden wir die unnatürliche sozialdemokratische Gewaltherrschaft sich festigen lassen."

Gröner: „Durchführung?"

„Die Säuberung Berlins."

Gröner mit einer leichten Handbewegung: „Rosenrote Farben erfreuen immer. Der Brief Hindenburgs also als Herzstärkung für Ebert. Ich habe mit ihm Abend für Abend zu verhandeln. Ich denke, Hindenburgs Appell wird ziehen."

Schleicher und Harbou drängten zur Eile. Die Gefahr, daß Ebert, irritiert durch Harbous Ankündigung, sich in Unterhandlungen mit den Radikalen einlassen werde, sei groß.

Es wurde, ein günstiges Omen, der Besuch des Generals Märker zur persönlichen Fühlungnahme mit dem Großen Generalstab gemeldet. Dieser bewährte und entschlossene Offizier, ehemals Kommandeur der 214. Infanteriedivision, erklärte, in Westfalen ein Freiwilligenkorps aus zuverlässigen Offizieren und

Mannschaften aufstellen und einen besonderen Plan mit den Grundsätzen dieses Freikorps vorlegen zu wollen. Man vernahm es gern, es machte Mut. Schon als Schleicher und Harbou die Tür hinter sich schlossen, entwarf Gröner die ersten Sätze des Hindenburgbriefes.

Locklied an den Tod

Nach dem Gespräch mit Klara kündigte Stauffer sein Zimmer in ihrem Hotel, in das er ahnungslos geraten war.

Er übersiedelte in ein Hotel entfernt vom Bahnhof. Er hätte nach Hause fahren können, und seine Anwesenheit war nötig, aber er blieb gebannt in der Stadt.

Das Gespräch mit Klara hatte ihn in eine Bestürzung geworfen, die der beim Durchblättern der alten Briefe ähnelte. Es war also doch wahr, was er in jener Nacht gefühlt hatte: das Schicksal hatte ihm eine Falle gestellt, er war in einen teuflischen Hinterhalt gegangen. Man spielte ihm die Briefe in die Hand, dann trieb man ihn nach Hamburg, um — diese Frau, diese Familie zu sehen, um ihm vor Augen zu führen, in diesem Augenblick, was er verloren hatte, sein verlorenes Paradies. Sie verhöhnten ihn mit ihrem Lachen.

Sie setzten ihn vor die Tür.

Minutenlang würgte ihn ein Gefühl, das ihm fremd war: der Neid, dazu der Ekel vor sich, ein unerhörter Grad von Erniedrigung. Aber schon hatte er das unwürdige Gefühl bei der Kehle gefaßt und beiseite geworfen. Er war wieder rachsüchtig auf dem Kriegsfuße, wie an dem Nachmittag, als er zu Hause aus dem Schlaf erwachte und sich entschloß, nach Hamburg zu fahren. Lange Stunden brachte er mit dem Ersinnen von Revanche-plänen zu.

Am nächsten Morgen überblickte er noch einmal die Situation. Von dem Bewußtsein seiner völligen Ohnmacht wurde er übermannt. Er sah sein Geschick wie ein Kriminalist, der einen schlauen Verbrecher in die Enge getrieben und endlich zum Geständnis gebracht hat. Gebunden stand er da, die Hände auf dem Rücken, den Kopf gesenkt, um den tödlichen Streich zu erleiden.

Da ging er laut stöhnend im Zimmer auf und ab und beklagte sein Schicksal. Er beschwor die Mächte, die über unserm Dasein standen, mit ihm gnädig und gerecht, gerechter zu verfahren. Er führte ein stummes Verteidigungs- und Bittgespräch.

Und da war es natürlich, daß er sich in dem Raum, den ein neuer Tag mit seinem Licht erfüllte, an das Fenster setzte, einen Papierblock auf den Knien, den Bleistift (die alte Waffe) aus der Westentasche zog und sich in die Position begab, in der er sich Herr wußte, in die des Schreibens.

Noch wühlte die Qual in ihm und tat sich als Meisterin über ihn, sie gebärdete sich sehr lebendig, sie schwirrte (kam ihm vor) als Fledermaus um ihn. Bald aber würde es mit ihrer Herrlichkeit zu Ende sein. Er hob den Zauberstab, seinen Bleistift, und malte auf das weiße Papier ihre Konturen, ihre häßlichen Flügel. Er enthüllte die Häßlichkeit ihres Körpers, sie konnte sich nicht wehren, er bannte sie. So dachte Stauffer und setzte an.

Ein wildes Geschreibe floß aus seiner Feder. Er setzte an und malte:

Locklied an den Tod

Sie kommen aus dem Krieg zurück
Und fluten durch die Straßen.
Man sieht ihnen das Glück an,
Entronnen zu sein,
— Entronnen wem? —
Und sieht ihren Frauen und Geliebten
Die Freude an,
Sie wiederzuhaben,
— Auf wie lange? —
O trüber Schleier,
Der über ihren Augen hängt.
O Rausch, der durch ihre Glieder fließt
Und ihr Gehirn betäubt
Und sie, die hellen Wesen,
Treibt.
Sie sind aber,
So laut sie schreiten
Und stampfen und klappen,

Nur Nebelgestalten,
Vom Wind gejagt,
Und wissen es nicht. —
Im Winkel einer engen Kammer
Lag ich und schlief
Und schlief.
Und wie ich erwachte,
Ging ich an das Gitter des Fensters
Und rüttelte an den Stäben
Und wollte hinaus
Und konnte nicht.
Aber du
Zogst unaufhörlich vorbei,
Und ich erkannte dich manchmal,
Wie ich dich jetzt erkenne.
Ich hörte deine sanfte wirbelnde Musik,
Den leichten Schritt deiner Tänzer,
Das Schleifen und Scharren ihrer Fahnen.
Und im Seidengewand
Zogst du vorbei,
Du Herrscher, königlicher,
Tod.

Es ist ein Unkraut,
Das heißt Ich.
Es ist in dieser Welt gewachsen.
Mit Stumpf und Stiel,
Mit Wurzeln und Keimen
Es aus dieser Welt zu räumen,
Das ist mein Hangen und mein Bangen,
Das ist das einzige Unterfangen,
An das ich mich begeben mag.
O Tod, nun kommt doch an den Tag,
Wer du bist und wer wir nicht sind,
Wir Windgeweihten, Nebelgestalten,
Wir Trunkenbolde,
Leeren Fässer,
Wir sind nicht Leben

Und du nicht Tod.
Aus einer Hand, die wir nicht kennen,
Sind wir in diese Welt geflossen.
Das ist ein wütend wildes Brennen,
Das ist das Ich, das ich genossen.
Nun faß mich an und nimm mich auf
Und führ mich einen kleinen Schritt
Zu dir ins Heilsame zurück.
Das Gift hat nun genug gebrannt.
Zu Licht und Schatten, Blumensprießen
Will ich mich öffnen und erschließen.
Mit Tönen, Tanz und Fahnenrauschen
Will ich den Krampf des Ichs vertauschen.
Nun nimm mich, Tod, heb mich zu dir.
Ein Ruf, o Tod, ich bin bei dir.

Das Schreiben hat ihn ruhiger gemacht. Dankbar blickt er seinen Bleistift an und versenkt ihn behutsam in seiner Tasche. Das Papier mit den Zeilen betrachtet er aufmerksam, geht damit an den Kamin, zündet es an und läßt es in Flammen aufgehen. Dann schläft er ein, ganz besänftigt.

An diesem Nachmittag, bevor er zum Tee heruntersteigen will, wird ihm der Besuch einer Dame gemeldet. Er fragt nach dem Namen, der Name ist ihm unbekannt. Er erklärt, grade im Begriff zu sein, herunterzukommen. Die Dame möge ihn in der Halle erwarten.

Wie er sich aber den Hut aufsetzt und den Schlüssel aus dem Schloß zieht, klopft es kurz und energisch. Ihm war schon vorher gewesen, als wenn sich jemand an der Tür bewegte. Er ruft „herein". Rasch, ja stürmisch, tritt eine junge Person mit ein paar Schlittschuhstiefeln in der Hand ein und stellt sich sofort an der Tür mit dem Rücken gegen die Füllung auf.

Er braucht zwei Sekunden, um Laura, seine Tochter, zu erkennen.

Seine linke Hand stopft den Schlüssel automatisch in die Tasche, seine rechte hebt den Hut ab. So überrascht ist er, das junge Mädchen bei sich zu sehen, an das er zwischendurch mit Stolz, aber oberflächlich gedacht hat.

Sie klebt sich gradezu an der Tür an, die Schlittschuhe berühren den Boden.

Er: „Laura. Bitte, ich bitte um Verzeihung, Entschuldigung, ich wollte grade in die Halle kommen."

Sie trug ein grünes Käppchen mit schwarzem Pelzbesatz. Ebenso grün war ihre Jacke und ihr Rock. Die Jacke war an Kragen und Ärmeln mit dunklem Pelz besäumt. Trotzig und wild stand sie da und sah ihm fest in die Augen. Diese blaugrauen Augen — waren seine, vielleicht auch der Mund, aber er preßte ihn nicht so. Sie sprach kein Wort.

„Wollen Sie sich setzen", bat er, „ich lege inzwischen den Mantel ab." Sie trat sofort von der Tür und setzte sich steif auf einen Stuhl am Tisch. Er fragte: „Darf ich die Schlittschuhe beiseite legen?"

Ihr erstes Wort tonlos: „Danke, ich halte sie."

„Sie werden sich erkälten."

„Danke."

Nun wußte er nicht, warum sie hier saß. Ob sie vielleicht die Mutter geschickt hatte. Er setzte sich an die andere Seite des kleinen viereckigen Hoteltischs, auf dem Zeitungen und Bücher lagen, und schob die Zeitungen beiseite:

„Ich freue mich wirklich, daß Sie mir das Vergnügen Ihres Besuches machen."

Sie ließ die Schuhe mit den Schlittschuhen fallen, stützte den rechten Arm auf den Tisch, legte das Kinn in die Hand. Bei ihrem strengen Blick dachte er: es ist wie in Ibsens „Wildente", die Eltern streiten sich, man denkt nicht an das Kind, da ist es. Immer habe ich Schicksale geschildert, ich selbst stand außerhalb. Mit welcher Wucht es jetzt an mich herantritt, es läßt mir in seinem Jammer keine Ruhe, es setzt sich an meinen Tisch.

Sie sagte: „Sie waren gestern bei uns. Warum haben Sie mir nicht gesagt, wer Sie sind? Sie haben sich von mir ein Photo zeigen lassen. Sie wollten sich über mich lustig machen."

„Das hat Ihnen — Ihre Mutter gesagt."

„Warum kommen Sie denn überhaupt zu uns? Ich habe Sie nie zu sehen bekommen. Mama hat mir von Ihnen erzählt."

„Was? Was hat Ihnen Ihre Mutter erzählt?"

„Daß Sie sie im Stich gelassen haben, als ich noch ganz klein war. Und daß Sie sich nie um uns gekümmert haben."

„Ich weiß, daß es Ihnen beiden inzwischen nicht schlecht gegangen ist. Sonst hätte ich mich gemeldet."

Sie ließ die Hand auf den Tisch fallen: „Mama hat Sie nicht gebraucht. Gott sei Dank. Aber — ich war auch da."

Er hatte um sein Herz einen hohen Wall. Es war ihm immer gut gegangen. Nur zum Nachempfinden stieg er öfter auf den Kamm seines Walls und zeichnete ab, was er sah. Jetzt zitterte es in ihm, als sie sagte: „Ich war auch da." Er konnte nicht antworten, daß er nie an sie gedacht hatte. Laura, das war ein quäckendes Jöhr im Wagen, eine blökende Sache. Die ganze Vergangenheit erhebt sich gegen mich. Es wird eine Art Jüngstes Gericht zu meinen Lebzeiten.

„Was sollte ich tun?" er tat harmlos, „mich um Sie kümmern? Sie haben gesehen, wie Ihre Mutter darauf reagierte, als ich mich meldete."

„Reden Sie nicht" — sie verwandelte sich in eine kleine Furie, „Mama war empört, daß Sie sich jetzt melden. Nach neunzehn Jahren. Plötzlich fällt es Ihnen ein, zu kommen, weil Sie Laune haben. Aber neunzehn Jahre nicht."

„Hat Ihre Mutter mich vermißt?"

„Das weiß ich nicht. Ich erfuhr überhaupt erst von Ihnen, als ich in die Schule kam. Und ich verstand erst etwas, als ich zwölf Jahre war."

„Was haben Sie verstanden?"

Eine Kinderseele. Frauen haben sich viel mit mir beschäftigt. Ich machte Ihnen Vergnügen oder Kummer. Sie lieben einen und verfluchen einen. Aber ein Kind. Merkwürdig, auf ein Kind zu wirken, in seiner Seele mitzuwachsen.

Das Fräulein nahm die Pelzkappe ab. Sie stellte sie vor sich und spielte mit ihr. Sie sieht wie ein ernster, wie ein richtiger Mensch aus. Eine Welle von Freude wogte durch Stauffer. Warum legt sie nicht die dicke Jacke ab?

Sie: „Erinnern Sie sich an die Geschichte der Indianer in Nordamerika? Die Weißen, Engländer und Amerikaner, kamen herein. Sie nahmen ihnen allen Boden weg, die Indianer wurden heimatlos. Ich habe Indianer gesehen, im Zirkus, und bei einer

Völkerschau in Berlin. Die Indianer erinnern mich an mich. Als ich klein war, habe ich nichts vermißt. Mir ist nichts aufgefallen. Später in der Schule. Als ich zwölf war, hab' ich angefangen zu leiden. Mama hat es gemerkt. Ich habe es ihr nicht erklärt. Sie schob es auf das Alter. Ich habe Ihre Bilder in den Zeitungen gesammelt und ein Album mit Besprechungen angelegt. Ich habe keins Ihrer Stücke in Hamburg versäumt. Mama dachte, ich geh' ins Kino. Ich hab' Ihnen auch geschrieben."

„Was!"

„Sie haben geantwortet. Sehr freundlich. Ich schrieb unter einem andern Namen.

Es ist der Name Karla Schröter, aus einer Ihrer Novellen."

Der Name Lucie tauchte auf. Die geheimnisvolle Lucie machte es ebenso.

„Sie sind auch vorhin unter einem andern Namen heraufgekommen."

Er seufzte tief und fragte: „Wollen Sie nicht die Jacke ablegen? Es ist heiß."

Sie stand ohne Widerspruch auf, zog die Jacke aus und hängte sie an. Er erhob sich: „Darf ich auch Ihre Kappe anhängen?" Und er hängte sie auch an den Ständer.

Da war er hinter dem Fräulein und setzte sich neben sie in die Sofaecke. Sie blickten beide zum Fenster.

Es hatte zu schneien begonnen, das Zimmer hatte sich sehr erhellt. Er sagte sich verwundert: Ich sitze mit meiner Tochter in einem Hamburger Hotelzimmer, — und konnte zu keinem klaren Gefühl durchdringen.

Sie redete nicht. Er auch nicht. Zu seiner Überraschung war ihr Gesicht, als sie sich zu ihm drehte, hart: „Was soll geschehen?"

Er antwortete nicht, weil er die Frage nicht verstand.

„Wollen Sie wieder abfahren oder . . . ?"

Er: „Ich bin froh, da zu sein. Ich bin Ihnen dankbar, daß Sie gekommen sind. Sie hätten ruhig früher kommen können, statt mir zu schreiben. Ich hab' nichts von Ihnen gewußt. Hätte ich von Ihrem Kummer gewußt — hätte ich schon Wege gefunden, Sie zu treffen."

Die Tränen schossen ihr in die Augen. Sie ließ es ruhig sehen.

„Und das sagen Sie jetzt. Und haben nie eine Bewegung dazu gemacht. Ich bin Ihre Tochter. Für andere hatten Sie gewiß viel Zeit. An keinem Geburtstag ein Zeichen von Ihnen. Wie ein Jackenknopf, den man verliert. Mutter verbot mir, nach Ihnen zu fragen. Sie verdienten es nicht."

„Das hat sie gesagt."

„Ja. Da hatte sie auch recht."

„Hören Sie mich an. Sie sind ein erwachsener Mensch. Ihre Mutter und ich paßten nicht zueinander. Darum mußten wir auseinander. Ich habe kein Unrecht an ihr getan. Was Gott zerreißt, soll der Mensch nicht binden. Verstehen Sie das?"

Sie tonlos, während ihre Tränen versiegten: „Ja" — um dann die Arme auf den Tisch zu breiten und laut zu weinen: „Ich hab' es gewußt."

Er war erregt: „Dann werden Sie mich verstehen, warum ich mich nicht mehr meldete. Ich wußte, welche Auffassung Ihre Mutter von mir hatte."

Ihr Kopf hob sich. Sie schluchzte weiter: „Ich hab' es ja gewußt. Aber jetzt sind Sie doch gekommen. Jetzt sind Sie da."

Ein großes Wundern in ihm, sie lächelte ihn zwischen Tränen an: „Jetzt sind Sie doch da. Und Sie sind doch mein Vater."

Da ließ sie sich — war sie ohnmächtig? — auf den Teppich sinken und lag mit ihrem Kopf zu seinen Füßen. Er faßte sie bei den Schultern. Ihre Augen waren geschlossen. Ihre Zähne klapperten. Ihr ganzer Körper zuckte und schüttelte. Sie war ihm zu schwer, er konnte mit ihr nichts anfangen. Da ließ er sie auf dem Teppich, schob ihr ein Sofakissen unter den Kopf und kniete bei ihr.

Solche Situationen waren dem Dramatiker bei Frauen nicht unbekannt. Aber was sie jetzt von ihm damit wollte, seine Tochter, rührte, entzückte und erheiterte ihn. Sie ist eine kleine Frau, das fängt früh an.

Und wie er es bei anderen Frauen gewöhnt war, ging er im Zimmer auf und ab, seines Sieges und eines glücklichen Fortgangs sicher. Er mußte, was ihm in seinem Alter schwerfiel, neben ihr knien. Er hob ihren Kopf, und es erfolgte genau das, was er aus solchen Situationen kannte: sie öffnete die Augen. Aber dann erfolgte etwas, was bei den Zusammen-

brüchen anderer Frauen nie eingetreten war: das junge Gesicht, das seinem Gesicht auswich und sich an seine Brust drückte, war nicht glücklich, und in einem Krampf schluchzte und zerrte sie an seiner Krawatte. Er war in Gefahr hinzustürzen. Er kannte diese ganze Positur von der Bühne und wußte, sie gehört im allgemeinen zu den bequemsten: man hebt, jedenfalls wenn man jünger ist, die betreffende Person von der Seite auf die nahestehende Chaiselongue. Aber sie riß nun an der Weste, das war gefährlich. Er dachte, er hätte sich ihr besser von oben, von der Kopfseite her, nähern müssen, dann hätte sie mit den Armen nichts anfangen können und hätte rasch, um ihm zu folgen, aufstehen müssen. So machte sie es sich auf dem Teppich bequem. Er war im Begriff hinzustürzen und konnte außerdem nicht lange knien.

Daher sagte er, so zärtlich er konnte: „Laura? Fühlst du dich schlecht?"

Sie antwortete nicht. Sie zerrte noch stärker an der Weste. Lange konnte er jedenfalls nicht mehr knien, oder er mußte sich schon neben sie ganz auf den Boden setzen, was doch zu albern wäre.

„Steh auf, Laura. Es ist nicht gut, wenn du so liegst, das Blut steigt dir zu Kopfe."

Sie weinte weiter, sein Schlips und sein frisches Oberhemd gingen dabei flöten.

In ihm waren alle Vatergefühle erloschen. Er schwor, wenn die Sache hier noch eine Minute länger dauerte, so würde er von seinem neu errungenen Vaterrecht Gebrauch machen, indem er sie furchtbar anbrüllte.

Aber als ob sie etwas davon merkte, ließ sie ihn los und legte sich, wie störrisch, beide Hände vor dem Gesicht, auf die Seite. Er erhob sich mühsam und rieb seine Knie. Wenn sie liegenbleiben will, ist es ihre Sache. Ich bücke mich nicht nochmal.

Er ging auf und ab. Jeder Fall hat seine Besonderheit, jedenfalls dies ist eine besonders lange Sache. Da rappelte sie sich hoch, stand flink auf und legte sofort ordentlich das Kissen an seinen Platz. Er war am Waschtisch und näherte sich ihr. Sie lief auf ihn zu. Er fürchtete, sie wolle ihn umarmen. Da umschlang sie ihn, ihr Gesicht leuchtete, sie sagte: „Vater, Vater."

Er war ganz überrascht von dem Ausdruck und dem Gefühl und dachte nur: Was ist bloß dabei mit dem „Vater", nun bin ich also ihr „Vater", was hat sie davon? Er dachte, als sie endlich an dem nun wahrhaftig schon genug benetzten Schlips an seinem Hals heraufkam: schwer faßbar sind die Gefühle der Menschen, das ist mir genugsam bekannt, nun bin ich also Vater dieses netten schönen Kindes und muß mir ihre stürmische Verehrung gefallen lassen.

Was geschah. Sie ließ ihn und kreischte. Sie tanzte durch das Zimmer. Dann fiel sie ihn wieder an und küßte ihn auf beide Wangen und war ein ganz anderer Mensch. Er erkannte sofort, das war der Mensch, der ihm bei dem Besuch die Tür geöffnet hatte und mit dem Hund tobte. Jetzt hatte sie es mit ihm.

Sie setzte ihn auf das Sofa. Sie kauerte vor ihm hin, sie zupfte an seiner Jacke wie an einer Puppe und sagte ein halbes dutzendmal: „Vater, Vater. Weißt du, warum ich es sage: Weil ich es zu Hause schon tausendmal leise gesagt habe, vor deinem Bild, über meinem Buch, du bist doch mein Vater. Da bist du also. Ich kann es nicht fassen."

Und wieder legte sich ihr Kopf an seine Brust.

Demgegenüber war er wehrlos. Es kam ihm ein paarmal auf die Lippen, sie zu fragen: Dein Vater, ja, aber was hast du davon? Aber er fürchtete damit die Stimmung zu stören.

Nachher verfiel sie auf die vernünftige Idee, sich neben ihn zu setzen. Aber das hielt nicht lange an. Er mußte Arm in Arm mit ihr durch das Zimmer marschieren und sich ihren Ausbrüchen hingeben. Er hatte das Gefühl: lange kann ich so nicht Vater sein. Es bleibt mir nichts weiter übrig, als bald nach Berlin zurückzufahren.

Wir können es uns schenken, das Durcheinander ihrer Unterhaltung zu notieren.

Faktum ist, daß während dieses friedlichen und freundlichen Nebeneinandersitzens und bei der ungewohnten Zärtlichkeit, die ihm die vom Himmel gefallene Tochter erwies, Stauffer sich rätselhaft wohl und mit der Welt ausgesöhnt fühlte, und daß ihm eine Stelle aus dem Zarathustra einfiel, wo es dem Zarathustra oder dem Zauberer ebenso ging.

Was aber den Zarathustrasatz: „Doch alle Lust will Ewig-

keit" anlangt, der Stauffer einfiel, so hegte er daran Zweifel. Denn die Situation war schön und quasi vollkommen, aber es gab noch andere, die ebensogut waren.

Laura fragte leise, sie wich nicht von seiner Seite, sie wolle nicht indiskret sein, ob er vielleicht wieder verheiratet sei?

Er beantwortete diese vernünftige Frage nach sorgfältiger Überlegung: „Eigentlich nicht. Immerhin habe ich die und jene Freundschaft."

Sie: „Ich möchte sie alle kennenlernen, Vater."

„Du bist verrückt, Laura. Alle! Du denkst, ich habe einen Harem?"

Sie kicherte: „Vater schwindelt. Du willst sie mir nicht zeigen."

Er dachte: das wäre kein schlechter Einfall; ich nehme sie nach Berlin und zeige sie der Bella. Das gäbe ein Renkontre.

Sie blickte zu seiner Genugtuung auf ihre Armbanduhr und umarmte ihn. Es schien der Abschied — für heute zu kommen. Man muß das alles einmal erlebt haben.

Sie sagte: „Adieu, Vater. — Warum bist du bloß nicht früher gekommen? Die ganzen langen Jahre ohne dich. Hatte solche Sehnsucht nach dir."

Sie weinte, den Kopf an seiner Brust. Er war sonderbar bewegt, wie er sie an seinem Arm fühlte. Welch ungewöhnliches Gefühl, eine junge zitternde Tochter an der Brust zu halten — etwas Nahes, das Schutz will, das Anspruch auf meinen Schutz hat.

Sie entfernte sich langsam von ihm, war ernst, machte sich am Spiegel zurecht: „Weißt du, Vater, daß jetzt ein Abschnitt meines Lebens endet? Daß ich dich nicht hatte, hat mich ganz arm gemacht."

Er fuhr am selben Tage ab, bestürzt, ergriffen. Er hatte den unbezwinglichen Drang, sich zu entfernen, sich einzuschließen, vor einer zu starken Erregung zu entfernen. Dann besänftigte sich aber sein Inneres, und er fuhr davon, selig wie mit einer Beute, Laura, seine Tochter, seine Tochter.

Der Nacht seiner Ankunft erinnerte er sich, das Restaurant mit seiner gestohlenen Brieftasche, die rote Fahne auf den Dächern. Und zuletzt diese entzündende Szene mit Laura auf seinem Zimmer; eine große Freude erfüllte ihn und machte ihn warm. Ich hätte sie beinah verprügelt, ich bin ihr Vater. Es

müßte eigentlich eine Änderung in meinem Innern auftreten. Und diese unerbittliche Gestalt der Mutter, Klara, Hekube, die dem Brand Trojas entronnen ist. Sie wird glauben, ich raube ihr jetzt die Tochter.

Wie das alles in der Welt steht. Und alles verdanke ich diesem Umzug mit den vielen Kisten. Gott weiß, was noch aus den Gräbern für mich emporsteigt.

Vor seinem Geist sah er, im leeren Coupé ausgestreckt, ein Spinnennetz. Die Spinne arbeitete, sie lief aus einer Ecke, zog den Faden, das Netz schaukelte, sie zog eine neue Runde, alles regelmäßig, ordentlich, ein geheimnisvolles Bild, das er betrachtete, in einer liebevollen Bewunderung, worüber er einschlief.

FÜNFTES BUCH

BIS ZUM 7. DEZEMBER

Einige Kölner drohen diskret mit dem Abfall der Rheinlande. Ein General in Kassel will auch drohen, möchte die Sache aber erst überschlafen.

Die Kölner sind jetzt so weit

Die Herren in Köln waren nun soweit.

Ihre Strümpfe hatten sie, jeder auf seine Weise, in ihre Stiefel verstaut, die Hosenträger saßen, die Westen waren zugeknöpft und die Uhrketten mit den Berlocken baumelten. Jeder hatte noch zu sehen, ob der Schlips ordentlich saß und wie man überhaupt aussah — nicht schön, aber darauf kam es nicht mehr an, ernst, gewichtig, wie es die Sache erforderte.

Man trat noch einmal in dem Stiefel fest auf, bückte sich, um die Schnürsenkel festzuziehen. So, so, das macht rot im Gesicht, das gibt Farbe. Ordentlich rasiert? Soso, lala. Die Haarbüschel aus den Ohren kriegt man ja doch nicht heraus. Nun dann in Gottes Namen an die Gewehre, in den Mantel herein, Hut, Schirm. Es soll und muß geschehen.

Zwei setzten sich darauf mit ihren Frauen und großen Jöhren — denn auch die Jugend mußte zur Stelle sein — in die Elektrische, welche sie mit gewünschter Schnelligkeit ans Ziel führte.

Einer wohnte in der Nähe des Ziels. Daher promenierte er, seiner Überlegenheit bewußt, erst später langsam, den Kragen hochgeschlagen, durch zwei dunkle Straßen seinem Ziel zu. Er hatte nicht nötig, sich Mut zu machen. Er war des Ausgangs der Angelegenheit sicher.

Die Herren trafen sich wie verabredet unten in dem hellbeleuchteten Haus mit dem Restaurationsbetrieb. Ihnen war ein dürftiges Zimmer reserviert, in dem sich sechs Stühle und ein Garderobenständer befanden. Sie waren sehr froh, sich hier zu finden und einander die Hände zu schütteln, noch bevor sie die Mäntel abgelegt hatten. Sie behielten die Mäntel auch an, weil hier nicht geheizt war. Die Frage, ob man oben geheizt hatte, würde sich, darüber waren sie einer Meinung, später entscheiden.

Ja, soweit war man gelangt, dank der eigenen Arbeit und der unverdrossenen opfermütigen Tätigkeit der Zeit, die, nachdem sie den November Tag um Tag wie ein Kohlenträger herangeschleppt hat, jetzt ohne Ermatten sich an den Dezember heranmachte und nun schon bei dem vierten Abend hielt. Die Herren nahmen dies mit großer Hochachtung zur Kenntnis und fühlten sich gut bedient.

Voller Vertrauen bewegten sie sich in dem dürftigen Zimmer, das heute Vorstandszimmer hieß. Sie waren alle drei von Empfindungen, die sie sonst nicht wahrnahmen, heimgesucht — unter den Achseln, in den Beinen, im Rücken. Es kam ihnen ständig vor, als ob der Schlips rutschte.

Draußen hörte man Menschen ankommen, sie plauderten, lachten, riefen. Es fuhren Wagen vor.

„Viele Leute", wurde in das Zimmer hineingesagt, „viele hundert."

Von den Herren strahlten zwei. Der Dritte saß am Garderobenständer und versuchte auf seinen Knien zu schreiben. Mitleidig reichten ihm die beiden andern, die bloß froren und mit den Füßen stampften, einen Füllfederhalter und eine Brieftasche als Unterlage. Er nahm sie an. Er äußerte dabei, es sei zum Schreiben recht dunkel, was sie aber auch nicht ändern konnten, woran sie auch nicht schuld waren. Sie betrachteten selber staunend die kleinen Gasflammen, die jeden Augenblick ausgehen wollten. Der eine bemerkte: „Es ist um zu sparen."

Der andere flüsterte: „Für ein Vorstandszimmer reicht's."

Der Dritte wäre durchaus nicht verpflichtet gewesen, ihrer Aufforderung zu schreiben, zu folgen, aber er nahm es als Ehrenpflicht an und schrieb.

Es erfolgte ein mächtiges Klingelzeichen. Die drei einsamen Herren blickten sich an. Sie debattierten rasch, ob sie Mäntel und Hut hier lassen sollten, aber beschlossen, es darauf ankommen zu lassen und erst oben abzulegen.

Sie erfuhren auf der Treppe durch ihre Jöhren, daß oben geheizt war. Man stand nun ratlos. Dann halfen ihnen die Jöhren beim Ausziehen und schleppten die Sachen in das Zimmer zurück.

Die drei Herren zogen, leicht geblendet, beschämt, liebens-

würdig, ihrer Haut nicht sicher, ein. Ein ungeheurer Jubel, Händeklatschen empfing sie. Es war tatsächlich geheizt.

Am Vorstandstisch saßen schon fünf andere ernste Herren, mit denen man Händedrücke tauschte. Nun konnten sich die Herren setzen. Es war geschehen. Es juckte sie jetzt weder an den Beinen noch unter der Achsel. Sie saßen bloß, warteten und waren da.

Während einer von den fünf ernsten Männern redete, brüllte, fuchtelte, kamen die Herren zu sich und beschäftigten sich damit, gradeaus zu sehen, den Kopf nach verschiedenen Seiten zu drehen, was ohne Schwierigkeit möglich war, aber auch keine neuen Perspektiven verschaffte.

Allmählich traten dann die Schlipse wieder in Funktion, und ihre Finger machten den gewohnten Weg zum Hals herauf, um zu zupfen und zu ziehen. Man blickte geradeaus.

Nachher kam man an die Reihe, und jeder redete was.

Erdrückt von einem kolossalen Händeklatschen sank einer nach dem andern auf den Stuhl und regte sich nicht. Man schwitzte bloß.

Es war die Krise, der Schweißausbruch. Sie waren geheilt, gerettet.

Sie betrachteten einander, während sie sich abtrockneten. Sie hatten es sich so nicht vorgestellt. Es war ihnen förmlich gemütlich geworden. Sie bemerkten jetzt Verwandte und die Jöhren im Saal. Und plötzlich war alles aus.

Unter großem Hallo erhob man sich unten. Sie wurden auf dem Podium bestürmt und mußten Rede und Antwort stehen. Man klatschte ihnen auf die Schulter und beglückwünschte sie. Es war erstaunlich, ehrlich gesagt. Sie hatten es so nicht gemeint.

Nur der mit dem Zettel war aus dem Häuschen und behauptete, während sie die Treppe heruntergingen: gerade dies wäre beabsichtigt gewesen. Womit sie sich auch zufrieden gaben.

Die Resolution, die der mit dem Zettel vorgelesen hatte, protestierte gegen Berliner Schulpläne und murmelte etwas von einem Abfall der Rheinlande.

Nachher, unten im Vorstandszimmer, taten ihnen allen nachträglich doch die Gesäße weh von den schlechten Rohrstühlen. Einer humpelte und klagte über sein eingeschlafenes Bein. Sie

sagten alle drei, als sie in Hut und Mantel auf der Straße standen und die frische Nachtluft atmeten: „Gott sei Dank."

Sie hatten so genug, daß sie sich schnell nach Hause begaben und in ihre Betten verkrochen. Die Versammlungsbesucher taten desgleichen.

Eine Traumfigur in Generalsuniform

Breitschultrig, die Mütze in der Hand, stieg am Spätnachmittag der württembergische Offizier, General Gröner, gefolgt von einer Ordonnanz, die Treppe zum ersten Stock von Schloß Wilhelmshöhe hinauf. Im Gang nahm er der Ordonnanz, die die Hacken klappte und sofort kehrtmachte, die geschlossene Mappe ab.

Im Zimmer saß aufrecht ein alter schwerer preußischer Offizier mit dicken Augensäcken. Sein weißer Schnurrbart war breit geschwungen, die kurzen weißen Kopfhaare standen hoch. Mit einer groben und tiefen Stimme lud er den Württemberger ein, seitlich am Tisch Platz zu nehmen.

Der alte preußische Offizier hatte als Zwölfjähriger, jetzt war er siebzig Jahre, das Kadettenhaus zu Wahlstatt, darauf die Hauptkadettenanstalt Neue Friedrichstraße Berlin besucht. Denn, wie er später als Feldmarschalll erklärte, „Soldat zu werden war für mich kein Entschluß, es war eine Selbstverständlichkeit".

Sein Vater nahm 1863 als Major den Abschied und zog in das Gutshaus zu Neudeck. Er hatte beim 1. Posenschen Infanterieregiment Nr. 18 gedient. Damals lebte auch noch die Mutter des späteren Generals, die Tochter eines Militärarztes Schwickart.

1866, mit neunzehn Jahren, wurde der jetzt unbewegliche Mann mit den starren Alterszügen Sekondeleutnant im dritten Garderegiment zu Fuß in Danzig und marschierte flott im gleichen Jahr mit der zweiten preußischen Armee in Böhmen ein und stieß am 3. Juli, am Tage der Schlacht von Königgrätz, mit der ersten Gardedivision von Horenowes vor, als eine österreichische Batterie westlich von Nedelischt den Preußen eine Kartätschenladung entgegenwarf. Der blutjunge Leutnant wurde getroffen. Ein Geschoßstück durchdrang den Adler seines Helms und warf den

Mann bewußtlos um. Aber er konnte sich aufraffen und fand seine Grenadiere wieder und nahm mit ihnen fünf Kanonen der österreichischen Batterie.

Daher trug er beim Einmarsch in Berlin am 20. September 1866 den Roten Adlerorden 4. Klasse mit Schwertern.

Der Krieg von 1870. Er zog im Juli hinaus. Bei dem mörderischen Frontalangriff bei St. Privat verlor sein Regiment siebzehn Offiziere und dreihundertvier Mann. Die Kugel verschonte ihn diesmal.

Er wohnte der Einkesselung der Armeen des Kaisers Napoleon III. bei Sedan bei und vertrat bei der Ausrufung des preußischen Königs Wilhelm I. zum Deutschen Kaiser im Spiegelsaal zu Versailles sein Regiment.

Es kam die lange, lange Friedenszeit. Er ging auf die Kriegsakademie nach Berlin. Seine Altersgenossen waren die späteren Generale Karl von Bülow, Hermann von Eichhorn, Friedrich von Bernhardi. Aus dem blutjungen flotten Leutnant von Königgrätz ist ein ernster Mann geworden, der gern jagt.

Er wird 1878 zum Hauptmann befördert und in den Großen Generalstab versetzt, rückt zum Major auf, sein Chef ist der alte Moltke, sein Abteilungschef Oberst von Schlieffen. Er wird Lehrer der Taktik an der Kriegsakademie, verfaßt eine Feldpioniervorschrift und lehrt die Verwendung schwerer Artillerie in der Feldschlacht.

Oberstleutnant, Oberst, Brigadekommandeur, Generalmajor, Generalleutnant. Nun ist er dreiundfünfzig Jahre alt und Kommandeur der achtundzwanzigsten Division in Karlsruhe. Es gibt noch einige Stufen. Er wird zuletzt, ordnungsmäßig, 1911 zur Disposition gestellt.

Sein König verleiht ihm den hohen Orden vom Schwarzen Adler. Er bleibt à la suite seines dritten Garderegiments zu Fuß. Seine Laufbahn ist beendet. Hannover wird sein Ruheplatz.

Da scheucht den alten verdienten Militär der dritte Krieg auf, 1914.

Die Russen sind in Ostpreußen eingefallen. Die Njemenarmee des Generals Rennenkampf und die Narewarmee Samsonows bedrohen das Land. Die Leitung der deutschen achten Armee versagt, sie will den Kampf erst hinter der Weichsel aufnehmen.

Da ruft man den nun siebenundsechzigjährigen General z. D., Paul von Beneckendorf und von Hindenburg aus seiner Pensionsstadt Hannover.

Man gibt ihm als Generalstabschef einen Mann bei, der sich zuletzt bei Lüttich ausgezeichnet hat. Die beiden gewinnen Schlachten bei Tannenberg und an den Masuren. Und da ist es aus mit seiner ganzen militärischen Karriere.

Er ist, ohne eine Bewegung zu machen, in eine Sphäre gerückt, wohin ihm nicht einmal sein kaiserlicher Herr folgen kann. Sie haben ihm, dem Lebendigen, etwas getan, was sonst nur Verschollenen, Erloschenen geschieht: zu einem Traumbild gemacht.

Er ist der Paladin des deutschen Volkes, der unwiderstehliche Held auf dem schneeweißen Roß. Er jagt die Feinde in den Sumpf. Die Russen sind Kobolde, Frösche, die ins Wasser hüpfen. Diese Russen, wie sie kläglich, zum Lachen, mit ihren langen Kanonen in den Morast stürzen.

Der ehemalige General, jetzt Teufelsbezwinger, dirigiert den ganzen deutschen Krieg, und nun fühlt man sich geborgen. Das Vaterland kann ruhig sein. Es können Feinde kommen, so viele wollen — man steht unter Hindenburgs väterlicher Obhut. Sein Heer siegt in vielen Schlachten. Er hat einen klugen Gehilfen, den General Ludendorff.

Und wer der ehemalige General geworden ist, enthüllt sich erst ganz, als die Niederlage naht. Weil er da ist — kann alles geschehen. Ludendorff kann gehen, der Kaiser abdanken, ein schrecklicher Waffenstillstand folgen — es kommt zu keiner Niederlage. Die Zeitungen schreiben Niederlage, die Feinde jübeln, aber Hindenburg lebt, und darum ist es nicht wahr.

Wahr ist vielmehr, daß unheimliche Mächte, im Besitz riesigen Materials, sich gegen den strahlenden Helden und sein unbesiegbares deutsches Volk verbunden haben, daß sie das Land umringen, es erdrücken wollen.

Der treue Eckhard aber wacht. Und man hält dem Treuen die Treue. Man bringt die Opfer, die er fordert. Die Feindestücke wird zunichte werden.

Die Verwandlung hat der alte Soldat stumm auf sich genommen. Auch als Generalfeldmarschall ist er preußischer Landedelmann geblieben. Der Kaiser hat ihm beim Abschied die Sorge

um Armee und Land ans Herz gelegt. Der Alte kennt seine Aufgabe.

Er sitzt jetzt in Kassel dem Württemberger gegenüber, dem Nachfolger Ludendorffs, des eigentlichen Feldherrn des verlorenen Krieges. Dieser Württemberger ist jener hohe Offizier, welcher vor dem Kaiser in einer entscheidenden Stunde den Fahneneid „nur eine Idee" nannte, die unter gewissen Umständen nichts bedeutet, ein Mann, der vor der Geschichte den Abgang des Kaisers auf dem Gewissen hat.

Gröner, vorsichtig im Umgang mit dem Alten, weiß trotz seines Rationalismus: ihm gegenüber am Tisch, mit den grauen Zügen, die schon bei Lebzeiten zu Granit erstarren, sitzt jemand, der mehr als sein Vorgesetzter ist.

Der alte Marschall läßt sich berichten und stellt Fragen.

Für Berlin ist ein Generalkommandeur Lequis bestimmt. Er soll die Reichshauptstadt säubern und von den Radikalen, die die Bevölkerung tyrannisieren, befreien. Der Volksbeauftragte Ebert macht Schwierigkeiten. Gröner rät, trotzdem langsam Schritt um Schritt, möglichst mit Eberts Zustimmung, die geplante Säuberung vorzunehmen.

Das paßt dem alten Landedelmann, der den Sozialdemokraten am Wohnsitz der legitimen kaiserlichen Regierung in Berlin verabscheut, lange nicht. Gröner legt ihm nahe, ein Handschreiben an den Volksbeauftragten zu richten. Der Marschall grollt über die Zumutung.

Er betrachtet Gröners Entwurf und liest darin.

Er murmelt: „Ich fasse das so auf: ich rufe den Mann zur Ordnung."

Gröner bestätigt.

Der Marschall legt das Blatt unter seine Hand. Er will diese Sache noch überschlafen.

Ein Mann guten Willens sitzt im Haus des revolutionären Vollzugsrats. Ihm kommt vor, man könne die ganze revolutionäre Behörde spielend verhaften — welche Möglichkeit ihn erschreckt.
Der Russe Radek stößt bei seinem Freund Karl Liebknecht auf die eigentümliche deutsche Bedenklichkeit. Rosa Luxemburg äußert sich nicht.

Dem Soldaten Imker geht ein Licht auf

Der Soldat Imker ging in seiner feldgrauen zerschlissenen Kluft nach der Prinz-Albrecht-Straße, wo der sogenannte Vollzugsausschuß tagte. Das war eine revolutionäre Körperschaft, die über dem Rat der Volksbeauftragten stand und in einen Streit mit den Volksbeauftragten über ihre Vollmachten geraten war.

Imker sah vor diesem Gebäude Autos stehen und viele Leute aus- und eingehen. Eine Kontrolle war so gut wie nicht vorhanden. Man fragte eigentlich nur, wohin einer wollte und zeigte ihm den Weg. Das sah Imker erstaunt an.

Nachher betrat er selbst das weitläufige Gebäude, das sich, ehemals Preußischer Landtag, von der Prinz-Albrecht-Straße, von Höfen und Gärten umgeben, bis zur lauten Leipziger Straße hinzog. Er geriet in endlose Gänge. Kommissionen hatten in diesen Zimmern und Sälen, die alle numeriert waren, ihren Sitz gehabt. Nun war Imker also auch einmal an den Sitz einer richtigen ehemaligen Macht gekommen, an eine der Stellen, von denen die Befehle ausgingen, durch die man dahin und dorthin geschickt wurde.

Kleine Leute wie er gingen auf den Steinfliesen und den beschmutzten Läufern hin und her. Manche schienen hier nur zu flanieren wie er. Manche suchten und fragten, trugen Mappen. In einer größeren hallenartigen Erweiterung saß ein Mann an einem Tisch und hatte ein kleines Telephon vor sich. Auf seinem Tisch lagen Zettel. Um ihn drängten sich Leute.

Wie Imker in dem hellen von oben durch Tageslicht beleuchteten Raum sich auf einer Bank niederläßt, rücken zwei, die da

sitzen, beiseite und flüstern. Imker denkt, was die schon für Geheimnisse haben werden. Warum kann man jetzt eigentlich nicht laut reden. Er ärgert sich bei dem Gedanken, daß hier in dem Haus, das nun dem ganzen Volk gehört und wo eine Obrigkeit nichts mehr zu suchen hat, welche flüstern und Geheimnisse haben. Er wird allmählich wütend, als die immer weiter flüstern. Sie werden von dem Telephonmann am Tisch nicht aufgerufen und haben offenbar hier so wenig was zu tun wie er. Es sind übrigens beide Leute in Zivil.

Da ist neben ihm eine Säule, und jetzt stellen sich rauchend an die Säule zwei Männer, beide in Uniform, die sich eben zufällig an dem Telephontisch getroffen und mit lautem Rufen die Hände geschüttelt haben. Sie setzen ihr Gespräch, das aber laut, neben Imker fort.

Sie waren Kameraden im Feld, erzählen, wie sie ihre Familien angetroffen haben, machen Witze, senken die Stimmen und kichern. Dabei blickt Imker auf und erkennt, daß der eine zwar keine Achselstücke, aber einen Offiziersmantel trägt. Er ist schlecht rasiert, hat wilde kleine schwarze Augen und einen unordentlichen braunen Schnurrbart. Sie reden nun auch leiser, aber Imker versteht jedes Wort. Der Offizier amüsiert sich und zeigt seinem Kameraden, was es hier neuerdings für Kommissionen, Körperschaften und so weiter gibt.

Und wie aus einem Seitenzimmer ein einzelner Herr langsam heraustritt und, von dem Telephonmann begrüßt, den großen Gang nach der Leipziger Straße zu einschlägt, legt der Offizier den Zeigefinger auf den Mund und schweigt. Nachher flüstert er einen sehr bekannten Namen, Mitglied dieser obersten Revolutionsbehörde. Imker hört es perplex. Er hat diesen Herrn mit Brille, der einen guten Wintermantel und einen steifen schwarzen Hut trug, für einen Kaufmann, vielleicht für einen Lebensmittellieferanten gehalten. Das also ist der berühmte X? Er ist bedrückt. Um die dummen beiden auf der Bank, die unentwegt erregt weiter flüstern, kümmert er sich nicht mehr.

Da stellt sich aber der schlecht rasierte Offizier mit den wilden Türkenaugen vor seinen Kameraden und fragt ihn, wie ihm das alles nun gefalle, hier beim Vollzugsausschuß.

„Wieso?" „Na, wieso? Du hast doch den gesehen mit der

Brille. Nun stell dir einen vor, dem hier nicht alles paßt. Der sieht nun den mit der Brille friedlich und still langspazieren und kommt im Garten bei der Leipziger Straße 'raus." „Na, was?" „Was? (Der Offizier lachte heftig auf, es war schon beleidigend.) „Dann hast du ihn, im Garten. Und den ganzen Vollzugsrat.

Hier (er flüsterte), sieh dich doch mal um, hier gehen sie 'raus und 'rein, wie sie wollen. Ich verpflichte mich, mit einer kleinen Kolonne den ganzen hohen Rat zu verhaften, die ganze Bude auszuheben und einzusperren." Der andere starrte erstaunt.

Imker hatte jetzt seinen Kopf zu deutlich vorgestreckt. Der Offizier merkte, daß man ihm zuhörte. Er machte schroff kehrt. Sie wanderten rasch ab.

Neben Imker flüsterten noch immer die beiden. Er rutschte, wütend wie er war, näher und vernahm endlich etwas. Zu seiner Verwunderung stritten sie sich wegen eines Mädels. Der eine hatte einen Brief in der Hand.

Jetzt hatte Imker genug. Er stand auf und zündete sich selber an der Säule eine Zigarette an. Hier hatten die beiden gestanden. Also da gibt es ein ganzes großes Haus, und da sitzen unsere ersten Leute drin, die festhalten sollen, was die Revolution gebracht hat, und — wie sieht denn der berühmte X mit der Brille aus? So ein gemütlicher Mann. Gefällt mir nicht. Eine dämliche Schafsnase.

Imker marschierte zornig nach vorn. Wenn ich die beiden fasse, haue ich sie nieder. Und plötzlich, wie er draußen im Garten war, wo viele hin und her gingen, fiel ihn, beim Anblick des weiten festlichen Gebäudes, das Entsetzen an. Er war fast erstarrt. Er dachte an den Krieg, an gefallene Kameraden, an Minna und an das Elend in Berlin — und hier sitzen die Kommissionen, und der berühmte X ist ein fauler Koofmich mit der Zigarre, der genehmigt jetzt sicher im Restaurant einen feinen Kognak — und der Offizier, der mit den kleinen schwarzen Augen, hat ganz recht: wenn man will, kann man hier die ganze Gesellschaft wie eine Diebsbande ausheben.

Als wenn der Blitz in ihn eingeschlagen hätte, stand er und blickte auf das Gebäude, an dessen Fenstern unten Leute friedlich ihr Brot aus dem Papier verzehrten.

Es war Mittwoch, der 4. Dezember. Von diesem Tage datierte die Gesinnungsänderung Imkers, des entlassenen Soldaten.

So verlassen sind wir, so — verlassen, fühlte er. Von aller Welt sind wir verlassen. Die hier richten sich ein, essen, gehen spazieren — inzwischen liegen schon welche im Hinterhalt, um uns zu ermorden.

Er war wieder kalt und ruhig wie im Krieg, obwohl es einen Unterschied gab: im Krieg ließ man alles an sich herankommen, jetzt ging das nicht, man war bedroht.

Er zog nach Hause. Seine Schwester Minna hatte mit ihm leichtes Spiel. In ihre Agitationsgruppe ging er aber doch nicht.

Denn die Dinge standen viel zu einfach, als daß man darüber lange zu reden hätte.

Wie hatte sich das kleine Zentrum Welt zerstreut, das sich einstmals im Elsaß, in einem kleinen Lazarett gebildet hatte.

Zwei Soldaten waren von Leutnant Heiberg erschossen, als man seinen Oberst angriff; die revolutionären Soldaten schworen, sie zu rächen, vor ihrer Wut mußte sich der Leutnant verstecken. Seine Geliebte, Hanna, behielt ihn am Abend bei sich, die Nacht verbrachte er bei ihrem ehemaligen Verlobten, dem Provisor, der frühmorgens mit ihm nach Straßburg fuhr und ihn am Broglieplatz absetzte: nur noch dünne Fäden schwimmen davon in der Welt herum.

Hannas Sehnsucht nach Heiberg — aber sie hängt schon am Arm des Provisors, er nimmt einen neuen Platz in ihrem Leben ein. Und von dem Leutnannt ist nichts mehr im Elsaß, es sei denn das Kind, das sie trägt.

Die Menschengruppe, die sich mit Kranken, Ärzten, Schwestern, Hilfspersonal im Lazarett gebildet hatte, war wie ein Bienenschwarm, der seine Königin verloren hat, in alle Welt zerstäubt.

Bottrowski hieß ein deutscher Soldat, der in Straßburg zuerst eine deutsche Revolution kennenlernte. Imker war ihm ähnlich: langsam, fest, selbständig, skeptisch, menschenfreundlich. Beide liebten es zu handeln und zu schlichten. Bottrowski hatte im Krieg freilich die Neigung zu trinken angenommen, die ihn jähzornig machte.

Seine Frau betrieb in einer Neuköllner Straße einen Holz-

und Kohlenkeller, wo sie auch von Zeit zu Zeit Kartoffeln und Gemüse aufnahm. In dem Keller, dessen zwei Stuben und Küche nach dem hellen Hof hinausgingen, hauste Bettrowski nach dem Krieg wieder. Bei ihm wohnte außer der Frau der alte wacklige Vater der Frau und die kleine Tochter.

Das Kind fand er bei seiner Rückkehr in einem kränklichen Zustand. Er hatte deswegen gleich Streit mit seiner Frau, aber es lag an den Lebensmitteln; Bottrowski konnte sich überzeugen, die andern Kinder auf dem großen Hof sahen nicht anders aus.

Er machte als Holz- und Kohlenhändler kleine Fuhren und fand im Schuppen seinen alten klapprigen Wagen wieder. Die Seitenbretter hatte man weggeschleppt. Er hatte zu tun, sich neue zu beschaffen, fuhr zu einer Sägemühle heraus, und ein Kamerad, den er da fand, verhalf ihm billig zu Planken, an denen er dann tagelang sägte, bohrte und malte. Auch die Räder hatten es in sich, die Achse war eigentlich zu erneuern, schwere Fuhren waren mit dem Kasten schwerlich zu bewältigen. Aber er war zufrieden.

Schlimmer war es mit dem Gaul. Das Pferd hatte ihm immer ein ehemaliger Kutscher, dann Fuhrwerksbesitzer, aus einer Nachbarstraße geliehen. Der Mann war aber gefallen, die Frau betrieb das Geschäft mit ihrem Sohn weiter, und die Frau verlangte für jedes Ausleihen des erstaunlicherweise noch immer lebendigen Viehs einen schweren Batzen Geld. Bettrowski mußte einwilligen; es leuchtete ihm auch ein, daß die Frau für die Ausnutzung des alten Gauls etwas verlangte, das Tier war schlachtreif, und jede Anstrengung führte es seinem Ende näher. Bottrowskis Traum im Feld war gewesen — er korrespondierte darüber auch mit seiner Frau —, sich selber ein Pferd anzuschaffen, den Schuppen im Hof konnte er, allein oder mit einem Freund erweitern und einen Stall für das Pferd bauen, und dann würde er auch größere Fuhren, Umzüge und so weiter übernehmen und sie konnten ihren Holz- und Kohlenkeller aufgeben.

In dem kleinen Wohnzimmer Bottrowskis saß Imker, der Bottrowski in einer Neuköllner Kaserne begegnet war, mit den Eheleuten zusammen. Der Neuköllner war heiter und geduldig. Er wusch seiner Frau den Kopf, weil sie ihn aufhetzen wollte:

Die Frau: „Max, dein Wagen. Und das Pferd!"

„Na, Kutsche ist es nicht, und ein Möbelwagen erst recht nicht. Aber damit fahre ich noch lange nach der Markthalle. Und wenn die Frau drüben vernünftiger wird, dann machen wir mit unserer kleinen Mieke auch noch einen Sonntagsausflug damit."

Mit Imker allein war Bottrowski stiller und ernster.

Sie schwiegen und rauchten.

Bottrowski fing an: „Ich war immer Sozialdemokrat. Ich bin's auch heute. Was geschieht, muß in Ruhe geschehen. Wenn man sich schlägt, geht alles kaputt."

Imker: „Du weißt, Bottrowski, ich sage nicht gleich ‚schlagen'. Aber wenn gar nichts geschieht?"

Der Neuköllner rauchte stumm, dann sagte er: „Da hast du recht. Da liegt der Hund begraben."

Sie waren einer Meinung, die sie aber nicht weiter brachte. Da kamen Schritte die Hofkellertreppe herunter. Die Frau, die in der Küche wusch, führte einen kleinen schlanken Mann, eher einen Herrn, herein.

Er trug einen Nickelkneifer, hatte graue, lange, zurückgekämmte Haare, sein Stehkragen war weiß und seine Stulpen. Dies war der Vorsitzende eines Berliner Parteibezirks, der Bottrowski besuchte, um sich bei ihm über Vorgänge in dem unruhigen Neukölln zu informieren.

Als er das gedrückte Wesen Bottrowskis und Imkers, offenbar eines entlassenen Soldaten, den man beeinflussen sollte, bemerkte, erging er sich in längeren theoretischen Betrachtungen.

Theorie sei wichtig, sagte er, besonders heute, wo man verwirklichen wolle, was man bisher nur geplant habe. Da müsse man natürlich auch genau wissen, was man geplant habe, und was mit dieser Revolution beabsichtigt worden sei und was man weiter vorhabe, und wie man verfahren müsse.

Und er erklärte: „Hauptsächlich keine Sabotage. Uneinigkeit gefährdet alles. Der Leidtragende ist bloß das Proletariat. Und wer der Nutznießer ist, das könnt ihr euch denken. Das sollen sich besonders die Neuköllner gesagt sein lassen."

Natürlich kam Imker dann mit der Frage, was geschehen solle. Da zeigte sich der kluge Gast sehr erstaunt. Wie lange Imker in

Berlin sei, ob er nicht Zeitungen lese, den „Vorwärts", ob er nicht wisse, daß man keinen Kaiser, sondern Volksbeauftragte an der Spitze habe, mit Ebert und Scheidemann, also bewährten Leuten aus der Arbeiterklasse? Es ist alles eingeleitet und im Gange: die Wahlen zur Nationalversammlung werden vorbereitet, der Termin wird bald herauskommen. Deutschland wird eine demokratische Republik. Diktatur nach russischem Muster gibt's nicht.

„Unter keinen Umständen", bekräftigte Bettrowski „mir sollte noch mal einer befehlen. Wenn ich meckern will, meckere ich allein."

„Das ist Demokratie."

Imker blieb unsicher: „Und weiter? Wenn die Truppen vom Feld kommen, was geschieht? Die können uns das Fell über die Ohren ziehen. Was tut ihr dagegen?"

Und er erzählte, was er im Landtagsgebäude, im Haus des Vollzugsausschusses, gehört hatte.

Der Besucher schlug die Hände über Imkers Leichtgläubigkeit zusammen: „Was da einer erzählt. Werdet ihr auf Redensarten 'reinfallen."

So leicht ließ sich Imker nicht abspeisen: „Genosse, da bin ich aber im Bilde. Von so was versteh' ich nun auch was. Wenn ich ein Haus sehe, und vorne und hinten stehen zwei Wachen, die kein Maschinengewehr haben und im Haus ist kein Mensch bewaffnet und man kann überall durch alle Türen 'rein, da kann man mit Leichtigkeit jeden 'rausholen, den man will."

„Holt aber keiner", schrie der Besucher, er lachte und war außer sich, „das sind ja alles Einbildungen. Damit erschreckt Liebknecht und die ‚Rote Fahne' die Leute. Fallt doch bloß nicht auf so was 'rein. Und außerdem (er wurde ernster) tut ihr den Bürgern damit noch einen Gefallen. Denn das heißt: wir können nichts. Mit uns ist nichts los, unsere eigenen Leute machen schlapp."

Bottrowski meinte, man müsse sich auf allerhand gefaßt machen. Es könne schon was passieren.

Der Besucher strich sich sein langes Haar und war verärgert. „Hier in Neukölln wirkt Liebknecht zu stark, ihr gebt nach, ihr laßt euch ins Bockshorn jagen."

Schließlich wütete er gegen die wilden Sozialisierer, besonders in Neukölln. Er wurde wieder sehr gelehrt und duldete keinen Widerspruch. Er kam mit Marx und dem „Kapital" und was da klar bewiesen sei: Man soll nichts überstürzen. Der Sozialismus ist absolut gesichert, die Arbeiter haben den Staat in der Hand und man geht „wissenschaftlich" vor.

„Neulinge können alles verderben. Sie wollen den sozialistischen Staat morgen. Erfreulicherweise gibt es noch den sozialdemokratischen, geschulten Arbeiter und Gewerkschaftler. Die Entwicklung auf den Sozialismus ist naturwissenschaftlich notwendig. Man hat im Grunde nur nötig, die Entwicklung nicht zu stören. Der schlimmste Feind heißt Putschismus — von welcher Seite auch der Putsch kommt. Die Sache ist wissenschaftlich, wissenschaftlich."

Als er ging, hinterließ er bei den beiden andern eine mürrische Stimmung. Sie saßen noch lange, bis zwölf, rauchend und bedrückt da, sprachen wenig — bis die Frau sie aufschreckte und die vorgerückte Zeit ankündigte.

Da erhob sich Imker, und Bottrowski begleitete ihn auf den Hof, wo man noch einmal liebevoll den kleinen Schuppen, der ein Stall werden sollte, betrachtete.

Sie drückten sich kräftig die Hände, damit war das ganze heillose Gerede des Bezirksbonzen aus der Welt gejagt. Imker erinnerte flüsternd seinen Kameraden an den kommenden Freitag, den 6., an die Volksversammlungen.

Bottrowski gab zurück: „Abgemacht."

Es war eine strenge, frostklare Nacht.

Radek und Liebknecht

Vor dem Hause am Anhalter Bahnhof patrouillierten mehrere kräftige Männer, einige standen im Hausflur.

Hier druckte man die „Rote Fahne", die Zeitung der Spartakisten. Während in einem Redaktionsraum einige Frauen und Männer tippten, telephonierten, halblaut miteinander sprachen, traten zwei verfrorene Männer, der eine mit einer einfachen Mütze, der andere mit Hut und Kneifer, ein, blickten zusammen

in ein Manuskript, das ihnen eine kleine, grauhaarige Frau hinreichte — sie tippte gleich weiter —, und gingen nach einem kurzem Flüstergespräch mit der Frau — es war Rosa Luxemburg — hinaus. Sie hatte gesagt, sie würde kaum vor einer Stunde frei sein. Es war Abend.

Die beiden Männer gingen in einen sehr unwirtlichen Raum am Ende des Korridors. Da waren Papierballen und Broschüren aufgestapelt. Einen Tisch oder Stuhl gab es nicht. Auf dem Korridor lief man unaufhörlich, Türen klapperten, immer wieder schrillte das Telephon. Aber man hatte Licht und konnte sich auf einen Papierballen setzen. Die Mäntel behielt man an.

Der kleinere und jüngere der beiden Männer, der die Schirmmütze trug und auch im Sprechen seine Zigarette nicht aus dem Mund ließ, war der Russe Radek, ein Journalist. Er sah sehr blaß aus. Er saß auf einem Ballen an die Wand gelehnt, qualmte und achtete sorgfältig, daß seine Asche nicht auf das Papier fiel.

Der andere, größere, von bürgerlich intellektuellem Aussehen, schien stark zu frieren. Er suchte vergeblich in dem vollgestopften Raum zu einem Dauermarsch zu kommen und wand sich tatsächlich ein paarmal durch die kleine Gasse. Dann beschränkte er sich darauf, die fünf Schritte, die man zum Türöffnen frei gelassen hatte, rasch hin und her abzumessen. Zuletzt trat er auf der Stelle. Es war der Spartakistenhäuptling Liebknecht.

Sie führten die Unterhaltung, die sie in Liebknechts Wohnung beim Tee begonnen hatten, fort.

Liebknecht war heftig und aufrichtig. Aber die letzten Wochen hatten ihn nicht sicherer gemacht. Er schwankte in mehreren Fragen — Beteiligung an der Nationalversammlung oder nicht —, baldiger proletarischer Vorstoß oder langsame Sammlung. Das schrecklichste, ihm von Sozialisten und Bürgern entgegengeworfene Wort „Putsch" peinigte ihn.

Er hielt Radek vor: es ließe sich theoretisch schwer ausmachen, wann ein Vorstoß ein Putsch und wann er mehr sei. Alles liefe auf die Beurteilung der augenblicklichen Lage hinaus.

Da fing der Russe, Emissär der Bolschewiken, an, ihm mit Genauigkeit ein Beispiel aus der Revolution seines Landes zu entwickeln.

„Die Diskussion in bezug auf Revolution, revolutionärer Vor-

stoß und Putsch gab es auch bei uns — ich sage nicht, genau wie hier, aber ähnlich. Lassen wir den Einwand der einfach passiven Bürger und Kaisersozialisten beiseite. Sprechen wir nur von der Diskussion innerhalb der aktiven, also bolschewistischen Gruppe.

Ende September 1917 hatten wir folgende Situation: Kerenski herrscht. Das Heer steht im Kampf mit Deutschland, die Revolution hat annähernd den Punkt erreicht, auf dem sie heute hier steht: Bürger und Sozialdemokraten haben offiziell die Macht in Händen, der alte Adel und das Militär ist offen oder geheim mit ihnen im Bunde und will jeden Augenblick zuschlagen."

Liebknecht stand nachdenklich.

Radek fragte: „Du bist einverstanden?"

„Ein Unterschied: der Krieg. Kerenski führte noch Krieg, Ebert — braucht keinen zu führen."

„Richtig. Das macht eure Lage schwieriger — aber auch leichter: Ihr bekommt in ein, zwei Wochen alle Truppen, die gegen den Krieg sind, in eure Hand. Die Generale führen sie euch zu."

Liebknecht, ohne zu antworten, setzte sich für seine fünf Schritte in Bewegung.

Radek auf dem Papierballen fuhr fort: „Damals im September 1917, nein, Ende August, druckte nun Stalin als Redakteur in unserer Zeitung einen Artikel Sinowjews ab: „Was nicht tun?" Gemeint war der Aufstand. In diesem Aufsatz kam ein Satz vor, der mir noch gegenwärtig ist: man müsse der Wahrheit ins Gesicht sehen, es seien in Petrograd zur Zeit Bedingungen gegeben, die die Entwicklung eines Aufstands vom Typ der Pariser Kommune 1871 begünstigten. Also eine böse Diffamierung einer Erhebung."

Liebknecht: „Warum böse? Der Vergleich mit der Kommune kann nicht diffamieren."

Radek: „Ja und nein. Lenin hat die Sache ein paar Tage später aufgegriffen. Du hast natürlich im allgemeinen recht, aber wir reden nicht vom Allgemeinen. Lenin bezeichnete diesen Vergleich unserer Lage mit der Kommune als oberflächlich. Du fragst: Warum? Warum? Weil wir den Leuten sogleich etwas bieten konnten und boten, wozu die Kommune nicht imstande war. Wir

gaben den Bauern Land und machten ein sofortiges Friedensangebot. Ferner politisch: unsern inneren und äußeren Feinden gegenüber: wir haben es uns, in Rußland, nicht nehmen lassen, das Versailles von 1870, unser Petrograd und seine Banditen anzugreifen und die Banken der Bürger zu beschlagnahmen.

Nun die Frage des Massenaufstandes: wie beantworteten wir sie, wir im Zentralkomitee? Zunächst nahm in Moskau Ende September das Distriktbüro eine Resolution gegen das Zentralkomitee an und forderte klare Linie für den Aufstand. Nach zweitägiger Diskussion sprach sich dann das Zentralkomitee auch gegen das Vorparlament aus. Lenin und die Masse haben also geführt, das Komitee folgte.

Aber die Diskussion ging weiter, der Massenaufstand war noch nicht da. Er mußte organisiert und eingeleitet werden. Das Zentralkomitee trat wieder zusammen, es war der 10. Oktober, in der Wohnung Suchanowa. Lenin erschien, noch mit Brille und Perücke, aber ohne Bart — ein Zeichen, daß er sich mehr herauswagte. Man hat zehn Stunden debattiert. Es kamen Gerüchte und Meldungen, die komplett in einem übereinstimmten: Vertreter der Nordarmee warnten, Kommandos der Truppe hätten beim Rückzug eine dunkle Geschichte vor; dasselbe aus Minsk. Man erfährt, die Front ist gegen Kerenski. Lenin formuliert völlig eindeutig die Situation. Erstens: ‚Die Massen haben die Resolutionen satt. Zweitens ist ein Agraraufstand da, und drittens will aus begreiflichen Gründen die Regierung diesen Agraraufstand nicht zur Kenntnis nehmen oder sogar ersticken. Man muß also sofort zustoßen.' Darauf waren für den bewaffneten Aufstand zehn gegen zwei. Diese zwei waren Sinowjew und Kamenjew. Eine bittere Nuß für Lenin. Übrigens auch Rykow. Aber der war nicht anwesend.

Es kommt etwas, was dich interessieren wird und überhaupt lehrreich ist: Unsere ‚militärische Sektion' lehnte allgemein die ‚Parole ‚bewaffneter Aufstand' ab, gegenüber dem angeblich ahnungslosen Dilettanten und Zivilisten Lenin, und zwar aus ‚militärisch-technischen' Gründen. Du magst daraus in bezug auf deine militärischen Berater Schlüsse ziehen.

Man war noch immer nicht zu Ende, der Zeitpunkt stand nicht fest und die Diskussion selbst ging noch immer, noch immer

weiter, ja, sie nahm Formen an, die für die Partei gefährlich wurden. Die Gegner Lenins waren bereit, die Parteieinheit zu sprengen. Sinowjew und Kamenjew erließen einen Aufruf an die Partei, in dem sie ihr Ideal erklärten: sie hätten etwas ganz Neues parat, eine kombinierte Lösung, ein Amalgam von Nationalversammlung und Sowjets. Sie vertrösteten die Arbeiter und Bauern, die Land und Frieden wollten, auf übermorgen. Das Lied ist dir geläufig. Sie singen es jeden Tag im ‚Vorwärts'. Was die Schlauberger vorhaben, ist klar: sie wollen die Arbeiter und Bauern ermüden. Man kann keinen Elan und keine Situation konservieren; morgen ist nicht mehr heute."

Liebknecht: „Ich stimme dir da vollkommen bei."

Radek: „Also du hast morgen nicht mehr dieselben Leute in Händen wie heute. Es ist gleichzeitig die Frage, ob du selber, der heute noch etwas sagen kann, es noch morgen kannst. Du kannst dir das nicht klar genug machen. Wir haben gewisse Unaufmerksamkeiten und Rechenfehler furchtbar bezahlen müssen.

Jedenfalls formulierte bei uns die Gegenseite: unsere Parole ‚sofort oder niemals' sei falsch. Man könne, ja, man müsse ‚wachsen'. Das Programm des Proletariats müsse erst sehr breiten Massen geläufig werden. Erst dann käme man dazu, Wasser und Feuer zu vereinigen, und es entstände das Fabeltier, die Verbindung der Nationalversammlung und der Sowjets. Übrigens um die Ähnlichkeit voll zu machen, griffen uns die Versöhnler auch direkt an, indem sie behaupteten, wir besäßen vor der Geschichte des Proletariats nicht das Recht, seine ganze Zukunft auf die Karte des bewaffneten Aufstands zu setzen. Sie wollten lieber als Opposition, als des Bürgertums getreue Opposition, in das Parlament einziehen."

Liebknecht: „Es war wirklich ungeheuer, was Lenin wagte."

Radek lächelte stolz: „Lenin, der Geist der Revolution, unser Lehrer, der vollkommenste Marxist. Er führte mit absoluter Sicherheit über die bloße Beobachtung und Scheinobjektivität hinweg. Und wenn es für Marxisten einen Fallstrick gibt, so ist es die Einbildung, man könne sich in irgendeiner Hinsicht ‚objektiv', also praktisch außerhalb der Situation, verhalten. Da war Lenin immer vollkommen sicher. Er hat auch psychologisch diesen Objektivitätsirrtum durchstoßen, als einen Wandschirm

für die bürgerliche, akademische Unentschlossenheit. Die Sinowjew, Rykow und so weiter erschraken, als er schlicht meinte: nein, keine lange Entwicklung, die Situation ist reif. Der Erfolg hängt von zwei bis drei Kampftagen ab. Das klang ihnen nach Sturmangriff, hurra, war ihnen greulich."

Der Russe wußte, wie tief er mit diesen Bemerkungen seinen grübelnden, abwägenden, von Bedenken hin und her gezogenen deutschen Genossen traf.

Liebknecht hatte sich schon, wie Rosa, für die Nationalversammlung ausgesprochen, aber nicht offen. Diese Deutschen wühlten furchtbar in sich. Tausend Situationen lebten zugleich in ihnen, jede Bewegung erfuhr eine Verzögerung und stellte das Resultat von einem einzigen Stoß und zwanzig Gegen- und Zwischenstößen dar. Wie hatte in einem solchen Volk nur Karl Marx entstehen können, fragte sich Radek.

Und er fing wieder zu sprechen an, zu dem andern, dem geliebten Führer der radikalen Massen, der einmal, frisch aus dem Zuchthaus, zu ihm gekommen war und wie ein junger Sozialist schwärmerisch „ja" zu allem sagte, was er ihm riet und jetzt als echter Deutscher voller Bedenken steckte und nichts wußte und vielleicht auch gern als Opposition in die Nationalversammlung einziehen würde — ach, der unentwegte Pazifist, lieber als in den Kampf und in den bewaffneten blutigen Massenaufstand.

Diesem, dachte Radek, war kein Bruder von einem Zaren gehenkt worden wie Lenin. Dieser hatte nicht wie Lenin ein halbes Leben im Exil zubringen müssen, unter Gefahren. Er war Rechtsanwalt und Abgeordneter gewesen.

Der Russe war imstande, ohne ironischen Ton und Blick auf den Deutschen, von Rykow zu erzählen, wie der damals mit einem Genossen durch Moskau spazierte: „Sehen Sie diese gewaltigen Steinhäuser", sagte Rykow, „die reichen Läden, den wimmelnden Geschäftsbetrieb. Und da kommen wir, wir, und was sind wir hier? Pygmäen, die einen Berg verschieben wollen." Solche Hochachtung hatte Rykow vor den Einrichtungen der bürgerlichen Gesellschaft. Welche Massen Bauern und Arbeiter aber es gab, wie sie im Krieg abgeschlachtet und im Frieden mißbraucht wurden und litten, das war ihm in diesem Augen-

blick nicht gegenwärtig. Er war, um mit Lenin zu sprechen, oberflächlich, dumm."

Liebknecht nahm das zur Kenntnis, den Rücken an die Tür gelehnt, die Hände in die Manteltaschen gestopft, den Blick auf den Boden. Er lenkte von dem Thema ab, indem er auf die Versammlungen zu sprechen kam, die für den 6. Dezember geplant waren. Deswegen war man ja eigentlich hergekommen.

Radek verstand die Wendung. Er empfahl, die Spartakusgruppe nicht offen an der Sache zu beteiligen und nur die allgemeine Taktik anzuwenden: sich jeden revolutionären Feuers, wo es sich zeigte, zu bemächtigen.

Liebknecht meinte aufatmend: nun, da stimmten sie überein. Ihm gefiel übrigens die Art, wie diese Versammlungen sich vorbereiteten: Deserteure, echte Kriegsdienstverweigerer und revolutionäre Pazifisten — setzen sich zur Wehr, weil sie einen mit Offizieren durchsetzten Soldatenrat nicht anerkannten. Das sei spontan. Er hoffe, sie würden die Rückständigkeit dieses Rats entlarven. Sie würden ihn als Brutherd der Reaktion brandmarken.

„Und dann auf die Straße", meinte Radek, „nach der Versammlung rote Fahnen heraus und zum Alarm gegen die Reaktion."

Liebknecht nickte lebhaft: „Ich verspreche mir etwas von dieser Aktion. Wir müssen noch mehr glühende Kohlen auf den Häuptern der Reaktion sammeln. Wir werden erfahren, ob die Massen und in welchem Umfang sie für einen großen Vorstoß reif sind."

Der Russe lächelte: „Du erwartest Beweise?"

Schritte draußen. Eine Männerstimme: „Sie sind hier."

Radek sprang auf.

Die grauhaarige Frau, die im Büro geschrieben hatte, trat hastig ein. Sie suchte in den Gesichtern der beiden, als sie ihnen die Hand gab: „Nun?"

Während Radek und Frau Luxemburg russisch sprachen, gingen sie.

Der andere Mann folgte langsam, die Augen auf den Boden gerichtet.

Hier fängt der Tag für einen herrlich an, es stellen sich lauter gute Zeichen ein, dann erfolgt ein Unfall, aber auch der kann die Herrlichkeit des Tages nicht mindern. Man hört von Pogromen in Lemberg und begegnet Ostjuden, die entronnen sind. Sie wollen nach Amerika.

Es war ein Tag, der für den Oberleutnant Becker herrlich begann.

Er wachte erholt auf. Am Vormittag machte er eine Fahrt in das Lazarett am Friedrichshain zu einer chirurgischen Untersuchung. Die Luft wehte winterlich kalt. Er saß summend in der Droschke und verließ gegen elf Uhr summend das Lazarett. Er war zuversichtlich und voller heiterer Bilder.

Sogar aus dem Lazarett nahm er ein schönes Bild mit. Man hatte ihn in einem weiten Krankensaal untersucht und neu verbunden. In diesem hellen, weiß gekachelten Saal lagen je zwanzig Kranke an einer Seite in ihren weißen Betten. Sie waren warm eingehüllt. Manche lagen mit Streckapparaten. Manche trugen unförmige Kopf- und Halsverbände. Aber alle lagen ganz still da, und um sie wimmelten die vielen Menschen, die Ärzte, Schwestern und Wärter, die Männer und Frauen in weißen Schürzen und Mänteln und taten dies und jenes an ihnen. Sie legten sie, sie wickelten sie und fütterten sie. Sie wuschen und trockneten sie. Die Kranken lagen dann in ihren warmen Schalen da und warteten und hatten zu warten, damit ihre Wunden heilten und ihr Fleisch und die Knochen wieder zusammenwüchsen. Das taten sie langsam. Und inzwischen wickelten sie die Schwestern und die Pfleger immer wieder, und die Ärzte sahen sie an und man fütterte sie.

Das war wie ein Ameisenhaufen. Wimmelnde Tierchen betreuten ihre Puppen in den pergamentnen Hüllen, lagerten sie um und setzten sie der warmen Sonne aus.

Und als nun Becker langsam an seinen zwei Stöcken die Friedenstraße entlang strich, sah er rechts und links vieles, was dazu paßte und ebenso rührend und freundlich war. Da putzten die Frauen ihre Fenster. Eine kleine Alte kam mit einem Kinder-

wagen daher. Zwei Männer ruhten sich auf einer Bank aus. Fröhlich klingelte die Elektrische vorbei.

Das haben die Menschen alles gemeinsam gebaut. Dafür haben sie sich zusammen hingesetzt, einen Plan entworfen und ausprobiert, und nun funktioniert es, und sie wohnen in den Häusern und fahren in den Wagen auf Schienen.

Und die große rote Brauerei an der Ecke, wie sie da zu Hunderten drin arbeiten, an Bottichen stehen, die Gärung beobachten. Auf dem Hof rollen sie Tonnen, einige stehen am Tor, kontrollieren Wagen, einige blicken sich auf der Straße um.

Becker ging Schritt für Schritt. Er machte heute den ersten großen Versuch, zu dem ihn der Facharzt ermutigt hatte. Tapfer bewegte er sich, rechts und links mit seinem Stock bewaffnet, ein Vierfüßler.

Ein paar stille Straßen entlang ging es, und nun dachte er, quasi hinter dem Rücken des Schicksals, das mit ihm schon so viel vorgehabt hatte, sich zu der Schönhauser Allee durchzuschlängeln, um dort in eine Droschke zu steigen und seinen Sieg zu feiern.

Er schlich auch, von nichts gehindert, bis ans Ende der Friedenstraße und ließ sich von einem Schutzmann über den Platz am Königstor führen. Er machte sich daran, den Prenzlauer Berg zu erklimmen, als es ihm doch zu sauer wurde und er haltmachte. Es genügt, sagte er sich, bis hierher, bis zur Neuen Königstraße gelangt zu sein. Und in diesem Gedanken überquerte er sorgfältig, tapp, tapp, die Straße und freute sich dabei des hellen und beinah warmen Sonnenscheins — als ihm unerwartet sein rechter Arm mit dem Stock wegglitt und er, ohne zu wissen, was ihm geschah, auf dem Straßenpflaster lag, den linken Arm mit dem Stock hochgestreckt wie um in den Himmel zu reisen.

Zwei Personen bemühten sich um ihn und hoben ihn auf. Er lächelte erstaunt und verwirrt und bat um Entschuldigung. Die eine Person war ein Bäckerjunge mit einem Fahrrad, das er eben an die Bordschwelle gelehnt hatte. Diesem Jungen war von der Höhe des Bergs sein Rad durchgegangen, als Becker grade unwahrscheinlich langsam über den Damm schritt. Der Junge wollte an ihm vorbei, fuhr aber Beckers rechten Stock an.

Der Bäckerjunge war erschrocken, gab Erklärungen, bettelte, das Weinen war ihm nahe. Becker war froh zu stehen und sagte nichts. Und da — sauste der kleine Übeltäter schon ab.

Neben Becker stand die zweite Person, die ihm aufgeholfen hatte, ein schwarzgekleideter, ernster jüngerer Mann mit einem runden schwarzen Vollbart. Er wollte Becker stützen, aber der dankte: er habe nur ein paar Schritte bis zur Neuen Königstraße. Aber wie er dann ging und zur Ecke kam, fühlte er sich schwindlig und er mußte nach dem Arm des Mannes greifen, der noch neben ihm ging. Traurig fuhr ihm durch den Kopf, da kann ich diesmal doch keinen Siegesrapport machen.

Er setzte sich mit dem Mann in das große Restaurant an der Ecke, in den geheizten Raum, und bei einem Glas Tee wurde sein Kopf wieder klar. Er betrachtete seinen Nachbar, und da fiel ihm das schöne Bild von vorhin ein, von dem Lazarett mit den Ameisenpuppen, die man wickelte. Und er sah: dies Malheur ist mir nur widerfahren, um dies an mir zu wiederholen und zu bestätigen. Und er betrachtete aufmerksam und dankbar seinen Nachbarn, eine der vielen Hilfen, die sich die Menschen also schaffen, wenn sie friedlich nebeneinander leben. Dann bilden sie Kreise, Ringe und Ketten, ja, Reigen, als wenn sie einer Musik gehorchten.

Inzwischen sprach sein Helfer, ein Ostjude, erzählte von Lemberg, seiner Heimat. Er sei erst wenige Wochen in Berlin. Der Mann wollte sich entfernen, als er Becker munter sah, aber der hielt ihn zurück und wollte mehr von ihm wissen.

Eine lange Leidensgeschichte, stockend vorgetragen, erfuhr Becker, von den Kämpfen der Ukraine und Polen um Lemberg und in Lemberg, und wie man das Judenviertel am Markt anzündete.

Becker: „Wann?"

„Vor drei Wochen, haben Sie's nicht in der Zeitung gelesen? Die Zeitungen sind doch voll davon gewesen. Und dann die Plünderungen und der Pogrom."

Becker: „Wer hat einen Pogrom gemacht? Sind Menschen umgekommen?"

„Ob Menschen umgekommen sind? Hunderte. Ganze Straßen

haben sie verbrannt hinter dem Theater, und der Polizei haben sie nicht erlaubt zu löschen."

Becker: „Wer hat es denn getan?"

„Wer? Ist doch gleich, wer es war. Die Ukrainer oder die Polen. Natürlich beide. Uns kann's gleich sein."

Trübe saß der Mann da. Zufällig trat noch einer, ihm ähnlich, in das Lokal. Sie fixierten und erkannten sich. Der Neue trat näher, sie flüsterten zusammen, Becker hatte nichts dagegen, daß sich auch der andere zu ihm setzte.

Ja, man verfolgt unser Volk, erzählte der erste. Er schaukelte den Kopf. „Wir haben zu leiden, wohin wir kommen."

Der andere: „Wir bleiben nicht in Berlin. Wir gehen nach Amerika."

Becker: „Und wird es da gut sein?"

Der erste gelassen: „Gut? Es wird nirgends gut sein. Aber man wird leben."

„So ist es", bestätigte der zweite.

Sie halfen Becker in eine Droschke. Er ließ sich von dem ersten die Adresse geben. Er wollte ihm später noch mal für seine Hilfe danken.

Das Schicksal der Juden

Die Mutter zu Hause war geängstigt, weil er so spät kam. Aber er war heiter und erzählte gleich, beinah lachend, von dem kleinen Malheur. Es wäre also kein ganzer, sondern nur ein halber Sieg gewesen. Die Mutter bemerkte, wie ruhig und sicher Friedrichs Ausdruck war. Die Säfte schießen wieder in ihn, er blickt so liebevoll, o mein gesegnetes Kind, dachte sie — und fühlte sich tief glücklich.

Das Schicksal, das ihn so gütig in diesen Tag hineingeführt hatte, wollte ihm heute noch mehr Gnaden erweisen.

Nachmittags erschien der behäbige Krug, und das Gespräch kam bald auf das Malheur und den halben Sieg von heute morgen. Besonders befaßte sich Becker jetzt mit den beiden Leuten, mit denen er im Restaurant gesessen hatte. Er beschrieb die Beiden.

„Solche gibt es viele in der Gegend", meinte Krug, „eigentlich mehr im Zentrum der Stadt."

Becker erzählte, wie fatalistisch sie ihm erschienen wären: „Freundliche, hilfsbereite Menschen. Aber diese Erzählung von Lemberg. Es macht einen furchtbaren Eindruck, wenn Menschen, denen solch wahnsinniges Leid passiert, nicht klagen. Sie sagen: sie gehen weiter, nach Amerika — aber da würde es auch nicht gut sein."

„Schließlich haben Sie recht", meinte nicht sehr interessiert Krug, „sie sind Stoiker, die wahren Philosophen. Sie haben sich die notwendige dicke Haut angeschafft."

Becker: „Das sind nun die Juden. Ich kenne Juden aus zwei Quellen. Die eine fließt schwach, es ist meine eigene Erfahrung — die andere fließt stärker: ihr Buch, die Bibel. Und wenn ich beides vergleiche, was ich von ihnen kenne, aus dem Leben und aus der Bibel, so geht es nicht zusammen. In ihren Büchern sind sie ein eckiges Bauernvolk, das sich isoliert, sie beten ihren Eingott an und lassen sich lieber abschlachten, als daß sie ihn aufgeben. Das kann man märtyrerhaft nennen. Man kann es aber auch anders sehen. Er erinnert mich von weitem an den ‚Avare', den ‚Geizigen', von Molière. Der gibt sein Gold nicht aus, er vergräbt es. Er nutzt es nicht, aber er stirbt beinah, wenn man es ihm wegnehmen will. Er verteidigt es mit den Krallen, mit der letzten Leidenschaft. Harte Leute in jedem Fall. — Und nun die Juden, die ich aus dem Leben kenne, dagegen gehalten. Da gibt es einen Menschenschlag, der ist flink, fleißig, geschäftstüchtig. Sie gönnen sich keine Ruhe. Sie sammeln das Geld nicht wie der ‚Geizige' von Molière, sie verwenden es, sie verstehen sich auf das Geschäft und lassen das Geld arbeiten. Sie sind Bankiers, Händler, oder gehen in die Industrie, wie bei uns der Ballin zum Schiffsbau, die Rathenaus in die AEG. Aber es macht sie nicht recht — breit. Verstehen Sie mich, Krug? Ich meine, sie werden nicht ruhig, ruhiger und gesättigt. Es liegt wohl daran, daß man sie nicht läßt. So ganz aufgenommen sind sie bei uns trotz ihrer Gleichberechtigung ja doch nicht. Aber so sind sie nun mal. Und nun mein Lebensretter von heute morgen.

Es war etwas Merkwürdiges mit den beiden, etwas, das mich

beschäftigt. Der eine hat mir zwar aufgeholfen, hat mich abgeklopft, mir seinen Arm gereicht und blieb dann bei mir. Aber daß er mir grün war, er oder der andere, wäre zu viel gesagt. Ich merkte deutlich: er hilft mir zwar auf, weil ich hingefallen bin, und man hilft sich, aber im übrigen — wie soll ich sagen — bin ich für ihn Luft, und er geht weiter. Ich bin weder Ukrainer noch Pole, die in Lemberg den Pogrom gemacht haben, aber er wirft mich mit ihnen in einen Topf. „Es geht uns überall schlecht, auch in Amerika wird es nicht anders sein." Er macht auch mich für das Unglück, das ihn und seine Angehörigen getroffen hat, verantwortlich.

Krug: „Hochmut. Die Weltgeschichte dreht sich um sie. Dabei möchte man wissen, worauf, worüber sie hochmütig sind. Denn schließlich und endlich die Eingottreligion, sogar ihre Bibel, haben sie doch nicht mehr allein."

Becker lachte: „Das ist grad das Schlimme. Man hat ihnen nicht nur ihr Land weggenommen, sondern sogar noch ihren Gott. Zum mindesten, kaufmännisch gesprochen, hat man eine Konkurrenzfirma aufgemacht, die sie enorm überflügelte."

Krug machte: „Pah! Sie hätten ja in die neue Firma eintreten können."

„Das Unglück, das ihn getroffen hat, ist gewiß grauenhaft, man kann davon verstört, ja, vollkommen zerschmettert sein. Man kann zu einem Haß auf die ganze Welt kommen. Aber ist dieser Mann zerschmettert? Haßt er? Nein. Passen Sie auf, Krug, das ist wichtig. Der Mann findet: Ich bin nicht wert, daß er sich meinetwegen empört. Es lohnt nicht, mich zu hassen. Er hat sich seine These zurechtgemacht: er nimmt das Unrecht und die Roheit quasi als Geschenk, ja mit Hochgenuß, natürlich ganz im geheimen, als Auszeichnung an. Das ist es, und dagegen empört sich etwas in mir. Jetzt ist es bewiesen, denkt er, jetzt steht es fest, was die andern für elende Wichte sind.

Sie kennen das aus dem Unterricht, Krug. Ich habe in der Klasse immer gesehen, daß es eine sehr ernste Sache ist, einem jungen Menschen Unrecht zu tun, gräßlich wird es gar, wenn es sich zufällig wiederholt und der Junge auf den Gedanken kommt, man hat was gegen ihn. Er spricht sich nicht aus. Dann schiebt sich in ihm alles quer. Der Junge wird widerspenstig und un-

erfreulich. Er bildet sich schließlich was ein. Ja, das schlimmste ist, daß er sich zuletzt was einbildet. Weil ihm absichtlich oder zufällig Unrecht geschehen ist, erhöht er sich über die andern."

Krug: „Den Typ kenne ich. Gleicht sich aber wieder aus."

„Manchmal. Manchmal auch nicht. Bei den Juden eben nicht. Denen hat man allerhand angetan, das liegt auf der Hand. Erstens hat man ihnen, wie Sie auch fanden, ihre Religion weggenommen, und das Christentum erscheint ihnen als eine Art mißratenes Kind, das seine alten Eltern ins Elend jagt. Und zweitens das ständige Unglück, das sie bei ihrem Exil erleiden. Aber mir kommt vor, daß sie jetzt schon an diesem Dauerexil festhalten, um uns weiter ins Unrecht zu setzen."

Krug: „Sie haben den Eindruck, daß sie das Unglück herausfordern?"

„Es muß so sein, Krug, weil sie doch allmählich ihr Schicksal durchschaut haben müssen. Sie müssen es in ihren Willen aufgenommen haben, es bedeutet etwas für ihre Überlegenheit — und für unsere Niedertracht. (Er blickt lange starr vor sich, auf seinen leeren Schreibtisch). Ich komme wieder zum ‚Avare' von Molière. Sie machen jetzt ihr Unglück zum Besitz und lassen es sich nicht entreißen. Mit jedem Unrecht wachsen sie über uns Übeltäter hinaus. Das Ganze hat schon keinen politischen oder psychologischen Charakter mehr; es hat schon ein metaphysische, unheimliche Farbe."

Krug: „So was gibt's öfter in der Naturgeschichte. Organismen, die auf alte Weise, bei ihrer früheren Temperatur oder Feuchtigkeit, nicht mehr leben können, formen sich in dem neuen Milieu um, passen sich an; es sieht manchmal wie eine neue Art aus. Schließlich bleibt den Juden nichts weiter übrig. Wie sollen sie über das ‚Milieu' hinwegkommen, über all diese Polen, Ukrainer, die ihren Weg kreuzen?"

Becker blickte auf: „Indem sie selber Unrecht tun. Warum nicht? Das tut alle Welt. Schließlich haben sie, wenn man alles addiert, ein Anrecht auf einen schönen Posten Unrecht und Gewalttat. Außerdem könnten Leute, die sich so lange auf Recht und Unrecht festgefahren haben, einmal davon genug haben. Sie könnten sagen: so geht's nicht weiter — packen wir die Sache einmal anders an. Aber sie tun's nicht, sie verstocken,

erstarren, statt meinetwegen bösartig zu werden und sich Luft zu verschaffen. Sie setzen sich wie die Leute vom Königstor, denen man eben den Verwandten massakriert hat, hin und erklären: so ist das Leben, wir gehen nach Amerika, aber da wird's auch nicht anders sein, und dann — beten sie. Sie ‚beten' Krug, was ist nun das? Unter solchen Umständen, ‚beten'. Was wollen sie damit? Ist es nicht der Gipfel der Ahnungslosigkeit, der Verkehrtheit, sich so, in diesem Zustand Gott zu nahen? Es ist doch eigentlich burlesk, sich die Schuhe auszuziehen, wenn man sich Gott nähert, und gleichzeitig in einem derart ungeordneten inneren Zustand, in solchem Hochmut und Starre, verkrampft zu sein und verschlossen zu erscheinen. Und in der Absicht, so zu bleiben."

Becker schüttelte sich. Krug betrachtete ihn und wunderte sich über die Heftigkeit, mit der er sich in diese Angelegenheit vertiefte. Er kannte Beckers Neigung, sich in Nebensächlichkeiten zu verhaken. Nun würde er sich wohl bald losmachen.

Becker fuhr fort in einer Art Monolog: „Nietzsche hat von der unterirdischen Rachsucht der Juden gesprochen. Ich sehe davon nichts. Sie fallen nur über sich her. Sie kommen nicht mehr aus sich heraus. Sie halten nur scheinbar an ihrem Gott fest; sie haben auch den nicht mehr. Denn sie beten nicht vor dem himmlischen Thron: gib mir ‚mich', gib mir meine göttliche Seele wieder."

Krug sah nicht, wie man auf diese Weise von dem langweiligen Thema abkam. Er gähnte und meinte: „Da sind wir Kanadier doch bessere Leute. Wie benahmen wir uns im Krieg? Nicht wie Kinder mit einem Dauerbock. Wir haben, Deutsche, Engländer, Franzosen, Amerikaner und so weiter, unsern Krieg rechtschaffen geführt, als ob es weder Juden- noch Christentum gibt."

Becker schreckte auf: „Was für ein Wort. Was für ein Wort, Krug."

„Das werden Sie doch zugeben. Solche Massenschlacht, wenn sie mal im Gange ist, mit Artillerie, Fliegern, Minen, wird resolut und robust mit eigener Legitimität durchgeführt; sie läßt sich ihr spezifisches Gewicht von keinem rauben." (Nun wäre man also endlich bei einem andern Thema.)

Becker: „Sie sind großartig, Krug. Wie Sie das hinsetzen."

Krug: „Als Naturwissenschaftler."

Becker staunte ihn an: „Wie Sie das aus dem Ärmel schütteln! Sie haben vollkommen recht. Es trifft ins Schwarze. — Wir haben rechtschaffen unsern Krieg geführt, als wenn es nicht Juden noch Christentum gibt. Wie denn, Krug? Als Heiden?"

Krug schmunzelte: „Warum nicht? Wenn Sie wollen. Jedenfalls absolut ohne Theologie. Und so war dies und wird es weiter sein, in saecula saeculorum."

Becker ließ nicht den Blick von ihm, als wenn er eine Erscheinung wäre: „Sie sprechen heute gradezu erleuchtet, Krug. Und wie ist es mit dem ‚Beten?' Was merken Sie davon, was erreichen Sie damit? Welche Wirkung haben Gebete, Krug?"

Der lachte: „Da wenden Sie sich aber wirklich an eine falsche Adresse, Becker. Nun bitte ich Sie aber, hören Sie auf. Sie spintisieren. Das ist Qualm, und Sie verqualmen sich damit."

Becker: „Es gibt Dinge, die einen faszinieren — und man möchte gern wissen, warum. Wie ein Gesicht, das einen Glanz ausstrahlt, und man blickt und sucht, von wo eigentlich der Glanz ausgeht."

Da erhob sich aber der behäbige, geduldige Krug, spazierte im Raum herum und begann, als ein Teufelsbeschwörer, auf eigene Faust zu reden. Er sprach, was ihm einfiel — von Politik, von Versammlungen, von der Schule, von allerhand Intrigen. Er ließ sich aus über das unausrottbare Gerede hinter den Direktoren. Was dahinterstecke? Der uralte Plebejerhaß auf einen reichen, einzellebenden Mann mit Kultur.

Becker folgte unaufmerksam. Was man denn rede?

„Die großen Jungs erzählen sich allerhand. Er hat seine Lieblinge. Das ist unvorsichtig. Andere sind eifersüchtig, klatschen."

Becker wurde aufmerksam. Er bat Krug, dem Direktor gelegentlich nahezulegen, ihn zu besuchen. Er würde sich über den Besuch freuen.

Krug: „Er kommt gern. Aber seien Sie vorsichtig, er weiß von dem Gerede nichts, er, der Hauptbeteiligte."

Krug war weg, die Mutter unterwegs.

Aber Becker fesselte das Licht, das von den beiden Juden ausging. Warum? Weil sie sich verhakt haben, aus den Maschen ihres Netzes nicht loskommen? Ah, dieses geheimnisvolle Gesicht mit seinem Zauber. Und je mehr Becker sich dem Zauber zuwandte und in seinem Glanz badete, um so mehr, kam ihm vor, verschmolz er damit. Ah, man hat mir mein Abbild vorgestellt — man hält mir einen Spiegel vor.

Wie sinnvoll das Leben ist, wie durchscheinend die Dinge werden, wie alles voller Früchte hängt. Es sieht aus, als wären da fremde, unbekannte, gleichgültige Menschen, Bäckerjungen, Radfahrer, galizische Juden. Aber sie treten vor mich, sie werden vor mich geführt. Mir kommt beinah vor, als wären sie aus meinem Ich getreten. Ein Geist bin ich mit ihnen, wir sind zusammen spielende Geister, Engel — welche von denen, die in die Welt sanken, schwer wurden, Dunkelheit, Farbe und Wüstheit annahmen.

So bin ich auch schwarz gekleidet, verkrampft, verstockt. Man kommt, man sagt es mir, man zeigt es mir.

Siehe ein Finger, der mir das zeigt.

Als wenn man mir helfen wolle.

Helfen; aber warum? Worin? Geht es mir schlecht? Ich sehe nicht. Ich fühle mich gesunder, es geht mit mir voran.

Warum zeigt man mir die schwarzen Kleider?

Und während Becker so noch in den dunkelnden Nachmittag hineinsaß, kehrte die Mutter zurück und staunte, daß er im Dunkeln saß.

Sie umarmte ihn und zog ihn ans Fenster, um sein Gesicht zu erkennen. Sie lachte: „Freundlich, aufklärend heiter — für mich. Sonst vorwiegend bewölkt."

Er meinte, Krug wäre längst gegangen. Er selbst hätte hier geträumt. Jetzt wolle er sich Bewegung schaffen, marschieren, aber als kluger Mann in der Wohnung. Die Mutter zog die Vorhänge zu, machte Licht. Er ging an ihrem Arm. In der Mitte des Zimmers blieb er stehen und zeigte auf das zugenagelte Bücherregal:

„Was sagst du dazu, Mutter? Was mach' ich für Sachen! Ich habe den Vorhang festgenagelt."

„Ich sage es immerzu. Du willst ja, Friedrich."

„Als ob ich mich vor ihnen fürchte."

„Wollen wir es wieder aufmachen?"

„Natürlich."

Sie war glücklich. Es wurde besser mit ihm.

Und als sie an die Tür kamen, um auf den Korridor zu treten, blickte er noch einmal in den Raum zurück:

„Da ist auch mein Bett, in dem ich wie eine Ameisenpuppe liege und mich füttern lasse. Und da unter dem Sofa, die Bilder."

Die Mutter: „Und hinten die Büsten. Die häßlichen Tapetenflecke."

Becker: „Häng die Bilder wieder an. Warte bis morgen, wenn der Heilgehilfe kommt; er soll es machen."

Seine Lebendigkeit, sein guter Ernst, seine wunderbar offenen Augen gefielen ihr unsagbar. Wie er jetzt zu sich kommt, wie er sich verändert hat. Er war förmlich verfinstert.

Becker wußte schon, als er sich hinlegte, daß er in eine traumreiche Nacht ging. Und bald stellte sich die Stimme ein, die er erwartete:

„Sonderbar liegst du heute, mein Kind. So fremd, so fern."

„Ich warte auf dich."

„Und warum so fremd, so fern. Der Tag war voller Hoffnung."

„Ich warte auf dich, mein Vater. Ich fürchte mich."

„Du fürchtest dich? Du wirst gerufen und du beginnst dich zu bewegen."

„Tu' ich es denn nicht?"

„O schon, mein Kind, schon. Aber immer stockst du. Immer willst du umkehren. Immer willst du dir die Ohren verstopfen. Die Puppe in der Hülle, die dünne Haut reißt. Wie lange, dann reißt die Haut und du mußt die Hülle verlassen."

„Wozu? Was wird? Ein anderes Dasein?"

„Du denkst, ein Zauberschauspiel, eine neue Bühne. Es ist viel einfacher und mühsamer. Es ist weiter dein Leben."

„Was für ein Leben?"

„Ein freieres, reicheres. Mehr Schmerzen, mehr Freuden. Eine neue Geburt: du bist die Mutter und das Kind. Freue dich der

Geburt. Ängstige dich nicht über die Qualen, die schon einsetzen. Ich werde dir helfen. Friedrich, vertraue, du wirst nicht ohne Hilfe sein.

„Sage mir, wohin ich gehe."

„Dein Inneres, dein Ich, deine Seele wird sprechen. Sie wird singen. Du wirst ihren Gesang nicht verstehen, zuerst nicht."

In ihm haftete eine Weile das Wort: „Es wird ein vielstimmiger Gesang sein, ein Wechselgesang."

Er wollte noch andere Worte festhalten, aber sie schwanden hin. Es verblieb ein Zwitschern und Sausen.

Hier ist lange von Liebe, von nichts als Liebe die Rede. Da liebt eine Frau und verzeiht sich ihre Liebe nicht. Eine andere wandert durch Paris und schlürft Abenteuer. Eine dritte entwickelt sich zu einer Mischung aus Lüsternheit und Unschuld. Der und jener in Paris kann keinen Siegesjubel aufbringen. Ein Kriegsblinder in Batignol hofft auf die Weltrevolution.

Am Boden des Abgrundes

Bernhard, in Hildes Zimmer, stand mit ihr am Fenster, morgens. Sie war ganz wiederhergestellt. Sie fühlte, dicht bei ihm: „Ich könnte alles, alles mit dir noch einmal erleben."

Sie spürte den Druck seines Arms auf ihrer Schulter.

„Alles?" fragte er stumm zurück.

Sie: „Ja."

Sie drückte einen Kuß auf seinen Hals und sagte, ohne zu sprechen: „Ich könnte mich von allem in der Welt und von mir selbst, deinetwegen trennen."

Sie standen unbeweglich nebeneinander. Sie flüsterte an seinem Hals: „Küß mich, Bernhard. Alles wie früher."

„Wohin willst du mich drängen, Hilde."

„Alles wie früher, Bernhard."

Als er ging, stand sie an der Tür: „Ich werde dich immer lieben."

Wie eine leere Hülle warf sie sich auf ihr Bett.

Sie wagte zu ihrem Beichtvater zu sprechen. Er riet ihr, Bernhard zu meiden. Sie sah Bernhard täglich. Sie gab der Versuchung nach wie einer, der fällt, immer rascher fällt. Sie warf sich in die Versuchung, nun rasch, ganz rasch, den Boden des Abgrunds zu erreichen. Bernhard suchte sie zu besänftigen. Er war zart zu ihr. Aber das Rasende, Zermalmende, das aus ihr heraustrat, ließ sich nicht halten. —

Es kamen ihre letzten Begegnungen.

Eine Angst stieg in Bernhard auf. Er ahnte etwas — aber nicht, daß ihre Trennung schon vollzogen war.

In diesen Wochen liefen viele Gedanken durch Hilde. Sie befaßten sich alle mit der Kriegszeit. An dem Tage, wo sie sich schreiend von Bernhard losgerissen hatte, war sie in das Münster gelaufen. Und wie vor einem Altar ihr Mund Gebete zu sprechen begann, tauchte in ihr, unter einem Anhauch, das Bild Friedrich Beckers auf.

Der Abschied im Lazarett. Eine Beruhigung stellte sich ein. Später verschwand das Bild, tauchte neu auf. Es soll mir helfen, es wird mir geschickt. Sie fühlte, wie Bernhard, den Flügelschlag des Schicksals. Sie dachte, Bernhard würde von ihr lassen. Aber er hing an ihr. Er liebte sie, er litt um sie.

Sie verzweifelte, als sie es sah. Es graute ihr. Sie wollte ihm nichts antun, aber ihr Wille kam nicht mehr gegen das auf, was über sie verhängt war. ‚Beenden', sprach es, forderte es in ihr. Nicht noch einmal anfangen, wo du vor dem Kriege aufgehört hast. Laß es ganz ein Ende sein, Hilde.

Und es verdunkelte sich in ihr. Sie wurde hart.

Was sie sollte und wollte, wußte sie nicht. Sie sprach mit ihrem Vater, daß sie für einige Wochen zu Verwandten nach Karlsruhe ginge.

„Tu das, Töchterchen", sagte der Greis, „bring ihnen Trost und sie sollen nicht verzagen. Und wann kommst du wieder?"

Sie versprach, mit ihm Weihnachten zu verleben.

Während sie packte, dachte sie: So bin ich, um mir und meiner Vergangenheit zu entrinnen, schon einmal, 1914, aufgebrochen, habe Krieg und Tod in Kauf genommen. Jetzt — will ich nicht entrinnen. Nein, es ist nicht das. Ich kann nicht leben, wenn ich nicht neu anfange mit mir. Ich muß neu anfangen, und wenn es durch den wirklichen Tod geht.

Kriegserinnerungen überfluteten sie: das kranke Land, für das sie gearbeitet hatte, das grenzenlose Sterben im Osten, Lazarettbilder. Wie ein schwarzes Segelschiff durch den Nebel — die Erinnerung an Becker, den sterbenden Flieger Richard, den kindlichen Maus.

Bevor sie abfuhr, teilte sie Frau Scharrel in Paris mit, was sie vor hatte.

Sonderbar, wie sie Straßburg verlassen mußte. Ihr kleines Gepäck lagerte schon auf der Bahn, sie selbst aber ging, wie um

ihre Spur zu verwischen und einen Verfolger irrezuführen, quasi spazierend durch die helle Stadt und machte einen überraschenden Besuch bei ihrer Tante Erhardt. Sie trank in einer Konditorei Schokolade und rauchte eine Zigarette. Sie streicht über den Gutenbergplatz, über den Kleberplatz und steht am Broglie. Die französische Fahne weht an der Mairie. Ihre alte Stadt hat ein Gesicht angenommen, an das sie sich wie ihr Vater noch nicht gewöhnt hat. An dieser Mairie wird sich bald ein Monument erheben. Drei Stufen werden zu wildbewegten Figuren hinaufführen. Ein Soldat aus Stein wird sich da mit gespreizten Beinen hinstellen. Er reißt tobend einen Säbel aus der Scheide, das Haar fällt ihm wirr in die Stirn, neben ihm trägt ein anderer eine Fahne. Es ist die Fahne der Revolution. Am Sockel wird stehen: „Allons enfants de la patrie." Es wird das Denkmal für die Marseillaise und Rouget de Lisle sein. Hilde denkt an den Krieg und die vielen Menschen, die draußen und in der Heimat neben ihr gestorben sind. Sie findet sich plötzlich im Osten der Stadt, bei den Kasernen. Sie ruft einen Wagen an. Sie kommt grade recht zum Zug.

Pariser Zerstreuungen

Frau Anni Scharrel tat der Pariser Aufenthalt wohl.

Sie war in ein neues, ihr sehr genehmes Element versetzt. Sie hatte in sich einen alten, unausrottbaren Hang zum Laster. Ohne das Prickeln einer Versuchung, ohne das Gefühl zu gleiten, konnte sie nicht existieren. Die Nähe der Sünde belebte sie wie die Krieger der Kanonendonner. „Ich denke, also bin ich", sagte Descartes. „Ich sündige, also bin ich", räsonnierte Anni. Ohne das Schimmern eines Abenteuers, ohne das Wispern einer Verführung war für sie der Tag verloren, dunkel, stumm. Nur in diesem Vorgefühl konnte sie aufstehen, sich zurechtmachen. Darum, dafür aß und trank sie.

Anni hatte Bekannte in Paris, man führte sie herum, sie hatte Freundinnen ihrer Art, sie kam in Paris auf ihre Kosten. Wie? Schon im Flanieren durch die von Erregungen durchzitterte Stadt. Denn Anni gehörte zu den Menschen, denen die Lust

und Empfindlichkeit und Begierde so auf der Hand liegen, daß sie schon das Gleiten durch eine so geladene Atmosphäre selig macht. Sie hatte nur einen Kostümwechsel, ein neues Pudern nötig, um von Entzücken überrieselt zu werden. Manchmal empfand sie es so heftig, daß sie sich sagte: mein Gott, es wird mit mir immer schlimmer — werde ich alt? Sie genoß das, was sie ihre „persönliche Freiheit" nannte.

Im gleichen Hotel auf der gleichen Etage wohnten ihre Nichten, die beiden Schwestern. Der Reiz wirkte bei ihnen nicht weniger stark, aber die Erziehung setzte Hemmungen, die Fräulein waren auch ängstlich und wollten zwar alles genießen und kennenlernen, aber mehr aus zweiter Hand.

Sie gingen enggeschlossen nebeneinander, wo sie sich zeigten, die siamesischen Zwillinge, die nur eine Operation voneinander trennen kann. Sie trugen die schwarzen Haare in der Mitte gescheitelt, die Haarwellen legten sich in Bogen über die Ohren. Die ältere Schwester war etwas größer als die andere. Beide hatten einen rötlichen Hauch auf ihren runden hellen Gesichtern. Die großen dunkelbraunen Augen blickten aufmerksam her unter den raupenhaften, dicken Brauen. Die Mädchen hatten längliche, schön geschnittene Nasen, kleine Münder.

So sitzen sie in einem dunklen, schummrigen Barwinkel. Der Tisch vor ihnen trägt einen Weinkühler, Flaschen und drei Gläser.

Ein jüngerer Herr, die Zigarre im Mund, träumt auf dem Sofa. Die beiden jungen Damen sind bunt bemalt und bekleidet, sie tragen lange dunkle Handschuhe. Blutjung sind beide und lächeln spitz und hören die gedämpfte Geigenmusik aus dem Nebenraum.

Eine Stunde später hat der Herr die Jüngere, nun getrennt von ihrer Schwester, auf seinem Zimmer.

Sie ist ein völliges Kind, ein perverses Kind. Sie hat eine bräunliche Haut, einen ganz schmalen straffen Leib ohne eine Fettspur, kräftige Arme. Und auf dem schlanken Hals sitzt jetzt ein freches hübsches Spatzengesicht, das keine Spur von Scham zeigt, als sie nackt über den Teppich zum Spiegel schreitet. Eine

braune Haarmasse fällt aufgelöst über den Hals, die Ohren. Der Mund hat sich aufgeworfen wie eine geplatzte Kirsche, die ihr Inneres zeigt. Auf dem einen Auge schielt sie leicht. Sie klemmt sich ein Monokel ein.

Wie er später wieder in das Zimmer tritt, um zum Aufbruch zu mahnen, als sie sich nicht meldet, findet er sie auf dem Bett eingeschlafen.

Sie hat sich ihren langen blauen Abendmantel umgeworfen. Der hat sich oben breit geöffnet und liegt verschoben und zerknautscht unter ihr. Ihr Kopf, ihr vom Schlaf leicht gedunsenes Gesicht hängt auf die rechte Bettkante herunter. Ihr rechter Arm fällt heraus und berührt mit der Hand den Teppich.

Lange steht der Herr, schon im Mantel und Zylinder, da, vertieft in die Biegungen ihrer Hüften und der Knie. Grade von ihren Knien kann sein Blick sich nicht losreißen. Die sind weiße gemeißelte Kunstwerke, dabei so rührend, kindlich. Sie tragen unschuldig diesen Körper, wohin er will. Der linke Fuß trägt noch einen Schuh, ohne Strumpf. Auch den rechten Schuh hat sie angezogen. Aber der schwebt an der Fußspitze. Obwohl ihr ganzer Leib entblößt ist, liegt die Schläferin unendlich keusch und süß.

Aber wie sie sich aufrichtete, keck dastand und nun im Plaudern und Lachen in ihr leichtes schwarzes Kleid trat und es von den Füßen hochzog wie eine Schale — ihr schmaler Körper ragte oben nackt heraus —, und wie sich der Herr zu einem Kuß über ihren Arm beugte, da war sie sichtbar ein Wesen aus zwei Welten: an dem schwarzen dünnen Kleid unten hing der Duft der Zigaretten, des Parfüms der Bar, des Tanzsaals (das Kleid umschloß sie jetzt bis zu den Hüften). Oben aber lächelte und beobachtete den Herrn ein spitzes, feines Gesicht. Und dies da, mit den kleinen knospenhaften Brüsten, der noch entblößten leichten Wölbung des Leibes und der Delle des Nabels, mit den dünnen hängenden Armen: das war die zweite Welt: ein nacktes namenloses Tierchen, eine Libelle, die spielt, gespielt hat und weiter schwirren will.

In diesen Tagen hielt sich ein junges Straßburger Ehepaar in Paris auf, die Eheleute Kössel, endlich Franzosen. Sie hatten eine alte Liebe für Paris und jetzt den begreiflichen Wunsch, ihre junge Würde im Zentrum von Frankreich spazieren zu führen und zu empfinden, wer sie eigentlich waren.

Eine schwere und merkwürdig gemischte Stimmung fanden sie in Paris: keinen Jubel, keine rechte Entspannung und Lösung, Zweifel und Sorge über den Fortgang der Friedensverhandlungen und unsäglichen Schmerz über die Verluste. Die im Krieg verdeckten politischen Gegensätze traten offen hervor.

Die jungen Kössels suchten Barrès auf; er war bei ihnen, seinen treuen Verehrern, kurz vorher in Straßburg gewesen.

Barrès arbeitete an Vorlesungen über den keltisch-romanischen Geist und seine Ausbreitung am Rhein. Und als sie kamen, begrüßte er sie sehr herzlich. Aber nun waren seine Schläfen eingefallen, sein Mund schlaff.

„Ich bin matt", gestand er, „das hier schreibe ich — aber ich spiele den Vogel Strauß."

Sie waren ergriffen von seiner Niedergeschlagenheit.

„Haben Sie sich schon in Paris umgesehen, Leute gesprochen, wen, was hört man, große Freude, Hoffnungen, wie? Nun ja, man hat Grund sich zu freuen."

Frau Kössel: „Und warum tun Sie's nicht?" Sie war von der menschlichen Schwäche des sprühenden, von ihr doch immer geliebten Geistes gequält.

Barrès: „Sie wissen, Rostand ist gestorben. Er war am Waffenstillstandstag in Paris. Als Clemenceau in die Kammer fuhr, stellte er sich auf das Trittbrett des Automobils. So war er dabei. Nach ein paar Tagen war er hin. Er starb, wie er wollte. Man fand ein Gedicht bei ihm, hören Sie den Text: — „Ich will nur den Sieg sehen. Fragt mich nicht: Und nachher? Nachher wünsch' ich die schwarze Nacht, den Schlaf unter Zypressen. Ich habe dann nichts mehr zu hoffen und auch nichts mehr zu erleiden. Besiegt hätte ich nicht weiter leben können. Als Sieger — kann ich sterben."

Nach einem Schweigen setzte Barrès hinzu: „Das war Rostand. Gesegnet sein Andenken. Wer es hätte wie er."

Und er zog still nach einigem Vorsichhergrübeln zwei zusammengeknüllte Zeitungen zwischen seinen Manuskripten hervor:

„Das hat man mir geschickt, Artikel aus dem ‚Daily News' und dem ‚Star'. Es wäre nicht schlecht, wenn Sie sie lesen. Was es ist? Ein englischer Militärkritiker, ehemaliger General, Sir Maurice, äußert sich über den Sieg. Er nimmt uns bei den Ohren, der Monsieur, ja das tut man. Sehen Sie, wenn es nur die üblichen englischen Mäkeleien an uns wären, würde man die Sache schweigend zu den übrigen legen können. Aber dies ist mehr, dies betrifft den Sieg überhaupt. Ja. Ob die Alliierten und Foch überhaupt einen Sieg errungen haben. Sie staunen. So weit sind wir."

Kössel: „Ich begreife nicht. Wer ist das, Sir Maurice?"

„Nicht der und jener. Er hat gute Fühlung mit Lloyd George. Im Krieg war er im Kriegsministerium Direktor der militärischen Operationen, schied dann aus, ich weiß nicht warum. Er verkündet uns schlicht: das deutsche Heer ist nicht von Foch geschlagen, sondern — zusammengebrochen. Quasi automatisch, aus inneren Ursachen. Das deutsche Heer, so sagt er, war am Tage des Waffenstillstands weder zahlenmäßig noch sonst militärisch den Alliierten unterlegen. Aber die Disziplin der Deutschen, die Sklavenmoral haben die Probe nicht ausgehalten.

‚Die Disziplin des freien Manns hat die Sklavendisziplin geschlagen', sagt er wörtlich. Hier steht auch, von mir unterstrichen — einen Augenblick, ich übersetze —: ‚Eine Armee kann nicht kämpfen, ohne das Volk hinter sich zu haben. Da der Mut des deutschen Volkes zermürbt gewesen ist, sind Armee und Marine zusammengebrochen."

Kössel: „Ja, um Gottes willen, wo will er damit hinaus?"

Barrès streifte ihn mit einem langsamen traurigen Blick: „Lieber Freund! Ich hoffe, er weiß es nicht. Es überstiege alles Vorstellbare, wenn es sich herausstellte, daß er es wußte. Er beraubt Foch und die Alliierten ihres herrlichen Sieges. Er verneint (hören Sie), er verneint unsern Sieg selber. Die Deutschen sind aus einem von uns unabhängigen Grunde zusammengebrochen. Nichts mit Fochs Offensive vom 18. Juli, mit Ludendorffs

schwarzem 8. August und so weiter. Die deutsche Armee blieb unbesiegt."

Er schob resigniert die Blätter wieder unter sein Manuskript: „Was wollen die Deutschen mehr? Es ist eigentlich eine Aufforderung an die Armee, weiterzumachen, in einem günstigen Moment. Wir haben nicht den Revanchekrieg zu erwarten, den ich fürchtete, sondern nach einiger Unterbrechung die Fortsetzung dieses Kriegs, nach erfolgter Sanierung des Hinterlandes. Unsere Niederlage haben wir schon in der Tasche."

Frau Kössel blickte zwischen Barrès und ihrem Mann hin und her: „Sie übertreiben doch, Herr Barrès. Geben Sie es doch zu. Das ist doch nicht der wirkliche Sinn dieses Artikels."

Barrès verneigte sich: „Ich fürchte, meine Gnädige."

Kössel strich sich über die Stirn: „Es ist bis heute kein Präliminarfrieden geschlossen. Auch die Bedingungen für den Friedensvertrag kennt man nicht. Mit diesen Artikeln wird doch eine bestimmte politische Absicht verfolgt. Sie sagten, Lloyd George stehe hinter Maurice."

„Er steht ihm wenigstens nahe."

Barrès lächelte. Er war deutlich freier und munterer; seine jungen Gäste merkten, der Kämpfer erwachte: „Aber womit unterhalte ich Sie da, meine Freunde. Sie müssen mich für einen Hystericus halten. Wir haben ja den Sieg. Wir haben ihn gottlob nicht auf dem Papier, sondern in den Händen, in den beiden Händen des Marschalls Foch. Außerdem — beweist es ihre Anwesenheit."

Frau Kössel sagte: „Die Alliierten haben gesiegt und wir bleiben Franzosen. Das steht für mich fest."

Kössel lächelte, Barrès küßte ihre Hand: „Charmant, Madame."

„Ah", seufzte er dann, „diese Deutschen sind der Hans im Glück. Alles tut sich zusammen, um sie zu begünstigen. Sie haben uns solch Leid angetan. Da erscheint auf unserer Seite der Präsident Wilson und reicht seine vierzehn Punkte hin. Es sind seine Bedingungen; sie können nicht anders, als sie annehmen. Jetzt tun sie beinah so, als wenn es ihre Friedensbedingungen sind, die sie uns hinhalten. Dann folgt auf ihre Niederlage, auf ihre zum Greifen deutliche militärische Katastrophe eine Revolte, und siehe da, schon greifen sie zu und

posaunen aus: die Revolution hat den Krieg beendet und sie um ihren Sieg gebracht."

Frau Kössel: „Aber ich bitte Sie, Herr Barrès, kein Mensch in Deutschland und gar anderswo wird das glauben."

Barrès richtete sich aus seiner bequemen Haltung auf und sprach so leise, wie er immer sprach, wenn er sehr ernst war: „Nicht glauben? Die Deutschen sollten das nicht glauben? Nicht glauben, daß ihr Hindenburg und Ludendorff unbesiegt geblieben sind? Madame, sie haben keine Sekunde in diesem Glauben gewankt, und werden es immer stärker und stärker glauben."

Kössel: „Aber lassen wir sie doch glauben. Wir haben den Sieg in den Händen."

Barrès kniff die Augen zusammen, er kritzelte mit dem Bleistift und sagte ruhig: „Richtig. Wie ich selber haben Sie die Vorstellung, daß zu einem Sieg auch ein Besiegter gehört. Aber ein Schuldiger muß erst überführt werden. Er muß seine Tat gestehen. Oder die Indizien müssen ihn dazu zwingen."

Kössel: „Nun, das tun sie."

Barrès machte müde eine abschneidende Geste: „Lassen wir das. Erst kam Wilson mit seinen ideal schönen, sehr schwierigen Forderungen, und jetzt die andern Bundesgenossen, die Engländer, um uns nach dem bitteren Krieg, der unser Land verwüstet hat, das Leben zu erleichtern. Oh, unser herrlicher Marschall Foch. Wie ich um ihn traure."

Und dann lachte Barrès doch herzlich, jungenhaft heraus: „Ein kurioses Volk, die Engländer. Ihre Generale haben schon im Krieg nie geglaubt, daß sie gesiegt hatten. Man mußte sie mit der Nase darauf stoßen. Jetzt verzeihen sie Foch nicht, daß er schon 1918 gesiegt hat, denn ihre These lautete: es wird erst 1919 gesiegt, nach Eintreffen der amerikanischen Millionen. Da möchte ich einen konkreten Vorschlag machen: wir halten mit unserer Freude zurück, warten bis zum Eintreffen dieser Armeen, aber dann siegen wir, wirklich, gnadenlos, unbarmherzig und ganz unmißverständlich."

Man ging zu privaten Themen über. Frau Kössel konnte ihren Mann durch ihre Zartheit, ja Zärtlichkeit gegen den wieder ganz fröhlichen Barrès entzücken.

EIN ABSCHLUSS

Und wieder die Liebe. Und der Tod, ihr alter Gegenspieler.

Im Hotel fand Frau Scharrel einen Brief mit einer unbekannten Handschrift, aus Straßburg. Sie las erblassend Hildes Unterschrift.

Es kam Allgemeines, dann die Mitteilung, die Anni „interessieren würde", daß sie Straßburg für längere Zeit verlasse. „Meine Gefühle gegen B. sind freundlich. Wir sprachen uns öfter, ich habe aber erkannt, daß es für mich keinen Zweck hat, diese Freundschaft zu pflegen. Das wirst Du verstehen und auch verstehen, wenn ich Dich bitte, Dich seiner anzunehmen, wenn er sich in den nächsten Wochen quält. Aber vielleicht irre ich mich damit. Ich habe mich schon so viel in Menschen getäuscht, aber Dein sentimentales Gretchen kann nur ungern einen Menschen leiden sehen. Er hängt an Dir, ich weiß es. Ich habe nur einige kurze Wochen Euren gemeinsamen Weg gekreuzt oder gestört. Verzeih es mir, Anni."

Anni reiste nicht gleich. Bernhard hatte, seit Paris überhaupt, und nun erst nach diesem Vorfall, nach dem schlichten Abschied, eine gewisse Abwertung bei ihr erlitten. Dann erwachte die Erinnerung an ihn deutlicher in ihr, und nach drei heiter verlebten Tagen, völlig ruhig, ja gleichgültig, fuhr sie, wie zur Erkrankung eines entfernten Familienmitglieds, nach Straßburg. Die beiden Schwestern zögerten noch. Sie bettelten. Sie waren unter Annis Aufsicht gestellt. Sie durften noch ein paar Tage bleiben.

Die unbeschreibliche Kälte Annis vor dem zerstörten Mann. Ein Blick auf ihn, als er am Nachmittag ihrer Ankunft bei ihr erschien, zeigte ihr alles. Der Mann war enthüllt. Er war ein einziges Unglück, ein Leiden, ein Gebrechen. Was kam man ihr damit. Er ging sie nichts an. Er war ihr peinlich.

Es war Abend. Er wälzte sich wie ein Vergifteter auf dem Sofa ihres Wohnzimmers, mit geschlossenen Augen. Sie beobach-

tete ihn und dachte: ich werde Hilde schreiben, daß ich ihr für das Schauspiel, das sie mir verschafft hat, danke.

Er war viel zu sehr mit sich beschäftigt, als daß er ihre Haltung bemerkte. Sie bot ihm Zitronenwasser wie einem Kranken an. Erst dankte er, dann nahm er es wirklich und trank es gierig.

„Was soll geschehen, Anni? Ich finde keine Ruhe. Ich nehme Schlafmittel. Ich schlafe nicht."

Ihr schwebte das höhnische Wort von Heinrich Heine auf den Lippen: „Wenn du ein Weib verloren hast, so suche dir flugs eine andere." Er machte einen verächtlichen Eindruck, dieser Mann, dieses abgewiesene Männchen. Er kam auf sie zu, umarmte sie, klammerte sich an sie, ja er verlangte, sie solle sich ihm geben. Aber er widerte sie an. Sie stieß ihn zurück auf das Sofa: „Nimm dich zusammen, Bernhard. Wofür hältst du mich."

Wieder hob er die Arme zu ihr: „Anni, wenn du dich meiner erbarmst, wenn du gut zu mir wärst, wäre es anders."

Um ihrer Christenpflicht zu genügen, gab sie nach, ließ ihn seinen Kopf an ihre Brust legen. Sie dachte: „Dich habe ich geliebt? Oh, die Männer, was für Geschöpfe. Sie arbeiten für uns, gehen für uns in den Krieg, schießen sich tot. Sie halten sich für die Krone der Schöpfung. Aber sieh das hier an meiner Brust, die Krone der Schöpfung."

Während er stöhnte und sie ihn von oben betrachtete, kam ihr der Gedanke: ist es möglich, daß sich dieser Mann umbringt? Ich fühle, daß er es vorhat. Es drängt ihn dazu. Aber er ermüdet mich. Wenn er nur nicht wieder zudringlich wird. Er hält mich für ein Schlafmittel.

Und da sagte sie zu ihm: „Ich glaube, Bernhard, du hast eine Frau nötig. Ich kann es nicht sein. Erspare mir die Begründung. Aber du hast bestimmt eine oder die andere, die auf dich wartet. Wenn sie dich so sehen würde und du sagst, was dir geschehen ist, würde sie dir zufallen, im Augenblick, und würde glauben, sie könnte die Nachfolgerin sein. Und vielleicht wird sie's auch."

„Du willst mich also nicht mehr?" Er hatte sich lang ausgestreckt.

Sie stand kalt neben dem Sofa: „Mein lieber Bernhard, es gibt wirklich für alles Grenzen. Du läßt dich sehr gehen."

Er murmelte: „Ich bitte um Entschuldigung." Aber er bewegte sich nicht vom Sofa.

Sie dachte: was will er eigentlich noch? Wie lange wird er hier bleiben? Und plötzlich überfiel sie der Schrecken: er will sich bei mir umbringen, in meiner Wohnung. Sie nahm sich furchtbar zusammen und erwog am Tisch einen Plan. Sie rüttelte ihn: „Ich mache dir einen Vorschlag, Bernhard. Wir essen zusammen. Wir gehen, wohin du willst. Meine Köchin ist sowieso nicht zu Hause."

„Essen, Anni?"

„Ja, essen. Ich gehe mit dir."

„Du kommst mit?"

„Ja."

Da setzte er sich auf, ruhig, verfallen. Sie fragte: „Kommst du?"

Er nickte. Sie huschte auf den Flur, kam mit ihrem Mantel und Hut wieder. Er stand auf: „Dann essen wir bei mir."

Sie zuckte. Er fängt schon wieder an: „Warum bei dir? Du hast doch keinen, der kocht."

„Es wird für uns reichen, Anni."

Aber ich will nicht mit ihm. Sie nahm sich zusammen. Sie wollte ihn erst aus dem Haus haben.

Sie gingen zu Fuß, es war nicht weit, er hielt sie fest, sie mußte zu ihm. Er setzte sich in seiner Stube hin, sie lief in die Küche, bereitete Tee und Butterbrot. Er trank den Tee und wollte, daß sie aß. Er beobachtete, was sie tat, was sie vorhatte. Sie bemerkte es. Die Angst machte erfinderisch, sie tat erschöpft, er zog sie neben sich auf das Sofa. Um Gottes willen, was will er eigentlich von mir, ich kann doch nicht die Nacht bei ihm bleiben.

„Nun muß ich mich verabschieden!" Sie griff nach ihrem Mantel, der über einen Stuhl hing. „Ich dachte dir einen Arzt, Bernhard, du bist krank."

„Geh nicht", bat er, „Anni geh nicht."

Sie wurde zornig, warf ihren Teelöffel auf den Tisch: „Aber ich laß mich nicht von dir zwingen. Du kompromittierst mich."

Und in ihrem Zorn, der sich schon lange angesammelt hatte, in demselben Zorn, mit dem sie früher öfter ihren Mann anschrie — denn sie war jetzt nicht die elegante Dame, die in

Paris in den Bars gesessen hatte und der die beiden Schwestern selig folgten —, sagte sie: „Ich habe jetzt genug, verstehst du."

„Aber Anni, warum erregst du dich. Du kannst mich doch nicht allein lassen. Es ist das einzige, worum ich dich bitte. Ich will jetzt nichts von dir."

„Das hoffe ich. Aber ich muß gehen. Ich habe keine Zeit."

„Du mußt hier bleiben, Anni."

Sie schloß sich zu Hause ein, riegelte die Wohnung ab. Das Mädchen bekam die Anweisung, niemanden, aber auch niemanden einzulassen. Das Telephon wurde abgestellt. Auf und ab ging sie. Entronnen. Ihr Gesicht glühte vor Empörung. Das hatte ihr Hilde eingebrockt. In Wut zerbrach sie einen kostbaren Schildpattdolch, der auf dem Kamin lag.

Als sie morgens gegen zehn Uhr im Bett aufwachte, war sie neugierig und klingelte bei ihm an.

Keine Antwort.

Schließlich meldete sich eine Frau, eine gewöhnliche Stimme. Sie verstand nicht, was Anni fragte. Es war viel Lärm im Raum. Da nahm jemand der Frau den Hörer weg und eine Männerstimme fragte, wer sie sei und was sie wolle. Sie nannte sich erstaunt und erschrak: sie wolle ihren Neffen sprechen, ob er noch nicht auf sei.

Darauf drüben Räuspern, Flüstern, dann: „Der Herr ist erkrankt. Wir transportieren ihn eben in die Klinik."

Auf ihre hastigen Fragen wieder Flüstern und Tuscheln, dann die Antwort, sie möchte sich Auskunft beim Arzt in der Klinik holen.

In der Klinik sagte der Aufnahmearzt: „Der Herr ist etwa zwei, drei Stunden tot."

Man ließ sie sich auf eine Bank im Aufnahmeraum setzen. Also doch. Pfui, pfui, das zu tun. Ihr wurde übel und schwindlig. Man legte sie auf die Chaiselongue und ließ sie Salmiak riechen. Es ging vorüber. Sie saß auf und wischte sich die Augen, die vom Salmiak tränten. So schnell wie möglich entfernte sie sich aus der Klinik.

Am Mittag besuchten sie die beiden morgens angekommenen Schwestern, die noch nichts von dem Unglück wußten. Es war Frau

Anni eine Erlösung, daß sie kamen. Die beiden waren entgeistert. Der Vorfall überstieg ihr Fassungsvermögen.

Anni weinte. Jetzt war er schon sechs Stunden tot. Jetzt kam ihr alles von gestern zum Bewußtsein und ging in ihr Gefühl über. Sie sprach ohne Verstellung zu den Schwestern, die atemlos lauschten:

„Die unglückselige Person, die Hilde, hat ihm den Kopf verdreht. Ihr habt ja gesehen, wie er wurde, als sie wieder auftauchte. Wie verhext hat sie ihn. Dann läuft sie davon und läßt ihn im Stich. Mir hat sie einen Brief geschrieben. Aber was kann ich tun, kann ich ihn von seiner Liebe heilen? Wir waren so gut zusammen, Bernhard und ich. Ich habe einen Freund verloren. Nun habe ich auch ihn verloren."

Ihnen waren alle Lüste und Laster zerschlagen. Sie waren alle drei einfaches Volk, das seinen Kummer ausweinte. Als sie sich besänftigt und den toten Bernhard um Gnade und Verzeihung angefleht hatten, standen sie eine nach der andern auf und umarmten sich. Dann gingen erst die Schwestern, darauf Frau Anni hinaus, wuschen sich, machten sich das Gesicht und die Haare zurecht und setzten sich wieder zueinander. Anni ließ Tee bringen. Sie lud die Schwestern ein, die nächsten Tage bei ihr zu wohnen. Sie bat sie darum.

Aber die Schwestern fürchteten sich vor der Wohnung und sagten, sie müßten nach Metz. Da ließ Frau Scharrel das Hausmädchen in ihrem Zimmer schlafen.

Unteroffiziere bringen dem Volksbeauftragten Ebert eine Ovation dar. Die Gardefunker stehen nicht nach. Der Sturm der Sympathie für Ebert ergreift sogar einige Herren des Auswärtigen Amts, die aber bald flüchtig werden. Rosenrot stellt sich so der 5. Dezember hin.

In einer Stadt wie Berlin gibt es natürlich auch Unteroffiziere. Nachdem wir von so vielen Menschenkategorieen in Berlin gesprochen haben, müssen wir uns auch mit dieser befassen.

Es gibt eine Sorte von Erzählern und Geschichtsschreibern, die auf Logik, auf nichts als Logik schwören. Für sie folgt in der Welt eins aus dem andern, und sie betrachten es als ihre Aufgabe, dies zu zeigen und die Dinge entsprechend auseinander zu entwickeln. Sie machen für jeden Vorgang der Geschichte einen andern ausfindig, aus dem er sich dann ergibt. Es bleibt dem zweiten Vorgang schlechterdings nichts anderes übrig, als sich aus dem ersten zu ergeben, wie ein Küken aus dem Ei.

Wir sind nicht von einer solchen logischen Strenge. Wir halten die Natur für viel leichtfertiger als die genannten Geschichts- und Geschichtenschreiber.

Wir nähern uns der Mitte der ersten Dezemberwoche 1918 und stoßen unerwartet auf Unteroffiziere. Wir nehmen sie auf unserm bequemen Spaziergang wahr. Wären wir ernste Philosophen, wovor uns Gott bewahrt hat, so würden wir die Unteroffiziere händeringend bitten, das Feld zu räumen Denn es ist für den 6. Dezember, der nun naht, schon alles parat, und wir können für dieses Datum absolut nichts mehr brauchen. Alle Ursachen doppelt und dreifach besetzt, die Wirkung kann schon nicht mehr ausbleiben. Nun im letzten Augenblick noch Unteroffiziere.

Aber sie sind da. Wir können sie nicht wegdichten. Nein, wir nehmen sie mit. Der 6. Dezember kann durch sie nur an Reiz gewinnen.

Damals, als in Deutschland alles aufgerührt war, traten zahlreiche unbekannte Personen hervor und versuchten sich, einzeln

oder in Gruppen, am Rad der Geschichte. Was die Unteroffiziere anlangt, so ging es ihnen von Haus aus nicht schlecht. Aber der Abmarsch Wilhelms und der Hohenzollern tat ihnen nicht wohl. Denn was sollten sie jetzt mit sich anfangen? Wozu war jetzt das ganze Heer nötig? Wie man die Revolution auch drehte, es fiel nichts für die Unteroffiziere ab. Sie gehörten weder zu den Herren noch zu dem kleinen Volk. Man konnte sie daher von rechts und links beschuldigen. Sie schurigelten die Soldaten, aber waren eigentlich selbst Soldaten. Sie standen bei den Offizieren, aber waren keine. Wo und wie jetzt existieren? Dabei war ihr Stand von Kopf bis Fuß auf Pensionsberechtigung eingestellt.

Sentimentalität ist bei Unteroffizieren nicht häufig. Sofern ein zarter Sinn in ihrem Busen blüht, verstehen sie ihn unter einer rauhen Hülle zu verbergen. Aber sie hatten Frau und Kind und keine feste Anstellung, und damit ließ sich nicht spaßen.

Sie hielten ihre Zusammenkünfte, tranken, rauchten und redeten. Und zu den Unteroffizieren gesellten sich Vizefeldwebel, Sergeanten, Wachtmeister, Zahlmeister, heimatlose Bewohner der Kasernen und stöhnten über Deutschlands Geschick. Sie beteuerten, sie würden sich auch mit einer neuen Regierung befreunden, sofern sie Verständnis für die Sorgen eines Unteroffiziers, Vizefeldwebels, Sergeanten usw. hätte. Aber woher solche Regierung nehmen. Da gründeten sie einen Verein, den Bund aktiver Unteroffiziere. Und im Dezember fühlten sie, sie müßten an die Öffentlichkeit treten. Am 6. Dezember, hörte man, waren Angriffe revolutionärer Gruppen auf die Regierung zu erwarten. Am selben Datum sollte man mit einer Treuekundgebung für diese Regierung hervortreten. Einem Verein liegen Treuekundgebungen nahe.

Sie wurden von mehreren Seiten dazu ermuntert, besonders von Leuten, auf die sie gewohnt waren zu hören, von Offizieren. Was für eine Tat, solche Kundgebung, nicht nur für sie selbst, sondern für den Staat, für Deutschland, ja, für die Welt. Ein markiger Unteroffizierstand, Pflanzstätte gesunden Volkstums auf der Seite der Regierung, was könne man Besseres wünschen!

Darauf beschlossen die Unteroffiziere, etwas an dem 5. Dezember zu unternehmen, einen Tag vor dem drohenden 6. Sie versammelten sich, zwölfhundert Mann hoch, am Donnerstag,

dem 5., im Zirkus Busch, der schon viele Revolutionsszenen gesehen hatte und in dem jetzt auch die Ordnung ihre Stimme erheben sollte. Aus sehr rauhen Kehlen kam diese Stimme. Sie hatten bisher Ordnung nur kommandiert, und zwar in Form von „stillgestanden, rührt euch, vorwärts, rechts schwenkt marsch".

Der Offiziersstellvertreter Suppe rief aus: „Unsere Zukunft steht auf dem Spiel. Wir wollen jede Umwälzung bekämpfen, von wo sie auch kommt. Wir müssen unsere Worte in Taten umsetzen. Sonst besetzt die Entente Berlin."

Darauf marschierten die zwölfhundert in straffer Ordnung, wie es sich für Unteroffiziere usw. gehört, unter Vorantritt einer Musikkapelle nach der Wilhelmstraße, um ein Hoch auf Ebert auszubringen.

Am Reichskanzlerpalais hielten sechzig Matrosen die Wache. Und als sie das dröhnende Bummern der Kapelle vernahmen und die vielen Unteroffiziere, Sergeanten, Vizefeldwebel und Zahlmeister sahen, dachten sie, die Gegenrevolution marschiert und brachten ihre Maschinengewehre in Stellung. Dann aber erfuhren sie, daß es sich um friedliche und besorgte Männer handelte, um ernste Familienväter, die etwas auf dem Herzen hatten. Da öffneten sie ihnen das eiserne Tor und ließen Suppe zu Ebert.

Gleich danach kam Ebert selbst heraus, der es nun wußte, dankte für das Vertrauen und mit dem Spruch: „Deutsches Volk und deutsches Land, sie leben hoch" zog er ihnen den Korken aus dem Hals, und sie konnten „hoch" und „hurra" schreien, daß es die Wilhelmstraße herunter bis zur Leipziger Straße zu hören war und die Damen, die da in Konditoreien Kuchen aßen, den Löffel hinlegten und ängstlich sagten: „Man schlägt sich schon wieder." Aber man schlug sich nicht, man vertrug sich.

Die Rufer selbst zogen bald in strammem Schritt paukenschlagend durch die Leipziger Straße, am Reichstag vorbei, zur Dorotheenstraße, wo die Geschäftsstelle des Bundes war. Sie begegneten in der Dorotheenstraße einem andern, weniger straffen Zug. Das waren Gardefunker, die, zweitausend an der Zahl, mit roten und schwarzrotgoldenen Fahnen von Treptow aufgebrochen waren und eben auch nach der Wilhelmstraße wollten. Auch sie ließ Ebert „hoch" rufen, diesmal auf die junge Republik und

das deutsche Volk. Er sagte, er freue sich, daß die Gardefunker zu ihm gefunden hätten. (Nachher freilich erwiesen sich die Funker als zweifelhafte Figuren, indem sie direkt von der Wilhelmstraße zu dem revolutionären Vollzugsrat nach der Prinz-Albert-Straße marschierten, um eine Sympathieadresse zu überreichen.)

Noch mehr Leute wollten sich der Regierung zur Verfügung stellen. Es war erstaunlich, wie plötzlich über Nacht Sympathien für die Regierung entstanden. In das sonst so hermetisch verschlossene Auswärtige Amt schlug der Wind der Sympathie und einige adlige Herren atmeten ihn, zwinkerten sich zu und sagten: „Das sind Frühlingslüfte." Die Namen der Herren wurden zwei Tage später bekannt, aber da waren ihre Träger schon flüchtig. Sie hießen Graf Matuschka und Herr von Rheinhaben. Auch ein bürgerlicher Herr Marten gesellte sich zu ihnen, ferner ein gewisser Leutnant Fischer. Sie alle waren von Wohlwollen gegen die Regierung erfüllt und drohten, dies Gefühl am 6. Dezember zu betätigen.

Es war auch ein Hauptmann Kohler da. Wie der von den Vorbereitungen für den 6. Dezember hörte, prüfte er sein Gewissen und wurde von einer großen, zielbewußten Erregung ergriffen. „Es muß etwas geschehen", dies Wort senkte sich in ihn. Er wanderte zwischen dem Reichstag, wo der Groß-Berliner Arbeiter- und Soldatenrat saß, und der Franzer-Kaserne, Blücherstraße, ruhelos hin und her. Er hatte es erst zu tun mit einer Siebner- und Fünfzehnerkommission, die beim Soldatenrat das Bindeglied zwischen Regierung und Heer bilden sollten. Am 5. stellte er sich den Franzern als Regierungsdezernent vor und war erschüttert von der furchtbaren Situation in der Reichshauptstadt. Er vertraute seinen entsetzten Zuhörern an: es gäbe in Berlin einen Vollzugsrat, in der Prinz-Albrecht-Straße, und bei dem herrsche (er erhob seine Stimme, so daß sie sich überschlug) „eine Sauwirtschaft".

Nachdem das derbe Wort heraus war, stand er nicht an, seinen Zorn zahlenmäßig zu belegen. Nicht weniger als zweieinhalb Millionen Goldmark seien beim Vollzugsrat unterschlagen worden. Den Franzern traten die Augen aus dem Kopf. (Sie selber be-

kamen beim Abschied fünfzig Mark und keinen Entlassungsanzug.)

„Wenn ich nicht ehrlich bin", schrie der Regierungsdezernent, der sich Kohler nannte und Hauptmann sein wollte, „so holt Waffen und erschießt mich."

Die Mannschaft nahm davon Abstand. Infolgedessen übernahm er den Befehl über sie. Er ordnete an, da nun nach Auffassung der Mannschaft etwas geschehen müsse, morgen am 6. Dezember, nachmittags drei Uhr dreißig, mit aufgepflanztem Seitengewehr in der Kaserne anzutreten und nach dem Brandenburger Tor abzurücken. Man werde dem Reichskanzler Ebert eine Ovation darbringen.

Der Offiziersstellvertreter Fellechner, den sie als Mitglied des Groß-Berliner Soldatenrats kannten, stand neben ihm.

DER 6. DEZEMBER

Der 6. Dezember löst seine Anker und fährt majestätisch aus. An Bord befinden sich die Berliner Regierung, der Bund aktiver Unteroffiziere, die Gardefunker, Gardefüsiliere, der Bund der Versprengten und Deserteure und einige obskure Existenzen. Wenn das Schiff abends seinen Hafen erreicht, sind zahlreiche Personen ums Leben gekommen.

Wie Bienenschwärme sich im Frühling von allen Seiten auf einen Blütenbaum stürzen, so drängten die Menschen in Berlin auf den 6. Dezember. Warum dieses Datum?

Es war zuerst von den Deserteuren und Versprengten gefunden worden, die wir Ende November spät nachts in der Dorotheenstraße spazieren sahen. Man hatte sie mit Feuer und Schwert aus dem zweifelhaften Paradies des Reichstags vertrieben und sie wollten es sich nicht gefallen lassen. Wir waren zugegen, als sie nachher emsig ihre Plakate ankleisterten, eine friedliche Arbeit, bei der sie keiner störte. Man kleisterte damals viel Plakate in Berlin an, meist eins über das andere. Und wer die Leute arbeiten sah, dachte: ah, wieder Versammlung.

Aber ein Satan saß auf diesem Papier.

Unsichtbar hockte er in den schwarzen Buchstaben auf dem feuerroten Papier. Wenn das Datum da sein wird, wird eine Unruhe in den Dämon kommen. Er wird mit Pfoten und Klauen an den Buchstaben zerren und sich von ihnen ablösen. Er wird sich mit Krächzen und Schreien auf die Menschen werfen, sie in die Versammlungen treiben, und wird sie dirigieren, da und dorthin auf der Straße.

Die Berliner Regierung, welche nach besten Kräften ihr Leben fristete, nahm das ihr von den Deserteuren und Anhang hingeworfene Datum auf. Sie war es einer Anzahl Personen schuldig, die Zweifel hegten, ob sie vorhanden war. Sie fühlte sich selbst, wie der Homunkulus im „Faust" noch nicht zu wirklichem Dasein gelangt. Es gab so viele, die ihr das kleine Lebenslicht ausblasen wollten: die Armee der Generale, der Kurt Eisner in Bayern, die Kölner in ihren Rheinlanden, Karl Liebknecht und die blutige

Rosa. Auch die Schwerindustrie, die es abwechselnd mit dem Großen Generalstab und Frankreich hatte.

Der 6. Dezember segelte majestätisch an, wie er aus der routinierten Hand der Natur kam: funkelnagelneu, zuverlässig gebaut. Er hat Sonnenaufgang und wird Sonnenuntergang und die sonstige Astronomie haben. Was auch auf seiner Fahrt geschieht, er wird alles in den Hafen tragen. Und im Vertrauen darauf begrüßten die Menschen die Ankunft des Riesenschiffs und nahmen auf ihm Platz.

Wer sich zuerst an Bord zeigte, war die Berliner Regierung. Sie hatte von allen die größte Furcht und sie hielt sich zugleich für die ganze gewaltige Fahrt verantwortlich. Kaum an Bord, griff die Regierung zum Telephon und setzte sich mit dem Polizeipräsidenten in Verbindung, der Eichhorn hieß, längst aber alle Eigenschaften eines solchen herzigen Waldtieres abgelegt hatte. Dann bestellte die Regierung den uns schon bekannten Stadtkommandanten zu sich. Er hieß Wels und bekannte sich mit Stolz zu diesem mächtigen Fischstamm, aus dessen Reihen einmal der Zitterwels, der Zitteraal, hervorging, welcher mit seiner Elektrizität Tiere und Menschen lähmt. Wir erinnern uns, daß noch andere Helden dieses Kampfes charakteristische Namen trugen, so der Führer der bekümmerten Unteroffiziere Suppe. Bald werden wir einer dunklen Erscheinung begegnen, die Krebs hieß und in diesem Sinne wirkte. Und war nicht der erste Volksbeauftragte selber, der gedrungene kurznackige Mann, wirklich ein Eber, dem freilich das Geschick noch ein scharfes T angehängt hatte, vielleicht zur Warnung, vielleicht als Fragezeichen, denn gar so wild war er nun wieder auch nicht.

Wels also, nunmehr ohne Flossen und Berliner Stadtkommandant, trat auf telephonischen Anruf vor die Regierung und erläuterte die Maßnahmen, die er getroffen hatte, um sie zu schützen. Die Regierung demonstrierte ihm noch einmal, wie wacklig sie war und wie sie schon durch kleine Stöße aus dem Gleichgewicht geriet. Wels bat sie, sitzenzubleiben und sich nicht vor der Zeit aufzuregen. Er wies ihr seine starken Muskeln und rollte die Augen. Aufatmete, jedoch nur provisorisch, die schon gelb-weiß angelaufene Staatsgewalt.

Später fanden sich auf dem Schiff die Deserteure und ihr

Anhang ein, Urlauber, Dienstverweigerer usw. und belegten ihre Plätze. Sie fingen an, wie geplant, zu protestieren.

Das Protestieren war jetzt nicht mehr eine Privatsache von zwei oder vier Personen. Es war überhaupt ein anderer Groll als der in der Dorotheenstraße. Man ließ in den Versammlungen, die in geräumigen Sälen stattfanden, erst die Einberufer zu Worte kommen. Dann hakte einer nach dem andern ein, und bald scholl der Chor: „Die Regierung versagt, die Regierung ist schuld, es muß etwas geschehen."

Das Unglück brannte den Leuten auf den Nägeln. Sie suchten wieder einmal eine Gelegenheit, um zu ihrem Glück zu kommen. Ein Soldat Schulz sprach: man müsse eventuell mit Waffengewalt verhindern, daß sich eine demokratische Republik an die Stelle der sozialistischen setze. Man verlangte die sofortige Entlassung aller Jahrgänge bis 1900, um die Auflösung des kaiserlichen Heeres zu beschleunigen. Eine Resolution wurde verlesen:

„Die Protestversammlungen der Versprengten, Frontsoldaten, Urlauber und Deserteure erheben Einspruch gegen die Vergewaltigung ihrer Interessenvertretung durch den Groß-Berliner Arbeiter- und Soldatenrat."

Wilde Rufe tönten gegen Ebert. „An die Laterne mit Ebert." Verzweifelt opponierten in dem Wirrwarr Sozialdemokraten. Einer schrie: „Wenn ihr so weitermacht, werdet ihr einen vernichtenden Frieden bekommen." Hohngelächter. Der Tag zog sich hin, und es erfolgte der Zwischenfall, der das Geschrei beendete.

Ein Vertreter der Deserteure stürzte in die Versammlung in den „Germania"-Sälen, drängte sich durch die Masse und rannte auf die Bühne. Keiner hatte ihm das Wort erteilt, aber er sah so schicksalsgeladen aus, daß sie ihm oben Platz machten.

„Kinder, der Vollzugsrat ist verhaftet, Ebert ist zum Reichspräsidenten ausgerufen. Wenn ihr auf die Straße geht, werdet ihr euer blaues Wunder erleben. Soldaten mit Bajonetten."

Das war der Putsch, die Konterrevolution. Der Tumult in der Versammlung: „Nach dem Vollzugsrat. Nach der Reichskanzlei. Wir stürmen die Reichskanzlei."

Sie waren ein schäumendes Element geworden, rachedürstendes, rechtheischendes Volk, das sich in Bewegung setzte.

Es hatten inzwischen die Franzer die Bühne des Tages betreten. Franzer, Unteroffiziere und Anhang marschierten, wie ihnen gesagt war, aus ihrer Kaserne Blücherstraße und warteten um drei Uhr dreißig am Brandenburger Tor. Dort stieß unerwartet zu ihnen eine Gruppe junger Zivilisten, die gebildet aussahen und erklärten, die Berliner Studentenwehr zu sein. Es erschienen auch Matrosen, eine kleine Zahl, geführt von ihrem Kommandanten, dem Grafen Metternich. Ferner eine Deputation der Dreiundneunziger. Und wie sie sich vollständig fühlten, marschierten sie los, ein Hurra auf Ebert in der Kehle. Es ging in geschlossenem Zug, Gewehr auf der Schulter, mit Pfeifen und Trommelklang durch die Linden nach der Wilhelmstraße.

Im Hof der Reichskanzlei, wo man sie einließ, löste sich aus der Truppe der Soldat Spiro und begann zu reden. Er sagte allerhand, was die Leute teils wußten, teils nicht wußten, teils nicht von der Hand wiesen und was ihnen im ganzen ganz egal war. Denn es kam ihnen nur auf den Hochruf an. Spiro beschuldigte den revolutionären Vollzugsrat „mit linkischen Händen in die Regierungsmaschine zu greifen". Nach einigem Hin und Her brachte er schließlich den Hochruf aus, „ein Hoch auf den Genossen Ebert", den er, im Bewußtsein, im Namen der ganzen Nation zu sprechen, hiermit zum Präsidenten der deutschen Republik ausriefe. Die Trommel wirbelte. Ein dreimaliges Hurra erscholl.

Nun trat der Volksbeauftragte Ebert aus dem Haus und wurde auf der untern Treppenstufe als ein kleiner, dicklicher Mann sichtbar. Hochrufe begrüßten ihn. Er lächelte. Seine Ansprache lautete:

„Wir stehen vor ungeheuren Schwierigkeiten. Eigenmächtige Maßnahmen bedrohen die Wirtschaft, den Grundstock unseres Lebens. Ein einheitlicher Wille muß unsere Geschicke lenken. Geduldet euch bis zur Nationalversammlung und bis die Kameraden aus dem Feld da sind. Was ich verlange, ist äußerste Disziplin."

Begreiflicherweise konnte die Sache nicht so enden. Ein Student zeigte sich und versprach der Regierung die volle Unterstützung der „geistigen Arbeiter". Aber erst der Soldat Spiro faßte den Stier bei den Hörnern. Er trat noch einmal vor und rief:

„Jetzt habe ich die klare Frage zu stellen: Herr Ebert ist zum Reichspräsidenten ausgerufen. Folgt er dem Ruf oder nicht?"

Der Volksbeauftragte, gedrängt zu antworten, blickte zu Boden. Einerseits gefiel ihm das Ganze als Gegenzug gegen die Demonstrationen der Radikalen, andererseits schien man ihm hier eine Falle zu stellen. Wer stand hinter diesen Leuten? Er blickte auf, erhob seine Stimme und sagte sehr wachsam:

„Kameraden und Genossen! Den Ruf, der an mich ergangen ist, kann und will ich nicht annehmen, ohne vorher mit meinen Freunden in der Regierung gesprochen zu haben. Das ist eine hochwichtige Angelegenheit, deren Entscheidung allein in den Händen der Volksbeauftragten liegt."

Nun war weiter nichts zu sagen. Noch einmal Hochrufe, dann Trommeln und Pfeifen und mit knallendem Paradeschritt der Abmarsch. Das Gitter der Reichskanzlei schloß sich.

Es hatte sich noch ein anderer Soldatenzug gebildet, dem freilich nicht an Ansprachen oder Huldigungen gelegen war. Während dessen noch unschlüssige Mannschaft sich zum Brandenburger Tor bewegte, fuhr ihnen im Auto der Hauptmann Kohler voraus mit einem Offiziersstellvertreter. Er erteilte der Spitzengruppe den Befehl, ein Detachement zu bilden und den revolutionären Vollzugsrat zu verhaften. Ein Leutnant Fischer nahm hundert Mann, rückte mit ihnen vor das Abgeordnetenhaus und umstellte es. Man besaß Flammenwerfer. Ein Feldwebel mit dreißig Mann betrat das Gebäude und erklärte den Vollzugsrat für verhaftet.

Der Volksbeauftragte Emil Barth, der sich zufällig im Haus befand, erklärte aber, in dieser Angelegenheit nichts zu wissen, was den Feldwebel stutzig machte und ihn bewog, mit ein paar Mann persönlich zur Reichskanzlei zu gehen. Da erfuhr er, daß in der Tat kein Verhaftsbefehl gegen den Vollzugsrat vorlag. Worauf der mitgekommene Leutnant Fischer festgenommen wurde.

Das Abgeordnetenhaus hielten inzwischen noch Soldaten verschiedener Formationen, dabei die Franzer und Gardepioniere, besetzt. Dann stürmten mehr als tausend Matrosen aus dem Marstall an, verjagten die Soldaten und befreiten den Vollzugsrat.

Von diesen sonderbaren Vorgängen also gelangte das Gerücht in die Massenversammlungen. Die Menge, die aus den „Germania"-

sälen strömte, schob sich auf ihr Stichwort die finstere Chausseestraße herauf in der Absicht, über das Oranienburger Tor durch die Friedrichstraße nach den Linden zu gelangen. Daß diese Versammlung, wenn sie einmal auf die Straße stieg, diesen Weg nehmen würde, war schon am Morgen vorauszusehen. Wie es aber kam, daß auf diesem Wege sich auch die Gardefüsiliere einstellten, blieb für alle Zeiten unaufgeklärt. Es blieb ein Geheimnis, wer den Gardefüsilieren befahl, sich Ecke Chausseeund Invalidenstraße mit Flinten und Maschinengewehren aufzustellen, um den Demonstranten auf alle Weise den Weg zur Reichskanzlei zu verlegen. Man ermittelte später nur, daß der Befehl vom Generalkommando kam, und zwar aus dem Mund eines Soldatenrats namens Krebs. Aber von diesem Krebs hat man sonst nichts erfahren.

Für die Gardefüsiliere selbst in der finsteren Chausseestraße lag die Sache unendlich einfach. Sie hatten ein militärisches Manöver gegen Zivilisten vor, das ihnen keine Schwierigkeit bereiten konnte.

Mit Gesang, unter Hoch- und Niederrufen zog die Versammlung aus den „Germania"-Sälen her. Sie stauten sich an der Ecke Invalidenstraße. Die an der Spitze bemerkten Soldaten. Das militärische Kommando: „Zusammenschließen, fertig machen" tönte. Die Führer des Zugs sahen sich einer regelrechten Schützenkette gegenüber. Sie waren grenzenlos verblüfft.

Warum zogen sich jetzt die Versammlungsbesucher nicht zurück, wo sie doch sahen, daß sie unbewaffnet waren und offen gingen, während die Gardefüsiliere sich hinter Maschinengewehren versteckten? Weil sie auf die Alarmnachrichten hin sich aus dem Stand von Versammlungsbesuchern erhoben hatten und, obgleich unbewaffnet, als rechtsbildendes Volk die Pflicht empfanden, sich mit den Soldaten, schlechten Gliedern ihrer Gesellschaft, auseinanderzusetzen.

Unter den Anrückenden befanden sich die zwei gekränkten Leute, die mit ihrem Ärger über den Ausschluß aus dem Soldatenrat den Anstoß zu diesen Versammlungen gaben.

Es marschierten ferner mit der entlassene Soldat Eduard Imker, Bottrowski aus Neukölln, das Große Ding und seine Braut, Grete Grieß, ferner der ehemalige Leutnant Maus. Der

frühere Oberleutnant Friedrich Becker war nicht dabei. Seine Beine hätten das nicht geleistet, er war auch zu anderen, nicht weniger schweren Kämpfen aufbewahrt.

Die Massen drängten und schoben sich auf die vorderen. Sie sangen die Internationale und schwangen ihre roten Fahnen. Der Soldatenschwarm ließ sie ankommen und trieb sie mit gefälltem Bajonett auf die Westseite der Invalidenstraße herüber. Der Zug, gereizt, kam wieder, und er verstärkte sich sogar.

Denn auch in die Versammlung „Sophien'-Säle war das Gerücht von der Verhaftung des Vollzugrats gelangt, und die hatten sich aufgemacht und waren über den Hackischen Markt, die Oranienburger Straße nach der Chausseestraße marschiert, um mit den andern gemeinsam zum Abgeordnetenhaus zu ziehen und den Vollzugsrat zu befreien.

Aus dem großen, immer mehr anschwellenden Zug scholl unaufhörlich: „Hoch Liebknecht! Hoch Rosa! Nieder mit der Regierung!" Die Massen bewegten sich gegen die Barriere der Gardefüsiliere.

Als die Kugeln spritzten und die Menschen fielen, zerbarst die Menge in tausend Einzelpersonen, und jeder Splitter war Grauen, Wut und Haß.

Das Entsetzen trieb sie in die Häuser der Invaliden- und Chausseestraße, jagte sie Treppen herauf, hieß sie an fremden Türen klingeln, warf sie auf finstere Höfe. Nach wenigen Minuten waren die Straßen leer, und nur die Toten und Verwundeten lagen. Frauen, die über die liegenden Körper stolperten, fielen in Weinkrämpfen zu Boden, Männer, zusammengepfercht in Hausfluren, blickten sich an: „Wir hätten unsere Waffen nicht abliefern sollen. Die Berliner Arbeiter werden gemordet. Die Scheidemänner machen Gegenrevolution."

Imker und Bottrowski standen in einem Torweg beisammen. Bottrowski nickte seinem Freund zu. Sie hatten beide leere Gesichter. Aus dem Leutnant Maus, neben dem das begeistert hintrabende Große Ding getroffen war, wurde in dieser Nacht ein Revolutionär. Von seiner Pistole konnte er im Gedränge keinen Gebrauch machen.

In der Nähe des Stettiner Bahnhofs, im Dunkel vor dem Vorortbahnhof, sammelte sich ein Haufen Flüchtiger. Einer, der

wahnsinnig geworden zu sein schien, ein Kriegsinvalide, tobte und schrie gellend: „Gebt mir einen Revolver. Ich falle gern."

Sechzehn Tote lagen auf dem Pflaster der Chausseestraße. An der Ecke Invalidenstraße stöhnten vor dem Kaufhaus zwanzig Verletzte, die sich nicht bewegen konnten. Man brachte die Verwundeten nach der Unfallstation Eichendorffstraße und der Universitätsklinik Ziegelstraße. Eine Anzahl Menschen blutete aus Schnittverletzungen durch Glas von den Schaufenstern des Warenhauses Fabisch. Ein Wagen der Straßenbahnlinie zweiunddreißig fuhr ahnungslos in die Feuerlinie. Ein Lehrmädchen auf dem Vorderperron wurde tödlich getroffen.

Dem Soldaten Spiro genügte es nicht, den mißtrauischen Ebert zum Reichspräsidenten auszurufen. Mit zweihundert Mann marschierte er gleich im Anschluß daran nach der Königgrätzer Straße zur Redaktion der „Roten Fahne". Mit zwanzig Mann, Franzern, betrat er die Redaktionsräume und erklärte, auf Grund eines Befehls von Ebert und im Namen des Soldatenrats der Garde das Lokal besetzen zu müssen. Er verlangte sofort den Schlüssel zum Geldschrank, den man ihm aber nicht gab. Nach anderthalb Stunden wurde die Besetzung aufgehoben.

Die Wache der Reichskanzlei wurde auf die einlaufenden Nachrichten hin am Abend verstärkt. Die Amtsräume blieben bis in die Nacht erhellt. Das Telephon ging unaufhörlich: Die Parteileitung, die Marinedivision. Bei dem Volksbeauftragten Ebert saßen seine Parteifreunde, Mitglieder der Regierung, der Stadtkommandant, der Polizeipräsident, allesamt perplex. Nach Angaben des Generalkommandos hatte ein Soldatenrat Krebs die Gardefüsiliere nach der Chausseestraße beordert. Sie hatten fünfhundert Schüsse abgegeben. Was die Verhaftung des Vollzugsrats anlangte, so stieß man auf eine finstere Fährte: dem verhafteten Leutnant Fischer war der Befehl dazu von einem gewissen Marten und zwei Beamten des Auswärtigen Amtes, Matuschka und Rheinhaben, gegeben worden. Die Truppen unterstanden unzweifelhaft der Stadtkommandantur, aber sie waren über den Kopf des Kommandanten hinweg verwendet worden. Wels, der sich am Morgen der Regierung als Altersstütze angeboten hatte,

wußte von nichts und verstand nichts. Er strich mit eingezogenem Schweif herum und war nicht sehr redselig.

Ein kaltes Grauen fiel nach den ersten Ermittelungen auf die Reichskanzlei. Man hatte triumphierend der Entwicklung dieses gefährlichen Tages beigewohnt, hatte statt heulender Revolutionäre treue Unteroffiziere, brave Elemente aus dem Volk, empfangen, welche ihr Hoch ausbrachten. Man dachte, bald den Generalen zu zeigen, wer man war. Da geriet alles in Unordnung. Aus dem Linksputsch wurde ein Rechtsputsch, und die Ereignisse zeigten jenes merkwürdige Schillern, ein Phosphoreszieren, das manche Naturgegenstände an sich haben und das an sich nicht unschön wirkt. Aber die Männer in der Berliner Reichskanzlei hatten im Augenblick keinen Sinn für die Zauber der Natur.

„Banditen", fluchte Ebert. Um ihn zu kompromittieren, hatte man das ganze Komplott angelegt.

„Banditen", fluchte der Stadtkommandant.

Wer war dieser Spiro? Ebert stierte seine Kampfgefährten zweifelnd an. War Spiro ein Esel oder ein Lump? Wer war Krebs vom Generalkommando? Was tauchten hier für Gestalten auf und im Zentrum der Ereignisse, in dem man bisher selbst gestanden hatte?

Ebert wechselte zwischen lautem Schimpfen und verbissenem Ärger. Seine Wut richtete sich gegen seine Parteifreunde, Kassel und Spartakus. Es ist die Konterrevolution. Sie wollen mich dafür einspannen. Sie machen Chaos, um Grund zum Einmarschieren zu haben. Morgen werden sie hier sein. Das war gedacht; gesprochen wurde gegen Liebknecht:

„Dieser Verrückte. Er könnte auf unserer Seite stehen. Er müßte es. Er müßte die jungen Arbeiter alarmieren und bewaffnen, statt dessen —."

Eberts Freunde suchten ihn dabei festzuhalten: Spartakus und die ewigen Hetzversammlungen seien an allem schuld. Aber Ebert saß stumm auf seinem Stuhl, von finsteren Fäusten geknetet. Er hörte die Furien der Schuld schreien. Lange konnte er den Mund nicht öffnen.

Als er aufstand und ohne Haltung herumwanderte, murmelte er: „Die hohen Herrschaften in Wilhelmshöhe. Sie werden sich in die Finger schneiden. Sie reizen das Volk. Sie reizen es aufs

Blut. Aber das verspreche ich ihnen: wenn das Volk ihnen das nächste Mal an die Kehle springt, ich rette sie nicht."

Dann litt er darunter, daß man auf seine Eitelkeit spekuliert hatte, bei dieser Ausrufung zum Reichspräsidenten. So niederträchtig sind sie: Sie wagen es, mich zu verhöhnen.

Es war zwei Uhr nachts. Er machte, daß er nach Hause kam.

Es sollte aber dieser ereignisreiche Freitag — Vorgeschmack von dem, was kommen sollte, Larvenstadium von Ereignissen, die bald gräßlich durch die Berliner Straßen zucken würden — nicht in die Vergangenheit abgesunken sein, ohne nicht noch auf andere Weise gewaltig zur Vorbereitung dieser Ereignisse beigetragen zu haben.

Da versammelten sich an diesem Freitag, weit entfernt von Berlin und der Mark, auf westfälischem Boden, in Paderborn, höhere Führer und Generalstabsoffiziere der Heeresgruppe Sixt von Arnim zu einer Besprechung. Im bischöflichen Palast fand sie statt.

Die Offiziere berieten, während die Truppen noch zurückmarschierten, über das Tempo der Demobilisierung, über den Zustand im Innern des Reiches, über die Ostgefahr Sie erörterten das Abbröckeln bei der Truppe. Hierbei äußerte sich sehr präzis der Führer der 214. Division, der General Maerker.

Dies war ein alter und ungewöhnlich energischer Soldat, vierunddreißig Jahre im Gardedienst in Deutschland und in den Kolonien; er hatte fünf Kriege unter drei Kaisern mitgemacht. Der General trug auf einem nicht hohen, kräftigen Körper einen runden Kopf mit einem verwitterten, unauffälligen Gesicht, aus dem tiefliegende Augen kalt forschend schauten. Man sah, mit diesem Mann war nicht gut Kirschen essen.

Auf dem Rückzug hatte er dauernd Streit mit den Soldatenräten. Er hielt gegen seine Umgebung mit seiner Entrüstung nicht zurück, daß siebzehn- bis achtzehnjährige Bengel sich anmaßten, das Heer zu vertreten. Beim Marsch durch Eupen geriet er völlig aus dem Häuschen. Da bemühte er sich zusammen mit dem Kommandanten des 18. AK., von Etzel, seine Abteilungen auf die richtigen Straßen zu führen — währenddessen stand am andern Ende der Stadt ein blutjunger Bursche in Matrosenuniform,

Soldatenrat, und richtete mit seinen Anordnungen, die von tiefster Ahnungslosigkeit zeugten, eine heillose Verwirrung an.

Maerker sagte in Paderborn: „Man muß Schluß mit diesen Soldatenräten machen. Sie maßen sich Befehlsgewalt an, beschlagnahmen die Verpflegungsmagazine, verteilen Heeresgut an Kameraden, an Drückeberger und sogar an feindliche Landesbewohner. Sie setzen unsere Divisionen dem Mangel aus und stören die Befehlsübermittlung. Sie fördern direkt die Fahnenflucht, indem sie Mannschaften Entlassungsscheine ausstellen."

Maerker legte beide Fäuste nebeneinander auf den schweren Eichentisch, an dem sie saßen, und lachte: „Wissen Sie, woran mich die Herrschaften erinnern? An den dummen August im Zirkus. Besonders wenn sie eifrig sind. In der Eifel kam mal eine Mutter zu mir gelaufen und bat mich, doch ihrem sechzehnjährigen Jungen die Hosen stramm zu ziehen. Sie konnte es nicht mehr. Der Junge war Soldatenrat."

Während sie sich amüsierten, rückte er mit seinem Plan heraus, den sie in den Grundzügen schon kannten: nicht bis zur völligen Auflösung des Heers warten, nicht länger die innere Zerstörung der Armee durch die Revolutionäre ansehen, sondern die gesunden Elemente des Heers zusammenraffen und aus ihnen ein Freikorps bilden. Mit welcher Begründung vor der Regierung? Ostgefahr, innere Unruhe.

Diesmal saßen alle maßgebenden Offiziere um den Tisch. Man fand die Sache „nicht ohne". Aber viel Chance hätte er nicht, meinte man. Es sei kurz vor Toresschluß. Von seiner eigenen Division wäre ja schon ein Infanterieregiment und die Feldartillerie zur Demobilisierung abgerückt.

Die Antworten genügten dem General Maerker und er führte ohne Umstände den 6. Dezember da weiter, wo ihn die Gardefüsiliere an der Chausseestraße liegen gelassen hatten. Er befahl seine Truppen- und Stabsoffiziere auf sein Dienstzimmer und ließ sie wissen:

„Ich habe einen Entschluß gefaßt. Wir werden aus der 24. Infanteriedivision, soweit sie noch vorhanden ist, ein Freikorps bilden. Ich werde es der gegenwärtigen Regierung zur Verfügung stellen. Ich kann nicht einfach den Yorck spielen und der Entente den Krieg erklären — womit ich nicht gesagt haben will, daß

eine bessere Zukunft uns auch das bringen wird. Aber wenigstens die fressende Zersetzung werden wir aufhalten, im Innern und außen. Das wollen wir sofort beginnen, unter Zugrundelegung unserer Fronterfahrung, unter Berücksichtigung der heutigen Umstände, womit ich eine gewisse Neuordnung des Verhältnisses von Offizier und Mann, natürlich unter absoluter Ausschaltung von Soldatenräten, verstanden haben will."

Der Zustimmung seiner Stabs- und Truppenoffiziere konnte der General gewiß sein.

Die Nacht hatte noch nicht ihre Decke über den dämonischen Freitag gelegt, da berieten sie schon über die ersten Maßnahmen.

Im Lazaruskrankenhaus wurden erschossene Männer und Frauen aufgebahrt. Man fuhr sie in das kleine gelbe Gebäude in der Hessischen Straße, die Morgue. Dahin liefen bis in die Nacht die Leute, die Angehörige vermißten. Polizeibeamte notierten Angaben von Verwandten.

Die Leichendiener, die die Klagen der Angehörigen über sich ergehen ließen, sprachen unter sich: „Im Krieg war's auch nicht anders. Da wurden sie auch im Schlaf und beim Essenholen abgeschossen. Sogar Zivil. Hat sich keiner darüber aufgeregt."

„Zivilisten haben überhaupt eine falsche Vorstellung vom Krieg. Jetzt schreien sie: er war ja gar nicht dabei. Als wenn man dabei gewesen sein muß. Er hat ja keine Flinte gehabt. Alles Unsinn."

„Hast du die drei Großen mit den roten Armbinden gesehen? Die haben sich alle angesehen. Die wollen ein mächtiges Begräbnis machen. Gibt neue Tote."

„Was dann?"

Ein Mann, die erwachsene Tochter neben sich, steigt mit steifem Gesicht aus dem eisigen Keller der Morgue. Sie halten sich Taschentücher vor die Nase, unten ist ein fürchterlicher, süßlicher Geruch. Seine Frau hat man neben ihm erschossen.

Die Tochter: „Erst wollte sie nicht mitgehen."

„Nachher ist sie aber mitgegangen. Mädel, sag doch nicht immer dasselbe."

Die Tochter weint: „Mutter."

Der Vater: „Es ist nicht alle Tage Abend."

Sie weint auf der finsteren Straße weiter.

Die Straße ist bis zum Oranienburger Tor voller Menschen, starke Schutzmannsposten patrouillieren.

Der Vater: „Jetzt hörst du auf zu plärren. Verstehst du, Mädel?"

„Warum soll ich denn nicht weinen, Vater, wenn Mutter tot ist? Ist doch unsere gute Mutter, deine auch."

„Sollst still sein. Damit schaffst du gar nichts. Wir gehen in unser Lokal und fragen."

„Was, Vater?"

„Was die machen. Und ich geh' nach Hause und hol' mein Gewehr."

„Willst du auch mitmachen, Vater? Sie schießen dich auch tot."

„Du kommst auch mit. Du bist groß genug."

„Ich komme schon, Vater. Nach der Beerdigung. — Geh doch nicht, Vater. Nachher bin ich ganz allein."

Von den mondhellen Dächern der Häuser, vor denen die Schüsse geknallt hatten, in der dunklen, völlig friedlichen Chausseestraße stürzten die Schatten herab. Schatten der Dachfirste, Schatten der Schornsteine.

Sie berührten die Blutlachen auf dem Damm, dem Trottoir. Und da mochte einer glauben, Blut ist Blut und wird bald eintrocknen und weggewischt werden, und Schatten ist Schatten und fällt schwarz von den Dächern herab.

Aber wären nur alle Dinge das, was unsere Wiegeschalen und Metermaße aus ihnen machen, so wäre das Leben nicht Leben, der Mensch nicht Mensch, und es hätte keine Schießerei in der Chausseestraße gegeben.

Das Blut, das auf dem Pflaster gerann und verklumpte, hatte menschliche Seelen getragen, die auch nicht viel von sich wußten und denen vorkam, sie waren eben Schlosser oder Soldaten oder Arbeitslose und damit Schluß. Und wenn sie jetzt noch weiter denken könnten, so würden sie als der Weisheit letzten Schluß mitteilen, sie wären aus den „Germania"-Sälen gekommen, friedlich und aufgeregt, hätten gesungen, wären jetzt tot, und ihre schweren Leichname lägen nicht weit von hier in der Hessischen Straße, in der Morgue.

Aber für die Schatten waren die Blutlachen mehr. Um sie hauchte Morgengrauen und Abenddämmerung, Sonnenauf- und -untergang.

Obwohl losgerissen von dem großen Körper, in dessen Haus es warm gewohnt hatte, wußte das Blut vom Gang der Gestirne, vom Blitzen des Mondlichts, von Viehweiden und Alpenwiesen, von Gebirgen, über deren Gletscher sich Wanderer schleppen, von blauen Seen, von Tanzkapellen.

Und die Schatten verstanden es, obwohl nur flüchtige, eben unter dem Mondlicht entstehende Gebilde, denen man kaum ein Dasein zuerkennen würde neben dem wuchtigen Schornstein, um den sie lagen, und dem soliden Dachfirst, von dem sie herabstürzten. Aber sie führten ihr Leben nicht anders wie der Dachfirst, der Schornstein, oder wie eine rasselnde Kanone oder ein schwertrabendes Pferd.

Sie erfaßten die Sehnsucht, den Schmerz, das Glück der Menschen, deren Blut da lag, und entzündeten sich daran. Sie staunten über die Wunder der weiten Welt, die ihnen nie zu Gesicht gekommen waren, und mochten nichts hören von den Klagen, die das Blut aushauchte — über die Kürze des Lebens, über das Plötzliche des Todes. Sie waren noch rascher hin.

Die Schatten vom Dach streckten sich über das Pflaster lang hin neben die Schatten der Straßenlaternen und rangen mit ihnen. Sie stritten, bis schwere Wagen auf der Straße anrollten und Männer mit Besen erschienen, die den Damm und das Trottoir säuberten und schließlich Wasser über das Pflaster gossen.

Da strudelte das Blut der getöteten Menschen den Rinnstein entlang, mit Bindfaden, Papierfetzen, Hundekot und Obstresten. Es stürzte in den Gully zu Jauche und Abwässern.

Die Reise durch den Körper wandelnder, liebender und himmelssüchtiger Menschen war beendet.

Ein Husch war man gewesen, wie die Dach- und Laternenschatten, die sich jetzt in der Morgendämmerung auflösten.

AM FOLGENDEN TAGE

Ein Volksbeauftragter hat seine Wutreserve ausgegeben. Seine Umgebung ist noch zapplig und hat finstere Visionen. Spartakus veranstaltet Straßendemonstrationen. Zwei Radikale diskutieren das unerschöpfliche Thema: Wann ist ein Aufstand eine Revolution und wann ein bloßer Putsch?

Ebert hat ausgeschlafen

Am neuen Tage, dem Sonnabend, dem 7. Dezember, kehrte der erste Volksbeauftragte, nicht zu früh, gut ausgeschlafen und völlig im Besitz seines Gleichgewichts, in die Wilhelmstraße zurück. Die Straße war seit dem Vorabend militärisch besonders gesichert.

Die nervöse nächtliche Beleuchtung des Reichskanzlergebäudes war erloschen. Ruhig, kalt und sicher stand das alte Haus. In seinen Gängen wimmelte es von verstörten Parteifreunden; man stand unter dem Eindruck des mysteriösen Schlages von gestern. Ebert selbst, nachdem er seine Wutreserve ausgegeben hatte, wohnte wieder gut in seinem kleinen Stierkörper.

Er hörte eingelaufene Berichte an, bedauerte beim Lesen und Notieren insgeheim, sich gestern ins Bockshorn haben jagen lassen und nicht doch ruhig wie sonst mit dem General Gröner telephoniert zu haben.

Im Gegenteil, er hätte telephonieren und schimpfen sollen, damit sie wüßten, so einfach sei mit ihm doch nicht fertig zu werden.

Sein graubärtiger „Unterstaatssekretär", ein alter Parteigenosse, fragte bekümmert, was jetzt die in Kassel von Berlin denken würden. Es sei Wasser auf ihre Mühle.

Ebert knurrte über seinen Akten: „Natürlich: Berliner Kuddelmuddel. Aber die guten Herren täuschen sich. Wer sich bei dem Vorfall von gestern blamiert hat, ist Kassel. Wenn die Konfusion von gestern ihre Gegenrevolution darstellt, dann nur zu."

Er sprach von den adligen Rädelsführern des Putsches, die man entdeckt habe, den Herren im Auswärtigen Amt, Matuschka,

Rheinbaben. Sie sind couragiert davongelaufen. Mit Ingrimm nahm Ebert die geflüsterte Meldung zur Kenntnis, auch ein Herr von Stumm, aus der Industriellenfamilie, sei in die Sache verwickelt.

„Nur man zu."

Dann kam der Sekretär Schmidt mit den letzten Zeitungen. Die Linksradikalen schäumten. Sie gingen mit allen Kanonen gegen die Regierung vor.

Die „Rote Fahne" schrieb:

„Arbeiter! Auf zum Massenstreik! Es gilt zu handeln. Das blutige Verbrechen muß geahndet, die Verschwörung Wels-Ebert-Scheidemann mit eiserner Faust niedergeworfen, die Revolution gerettet werden.

Nieder mit den Wels, Ebert, Scheidemann! Alle Macht den Arbeiter- und Soldatenräten. Ans Werk, auf die Schanzen, zum Kampf!"

Ebert reicht ein Blatt nach dem andern dem Sekretär: „Spartakus ist reif fürs Irrenhaus."

Schmidt, Volksschullehrertyp, ernst, Stahlbrille, Ende zwanzig, legte die Zeitungen sorgfältig zusammen: „Es bleibt nicht bei der Chausseestraße."

Ebert nickte: „Den Leuten ist nicht zu helfen."

Die weiteren Untersuchungsresultate, die vormittags einliefen, interessierten Ebert wenig. Der kleine Mann wirkte auf alle beruhigend. Als man erregt meldete, es seien neue Zusammenhänge zwischen dem Vizefeldwebel Fischer, der den Vollzugsrat verhaften wollte, und dem Auswärtigen Amt festgestellt, steckte er ein ironisches Lächeln auf und fragte seinen jungen Sekretär: „Seit wann ist eigentlich alle Welt besorgt um den Vollzugsrat? Ist den Genossen so bange um die Krakeeler? Was? Mir nicht." Und er blickte dem jungen Mann in die Augen: „Wenn Liebknecht den Kladderadatsch will, so wird er ihn haben."

Mit diesem Ergebnis saßen nach einer Stunde die beiden Sekretäre Eberts bei ihrem bescheidenen Mittagessen in der Dorotheenstraße, in einem kleinen Lokal an der Friedrichstraße, und schluckten an ihrem dünnen Bier. Es waren Schmidt und Neumann; Schmidt, der mit der Stahlbrille; Neumann, jünger, hatte einen weichen, blonden Schnurrbart und blonde, längere Haare.

Man hatte Freunde gesprochen, es herrschte große Erregung in der Stadt, Spartakus hatte zum Generalstreik aufgerufen, auch Flugblätter verteilen lassen: „Massenstreik! Auf die Schanzen!" Neue Versammlungen, auch in den unglückseligen „Germania"-Sälen, waren für heute anberaumt.

Schmidt meinte: „Von uns geht alles, was frei ist, nach der Wilhelmstraße und bleibt da, solange man's in der Kälte aushalten kann. Aber Waffen haben wir nicht viel."

Neumann tat optimistischer: „Wer wird dieser wilden Generalstreikparole folgen? Immer dieselben, und ein paar Mitläufer. Bei Löwe und Schwartzkopff arbeiten sie friedlich. Kommen wird Knorrbremse und dann ein paar hundert von AEG. und ‚deutsche Waffen'".

Das Gespräch ging nicht weiter.

Schmidt: „Möchtest du in Eberts Haut stecken, jetzt beim Kabinettsrat? Noch ein Vorfall wie gestern abend, und den Unabhängigen bleibt nichts übrig, als auszutreten, dann kracht die Regierung."

„Und wir sind die Unabhängigen los."

Schmidt: „Und was ist mit uns? Mit wem gehen wir dann? Liebknecht bugsiert uns in die Sackgasse."

„Dann müssen sich eben unsere Leute mehr regen."

„Unsere Leute, unsere Leute. Wie sehen nachher unsere Leute aus, wenn man ihnen alles wegnimmt und ihnen, Gott weiß was, zumutet zu schlucken, ohne loszuschlagen?"

„Was möchtest du, Schmidt?"

„Ich? Ich weiß nicht. Hier kann keiner was mögen. Nur diese Flaumacherei, diese Flaumacherei. Man nimmt uns alles. Keiner kennt sich mehr aus. Mensch, Neumann, man muß doch mal was zeigen. Möchtest du nicht noch mal ein bißchen Geschmack Revolution im Mund haben? Wir sind doch die Arbeiterklasse. Wollen uns nichts vormachen, wir haben Fehler im Krieg gemacht; aber nun ist die Gelegenheit da, die Scharte auszuwetzen, und wir können der Partei einen frischen Zug geben. Wenn ich's Ebert sage, freut er sich erst und nachher sagt er, ich sei ein Intellektueller, und so leicht ginge es nicht."

Neumann: „Was möchtest du also? Doch mit den Unabhängigen oder mit Spartakus. Geht nicht."

Schmidt heftig: „Wir brauchen die Einheit der Arbeiterklasse wie das liebe Brot. Ebert sollte Mut haben. Wir gehen mit ihm. Er fürchtet sich zu sehr vor den Offizieren und dem Frontheer. Der Dreck ist mit denen los. Am 9. November haben wir ihnen die Faust gezeigt. Am 9. Dezember machen wir's noch mal. Ich sag' dir, kein Hund bleibt bei ihnen, und wir haben die Arbeiter zusammen und können machen, was wir wollen, gegen alle. Die Spartakisten, die sind doch bloß zehn Männeken, machen Lärm für zehntausend, und ohne Rußland sind sie gar nichts — und gegen die Entente auch. Natürlich hat Eisner recht: mit dem Soll können wir keine großen Stücke herausstellen."

Neumann: „Da weiß ich nun nicht, was du willst."

Schmidt zieht den „Vorwärts" aus der Brusttasche: „Was machen wir? Daß die Sache von gestern nicht schlimm ausgelaufen ist, ist nicht unser Verdienst. Wie verhalten wir uns? Wie die Unabhängigen: ein bißchen Empörung, ein bißchen Drohung; man tritt auf der Stelle. Wir zeigen amtlich an, es gibt bessere Aussichten für die Brotversorgung; ‚infolge des frostfreien Wetters ist die Hackfruchternte rascher als erwartet beendet', dadurch sind Arbeitskräfte frei geworden, mehr Getreide zur Verfügung, Brotversorgung bis zum 1. Februar 1919 gesichert."

Neumann: „Was hast du dagegen. Nicht schlecht, nicht schlecht, Schmidt. Das hat Hand und Fuß."

Schmidt grimmig: „In dieser Weise zieht man uns Schritt für Schritt von unsern Aufgaben ab. Man streut dem Arbeiter Sand in die Augen."

„Ohne das Stückchen Brot geht's nun mal nicht. Wer das gibt, verfügt über ein großartiges Argument."

Schmidt: „Sand in die Augen. Man tut so, als passierte nichts im Lande. Mit dem Brot füttern wir auch unsere Feinde. Zupacken, sage ich, die Einheit der Arbeiterklasse herstellen. Die Leute hungern danach. Wir kommen ins Hintertreffen. Wir sind schon auf dem Rückzug. Ebert legt uns auf die Defensive fest. In der Wilhelmstraße sitzen, genügt nicht. Die Macht nehmen wir nicht an uns, obwohl wir's könnten. Zuletzt sind wir nur ein Wandschirm für das Bürgertum."

Neumann: „Wir brauchen grade einen Mann für die Defensive. Im Augenblick gibt's nichts Wichtigeres."

Unter Schmidt aber, wie er trübe in sein halbleeres Glas blickte, öffnete sich der Boden. Und er sah, während er schwer atmete, Arbeiter, Männer und Frauen, auf der Straße irren, von Soldatengewehren beschossen. Und vor das Reichskanzlerhaus in der Wilhelmstraße marschierten von den Linden her mit schmetternder Musik Regimenter, die alten Fahnen an der Spitze. Die Menschenmasse wurde bis zur Leipziger Straße zurückgetrieben, man ließ Ebert heraustreten und führte ihn gefangen, in einem geschlossenen Auto davon. In die Reichskanzlei tritt ein General mit seinem Stab, die Militärdiktatur ist da.

Demonstrationen der Spartakisten

Um zwei Uhr mittags — der Regen ließ eben nach — versammelten sich dreitausend Menschen in der Siegesallee im Tiergarten.

Liebknecht redete: „Die Massen müssen nun erkennen, wohin die Politik der Kaisersozialisten führt. Der Putsch von gestern abend war von der Regierung inszeniert."

Der Zug setzte sich, mit zweihundert Bewaffneten vom Roten Soldatenbund an der Spitze, in Bewegung. Ein großes Auto mit Maschinengewehren fuhr voraus. Unter den Linden an der Staatsbibliothek stellten sich Soldaten mit Maschinengewehren dem Zug entgegen. Während eine Panik hinten entstand, bildeten sich vorn zwei Knäuel, und es schien sich ein Kampf zu entwickeln.

Da jagte über die Schloßbrücke ein Militärauto. Drin erhoben sich zwei Personen und schrien hinaus: „Halt! Nicht schießen."

Darauf zogen sich die Soldaten in das Bibliotheksgebäude zurück. Ihrer Maschinengewehre bemächtigten sich Männer vom „Roten Soldatenbund".

Man war vor der Stadtkommandantur. Liebknecht sprach vom Auto:

„Wir sind an der Stelle, von wo der erste Anstoß zu dem gestrigen Blutbad ausging. Wir fordern, daß die jetzige Regie-

rung und Wels weggejagt wird. Solange nicht die Bluthunde gestürzt sind, ist die Revolution in Gefahr."

Nach ihm sprach Ruck aus Stuttgart: „Bewaffnet euch! Wir wollen wirtschaftliche Revolution und Enteignung. Tragt Waffen, wenn ihr in die Fabrik und auf die Straße geht."

Eine Frau: „Es ist euch schlimm im Krieg ergangen, ihr werdet noch lange hungern müssen. Wir müssen diese Regierung stürzen, dann wird es besser. Karl Liebknecht wird unser Präsident werden."

Drüben auf der andern Seite neben dem Zeughaus, zwischen den Bäumen des Kastanienwäldchens, stand der antike Tempel der Hauptwache. Die Soldaten drin blickten über das Gitter. Sie fluchten über die Irrsinnigen: „Die Franzosen werden bald kommen."

Der Zug hielt am kahlen Lustgarten. Da wurde den Leuten gesagt, der Kommandant der Volksmarinedivision, Graf Wolf-Metternich, der sich an dem gestrigen Putsch beteiligt habe, sei seines Amtes enthoben worden und an seine Stelle sei Radtke getreten.

Um vier Uhr war es zu Ende. Autos rasten durch die Linden und Friedrichstraße und streuten Flugblätter:

„Arbeiter, Soldaten, Genossen! Die Revolution ist in höchster Gefahr. Auf zum Massenprotest. Sonntag, zwei Uhr, Treptower Park. Der Spartakusbund."

Gegen Abend wurden in der Stadt zehntausende Flugblätter verteilt: „Schlagt die Juden tot. Tötet Liebknecht!"

Im Hauptquartier von Spartakus

Auf dem dunklen Schloßplatz am Marstallgebäude, dem Hauptsitz der „Volksmarinedivision", wimmelte es am Abend von Menschen. Viele bewegten sich über die Schloßbrücke durch die Königstraße nach dem Polizeipräsidium, andere kehrten von da zurück, und die meisten standen untätig herum, diskutierten und hörten, Spitzel aller Gruppen dabei.

In das Gebäude drang spät der Russe Radek. Er wollte sehen,

wen er von den Führern finden konnte, um etwas über die Lage zu erfahren.

In den von Lärm erfüllten Büroräumen erfuhr er, Liebknecht sei im Haus. Radek plauderte mit einigen Matrosen, die in bester Laune und kampflustig waren. Als er ein Fenster in dem dumpfen, heißen Raum öffnete, klang vom Hof Liebknechts Stimme herauf, heiser wie schon seit Tagen. Er redete zu den Matrosen. Radek freute sich, obwohl er kein Wort verstand.

Nach einer Viertelstunde stampften Soldatenschritte die Treppe herauf. Zwischen den Bewaffneten, die ihn wie eine Leibgarde umgaben — sie waren nur zum Teil in wirklicher Uniform, einige trugen Militärmützen und Militärmäntel zu ihrer Zivilkleidung, es gab auch bloße Zivilisten mit Gewehren —, zwischen ihnen erschien schwitzend, die Haare an der Stirn klebend, Liebknecht, den Hut in der Hand.

Sein Gesicht war gerötet. Er war erregt, aufgelöst. Sie sammelten sich sofort um ihn, er wollte trinken, man wickelte ihm einen Schal um den Hals. Von weitem, ohne sich vorzudrängen, sah ihn Radek zwischen den Tischen sich durchschieben. Was für ein begeisterter, hingerissener, wahrer Mensch. Wie alles an ihm zitterte. Wie die bittere Härte seiner Züge gelöst war. Jemand berichtete ihm etwas. Man sah sich im Raum um, Radek hörte seinen Namen nennen, schon kam Liebknecht auf ihn zu. Radek fiel das Ibsenwort ein: „Mit Weinlaub im Haar." Sie schüttelten sich die Hände. Der Deutsche lächelte abwesend (leicht irrsinnig, kam Radek vor. So blickte er, als er aus dem Zuchthaus kam und sich nicht zurechtfand).

Man öffnete vor ihnen eine Tür, sie traten in den verqualmten Nebenraum, aus dem sich nach einigem Flüstern mehrere Matrosen entfernten.

Liebknecht zog sich den Mantel aus, warf ihn über den Tisch neben die leeren Bierflaschen und Aschenbecher und ließ sich erschöpft und tief aufatmend in einen Stuhl fallen. Den Kopf legte er auf den Mantel.

Radek meinte: „Es war ein heißer Nachmittag."

Der Deutsche regte sich nicht. Er schien zu schlafen. Als er den Kopf vom Tisch hob, nahm er den Kneifer ab und sah erloschen, müde und fremd aus. Er räusperte sich. Aber trotzdem

war seine Stimme noch nicht vorhanden, als er sagte: „Die Dinge sind im Fluß."

Radek dachte: wie anders sah Lenin in diesen Tagen aus. Die Heiserkeit haben sie beide gemein, aber sonst ... Der eine ein Kopf, ein Wissen, zehn Energien, und dieser — eine auf- und abzischende Flamme.

Radek: „Morgen also, nachmittags, die Versammlung in Treptow. Man muß sich auf alles gefaßt machen. Die andern werden auch ihre Leute zusammenhaben. Es kann Zusammenstöße geben."

Liebknecht: „Diesmal wird man uns nicht abschießen."

Er wischte sich umständlich das Gesicht, den Hals, goß sich Wasser aus der Karaffe ein und trank langsam. Dabei kam er aus seiner Entrückung zu sich und zeigte sein übermüdetes, alltägliches, leidensbitteres Gesicht.

Radek: „Es ist dir also klar, daß jetzt alles auf einen bewaffneten Aufstand, und zwar in den nächsten Tagen, hindrängt."

„Lieber Radek, genau so steht es. Du hast es vorzüglich formuliert. Alles drängt auf den bewaffneten Aufstand hin, und zwar in den nächsten Tagen. Ich möchte den sehen, der den in der Entwicklung begriffenen Aufstand aufhalten kann. Weder du noch ich könnten es. Er würde über uns hinweggehen. Wenn ich rede, geht es mir schon heute ganz merkwürdig: das Volk, die Massen, wirklich dieser heiße Zorn der Massen erlaubt keine persönliche Meinung. Ich kann nicht irgendeinen Gedanken, einen Hinweis von mir dazu formulieren. Ich kann nur sagen: vorwärts und vorwärts und immer wieder vorwärts. Immer dies eine. Sie nehmen einem das Ich weg. Mein Ich ist wie auslöscht."

Er hatte draußen gesagt: „Offiziere und Junker, Generale und Admirale als Soldatenrat, Prinzen als deren Schutzherren. In Westfalen und anderswo geheime Zusammenkünfte der Offizierssoldatenräte mit anderen Offizieren unter der Leitung des Generalkommandos: Hindenburg erläßt politische Kundgebungen wie in den Tagen Wilhelms. Generalleutnant von Winterfeld ist mit der zweiten Division auf Aachen und Köln marschiert, um die Revolution niederzuwerfen. Und an der Spitze gewaltiger Heere mit der schwarzweißroten Fahne voll musterhafter Disziplin und künstlich aufgestachelten Hasses gegen uns, die Bolschewiken,

ziehen die Generale, die Mitschuldigen am Krieg. Mitverschworene der Hohenzollern vom Westen ins Innere Deutschlands. Immer höher war schon die Dreistigkeit der militärischen Gegenrevolution gewachsen. Und jetzt lassen sie die Maske fallen, an diesem blutigen 6. Dezember, den wir ihnen nicht vergessen werden. Geduldet von der Regierung der Ebert-Scheidemann-Wels, gefördert, gehätschelt von ihnen..."

Radek: „Du redest, wie du hast reden müssen."

Liebknecht: „Du warst immer einverstanden?"

Radek: „Vollkommen. Wenn du dich nur nicht erschöpfst. Du exponierst dich übrigens sehr. Ich habe dich später beim Sprechen gesehen. Ich staunte über deinen Leichtsinn, eigentlich über die Fahrlässigkeit der Genossen. Man kann dich abknallen wie nichts. Wir in Rußland haben immer gewußt, was ein Fehler bedeutet (er lächelte verschmitzt). Auch bei den Gegnern."

Liebknecht: „Eine Leibgarde? Du bist komisch. Also du bist einverstanden?"

Aha, der Zweifel meldet sich, heiliger Lenin, steh mir bei. Die klaren offenen Augen des Deutschen richten sich auf ihn.

„Natürlich. Du hörst es."

Liebknecht: „Du mußt mir das, bitte, genauer, ausführlicher begründen. Worin, womit bist du einverstanden?"

„Du sagst doch selbst, Karl, daß die Dinge im Fluß sind."

„Gewiß. Die Dinge sind im Fluß."

„Nun?"

„Und was meinst du dazu? Soll man sie lassen? Du hast mir neulich erzählt von eurer Opposition, im Zentralkomitee vor der Oktoberrevolution, der Artikel: ‚Was nicht tun?'"

„Den Lenin zurückwies. Der mit dem Hinweis auf die französische Kommune."

„Ja. Er nannte ihn oberflächlich. (Liebknecht grübelte; er streichelte mit der linken Hand automatisch sein schwarzes Mantelfutter.) Mich interessiert, wie die Gedanken zu diesem Artikel entstehen konnten. Sie konnten auch bei euch entstehen. Kamenjew meinte: länger hinhalten, nicht zu rasch nachgeben, die Umstände seien noch nicht gegeben."

Radek sehr lebhaft, unangenehm berührt: „Daß er unrecht

hatte, war nach ein, zwei Wochen bewiesen. Wir haben zugestoßen. Mit welchem Resultat, ist dir bekannt."

Liebknecht grübelte und nickte: „Natürlich. Ihr kämpft übrigens noch immer. Ihr werdet siegen, ich zweifle nicht. Es kann sich hinziehen."

Radek zuckte die Achseln: „Vielleicht noch Jahre. Man wird das Feuer, wo es entsteht, austreten."

„Natürlich, natürlich. Ihr habt ein riesiges Land. Ihr zerstört da ein bißchen und da ein bißchen. Bei uns geht es schwer. Wir wohnen dichter."

Er stockte und stierte das schwarze Mantelfutter an, von dem er eine Falte zwischen zwei Finger kniff, sie zu einem Berg hochzog und wieder langsam herabließ: „Wir können uns diese Großzügigkeit nicht leisten."

Radek: „Was meinst du also?" (Er tat so, als wenn er sich an einer rein akademischen Debatte beteiligte. Er strich sich scheinbar zufällig über Stirn und Nase und verdeckte dabei seinen Mund, um seinen Ärger nicht zu zeigen.)

Liebknecht: „Ich meine nichts. Nach einem so heißen Tag, bei dem ich nicht zu Wort komme, kann ich mich schließlich auch melden. Ja, es geht alles vorwärts..."

Radek: „Zum Ziel."

„Wir haben ausgezeichnete Leute, prächtige Jungen. Wir sind für sie verantwortlich."

„Frag sie, was sie wollen."

„Das weiß ich. Darum bleib' ich doch verantwortlich. — Ich will den Frieden. Ich wollte ihn immer. Den ganzen wirklichen Frieden. Dazu die Entwaffnung des Militärs, die Abrüstung draußen und drinnen, den Sozialismus, den Sturz des Kapitalismus."

„Der ist nicht ohne Waffe zu haben."

„Wenn ich aber zu früh zuschlage, bin ich ‚Putschist', Blanquist und störe alles."

„Lieber Karl, geeigneter Augenblick, ungeeigneter Augenblick. Du kommst hier herauf. Du strahlst. Du weißt selbst, du hast den Massen aus der Seele gesprochen. Was sich jetzt bei dir meldet, das sind Bedenken, Ängste, die einen befallen, wenn man allein ist."

Liebknecht hing an seinem Mund. Seine beiden Hände lagen flach auf dem Tisch: „Ist es so?"

„Die Aufgabe ist ungeheuer, das Ziel das gewaltigste, das sich ein Mensch stellen kann. Du kommst dir als einzelner, als Privatperson, klein und hilflos vor. Wenn du vor den Massen stehst, wird dir alles klar."

„Das ist es", nickte Liebknecht.

Radek schmiedete das Eisen, das warm war: „Man ist nicht Blanquist und Putschist bei dieser Übereinstimmung mit dem Volkswillen. Die Empörung über die Haltung der Ebert-Wels geht bis in die bürgerlichen Kreise hinein. Lies die Zeitungen, wie sie sich wenden, um ihren Lesern die Ebert-Wels-Parole plausibel zu machen: Spartakus sei der Schuldige.

Die Parole des Massenstreiks ist gegeben. Du wirst das Ergebnis sehen. Übrigens, wenn ich's mir richtig überlege, kann uns die Entwicklung, die die Dinge genommen haben, nur sympathisch sein. Die Monarchisten dachten ihren Putsch, den sie beim Truppeneinmarsch am nächsten Dienstag vorhaben, einzuleiten. Statt dessen — kommen wir zum Zug."

„Man kann auch gearbeitet haben, um uns zum Zug zu bringen, lieber Freund."

Radek rückte mit seinem Stuhl, der auf der andern Seite des Tisches stand, Liebknecht gegenüber und räumte die Bierflaschen zwischen ihnen weg. Der Deutsche hatte sich erholt. Er saß aufrecht und glättete sich den Schnurrbart.

Der Russe meinte freundlich: „Mir ist dein Schwanken begreiflich. Natürlich liegt eine Verantwortung vor. Nur Opportunisten drücken sich vor der Verantwortung, indem sie erklären, sie warten auf die Triebkräfte der Revolution. Opportunisten glauben immer an „Triebkräfte", wenn man sich schlagen soll. Natürlich schlagen sie sich überhaupt nicht. Ihre Auffassung von einer Revolution ist ebenso dumm wie die von der ökonomischen Entwicklung, die ohne menschliches Eingreifen ablaufen soll; die Idiotie der Mehrheitssozialisten. Lenin erklärte sehr klar, nach Analyse der Lage: „Der Aufstand ist reif." Und setzte hinzu, was man sich einprägen soll: „Der Aufstand ist reif. Man muß sich zu ihm wie in einer Kunst verhalten."

Die Augen des Deutschen weiteten sich freudig: „Ein stolzes Wort."

Radek zufrieden: „So fängt man Revolution an. Er rief die Organisationen der Arbeiter und Soldaten zur Vorbereitung des bewaffneten Aufstands auf und ging gegen Kamenjew und Sinowjew vor. Kamenjew erklärte, demissionieren zu wollen. Die Demission wurde mit fünf gegen drei Stimmen angenommen."

„Fünf gegen drei? Allerdings schwache Mehrheit. Überhaupt bloß acht Stimmen."

„Es war Krieg, mehr konnten nicht kommen. — Aber du mußt wohl zu den Leuten hineingehen. Ich glaube, sie warten auf dich."

Radek gefiel die Unterhaltung nicht.

Der Deutsche: „Sie haben Geduld. Ich bin im Augenblick nicht nötig."

Widerwillig blieb Radek. Er sagte, nur um fortzufahren:

„Jedenfalls weißt du, wie es bei uns nachher ging: die Garnison, die ‚Aurora' auf der Newa und so weiter."

„Klingt heute wie ein Heldenlied."

Radek: „Gewiß. Aber die Grundsätze des Marxismus sind überall gültig. Die Sätze Lenins bleiben zu jeder Zeit und an jedem Ort unumstößlich: daß Opportunisten immer auf Triebkräfte warten, und daß man sich dem reifen Aufstand gegenüber aktiv, mit Willen und Kenntnis, wie der Künstler sich zu einer Kunst zu verhalten hat."

„Gut. So erlaube mir aber, nachdem du mir bis jetzt keinen Vorwurf zu machen hast, an den einen Unterschied zwischen der russischen und deutschen Lage zu erinnern, auf der du selbst hingewiesen hast: Kerenski hatte noch Krieg an der Grenze und eine kämpfende Frontarmee, Ebert hat schon Frieden. Und wenn er, wie er täglich deklamiert, den Frieden und die innere Ruhe sichern will, so kommt er weitverbreiteten Wünschen entgegen. Diese Karte also für den Aufstand, die Lenin werfen konnte, Frieden zu bringen, haben wir nicht. Wir treten im Gegenteil als Friedensstörer auf. Wäge daneben ab, was noch dazu unsere, besonders Rosas These bedeutet: die wirkliche Umwälzung ist gar nicht vorgenommen, es ist alles, von einigen Personen abgesehen, geblieben, wie es war. Das stimmt, aber sie machen sich nichts draus. Sie wollen Frieden."

„Wie bei uns. Ihr zieht die richtigen Schlüsse aus Rosas These, die ich unterstreiche."

„Aber sogar ihr führt noch heute Bürgerkrieg, und ihr könnt ihn euch leisten. Wohin kommen wir aber dabei. Radek, wir hier in Deutschland müssen rasch siegen. Rasch, rasch. Bei uns ist die Zeitfrage entscheidend. Wir stehen und fallen mit der Zeit. Oder wir werden doch auf den Weg einer langsamen Umwälzung gedrängt. — Ja, warum es nicht aussprechen: Da müßten wir zum Beispiel auch über die Nationalversammlung anders denken."

Radek kalt: „Die Revolution auf die lange Bank geschoben. Die Gegenrevolution. Man kann keine revolutionäre Situation konservieren. Das einzige, was sich konserviert, sind die revolutionären Phrasen."

Karl: „Wir wollen bitte die deutsche Situation im Auge behalten. (Radek hatte jetzt, wie der Deutsche ihm ruhig gegenübersaß, nicht mehr den Eindruck einer auf und ab zischenden Flamme, sondern eines Gegners mit einer gesammelten Kraft.) Wir müssen uns vor falschen Schritten hüten. Man hat die Wiederkehr der Hohenzollern zu verhindern, man hat gegen Generalswirtschaft und Militärdiktatur zu kämpfen, und zwar unter Umständen bewaffnet: Dabei kann man auf das gesamte einige Proletariat und noch mehr rechnen. Womit wir freilich nicht die ganze Lawine einer Revolution in Bewegung gesetzt hätten, vielleicht auch nicht brauchten."

Radek: „Sehr richtig."

Der Deutsche: „Ich frage dich, was du darüber denkst."

„Daß bei uns Anfang Oktober Kamenjew und Sinowjew einen Aufruf an die Partei erließen, worin sie sagten, daß wir Bolschewiki vor der Geschichte des russischen Proletariats und vor der Geschichte der russischen Revolution nicht das Recht besäßen, die ganze Zukunft auf die Karte des bewaffneten Aufstands zu setzen. Sie erklärten daher, als Opposition in die Konstituierende Versammlung einziehen zu wollen. Also Nationalversammlung. Sie waren für eine Verbindung von Konstitution und Sozialismus. Sie meinten unsere Losung: ‚sofort oder niemals' wäre falsch. Die Partei des Proletariats werde und müsse wachsen, ihr Programm werde langsam breiteren Massen klar werden. Nach

diesen Erklärungen (Radek hob beide Arme) gab Lenin das Zeichen — zur russischen Revolution."

Der Deutsche: „Und ihr führt noch heute den Bürgerkrieg, Radek! Sozialismus will aber nicht ruinieren, er will höhere Entwicklung."

Radek bissig: „Die ihm geschenkt wird."

„Also Kamenjews und Sinowjews Gedanken können in der Tat für die russische Situation bürgerlich feige, oberflächlich und dumm gewesen sein, für uns in Deutschland —. Mein Gott, ich quäle dich, Radek."

Radek: „Aber bitte."

Liebknecht zog seinen Mantel vom Tisch zu sich her und stand langsam auf. Er war ernst und freundlich: „Das Fenster steht offen, mich friert. Wir reden morgen weiter. Komm zu mir zu Tisch."

Radek half ihm beim Anziehen und sagte währenddessen: „Ich nehme alles, was du sagst, mit dem Gedanken zur Kenntnis, daß du heute den ganzen Tag hast Volksreden halten müssen. Dafür willst du dich rächen. Dein unterdrücktes Ich. Auch Rosa hat solche Anwandlungen."

„Wir machen dir Kummer, wie? Ich denke, es liegt daran, daß wir uns den schweren und entscheidenden Dingen nähern. Sie sehen von weitem anders aus als in der Nähe.

„Natürlich", beeilte sich Radek zu sagen.

Liebknecht schob seinen linken Arm unter Radeks; sie gingen: „Komm zu unseren Jungs, zu unseren Männern. Sie gefallen dir doch? Sie sind gewiß so tapfer wie eure drüben. Darum lass' ich mich auf nichts Überstürztes ein, selbst, wenn sie wollen. Blut ist ein ganz besonderer Saft. Für Kanonenfutter sind sie mir zu gut. Darum haben wir sie nicht den preußischen Generalen aus der Hand genommen. Für ein freies, sozialistisches Deutschland werden wir uns schlagen, wenn's so weit ist. Radek darum kannst du unbesorgt sein."

Sie öffneten die Tür. Liebknecht ließ den Russen los. Sie traten in den weiten überfüllten Raum.

Radek staunte, als er seinen Freund beobachtete, wie er sich freudig unter die Matrosen mischte. Er redete mit ihnen väterlich, herzlich und wie ein Kamerad.

Er hatte sich in den letzten Wochen sehr verändert. Zu seinem Vorteil? Ihm fehlt Härte und Distanz, dachte der Russe. Ein deutscher Idealist. Mich graust. Aber er täuscht sich. Die Massen werden ihm durchgehen. Die Revolution geht über seinen Kopf hinweg. —

INHALT

Vorspiel 5

Erstes Buch — Der 22. und 23. November

Sturm auf das Polizeipräsidium 49
Die Behörden 65
Von Liebe mit oder ohne Gegenliebe 79
Unterhaltungen zwischen Lehrern 95
Sonnabendabend 115
Gegen Abend nahm die Kälte zu 130

Zweites Buch — Vom 24. zum 27. November

Private Revolution 141
Fortsetzung einiger Liebes- und Kriminalgeschichten 154
Übergang zu größerer Heiterkeit 176
Nachklänge 192

Drittes Buch — Vom 28. November zum 1. Dezember

Das große Hauptquartier in Kassel 207
Die Stimme Liebknechts über Berlin 227
Jeder macht, was er will 264
Eine Überraschung in Straßburg 279
Reise ohne Ergebnis 286

Viertes Buch — Bis zum 4. Dezember

Niederlage in Ems und neuer Vorstoß 303
Kleine Blütenlese, allerhand Vorgänge 317
Von Wanzen und ihrer Lebensweise 325
Nach Ems 339
In der Apotheke und im Filmatelier 350
Hohe Strategie und kleine Taktik 366

Fünftes Buch — Bis zum 7. Dezember

Träger der Ordnung 391
Unter deutschen Revolutionären 398
Blick in einen dunklen Spiegel 412
Paris, Ängste und Sünden 424
Ein Abschluß 433
Ovationen für Friedrich Ebert 438
Der 6. Dezember 443
Am folgenden Tage 457

Alfred Döblin, geboren am 10. 8. 1878 in Stettin, lebt in Baden-Baden.

Date Due		
[redacted]		
NOV 1 1965		
NOV 22 1965 R		

833.91
D654K
Ei. V. 1

100,947

This book may be kept
FOURTEEN DAYS
A fine will be charged for each
day this book is kept overtime.

LORAS COLLEGE LIBRARY
DUBUQUE, IOWA